Tracht und Schmuck im nordischen Raum



1. Band

Tracht und Schmuck als Sinnbilder nordischer Rasse und nordischen Wesens treten in diesem Band in zahlreichen Abbildungen vor die Augen des Lesers. Von der Steinzeit bis zum Beginn unserer Zeitrechnung erfaßt die Darstellung den gesamten Strahlungsbereich nordisch-germanischer Kulturkräfte. Ein Werk über das Thema „Tracht und Schmuck" erfordert wie wohl kaum ein anderes eine sorgfältige bildliche Ausstattung, um das im Text Gesagte verständlich werden zu lassen. Vor allem gilt das für Abhandlungen über vorgeschichtliche Funde. Sind doch gerade diese in ihrem Formenreichtum und ihrer künstlerischen Gestaltung von solcher Vielfalt und andererseits oft ohne Vergleichsmöglichkeit mit geschichtlichen Erzeugnissen, daß nur die Abbildung einen Begriff von ihrem Wesen und Wert zu geben vermag. Deshalb wurde in diesem Band besondere Sorgfalt auf die Auswahl der Abbildungen und ihre einwandfreie Wiedergabe gelegt. So ist ein Werk entstanden, das in seinen zwei Bänden einen zuverlässigen Überblick über die Entwicklung von Tracht und Schmuck im nordischen Raum gestattet.

Tracht und Schmuck im nordischen Raum

1. BAND

Tracht und Schmuck der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit



1939

CURT KABITZSCH/VERLAG/LEIPZIG



Tracht und Schmuck im nordischen Raum

Inhalt

Vorwort

In dem vorliegenden Werk sind als Ergebnis des II. Nordischen Wissenschaftlichen Kongresses „Tracht und Schmuck“ die Zusammenhänge aufgezeichnet worden, in denen von der Frühzeit germanischer Kultur bis in die Gegenwart Tracht und Schmuck im nordischen Raum miteinander stehen. In vielgestaltiger Fülle wird ein Teilgebiet volksverbundenen Schaffens behandelt, das wiederum auch für diese Zweige der Forschung einmal die gemeinsamen Wurzeln mit aller Deutlichkeit erkennen läßt, und zum anderen die mannigfachsten Beweise für die außerordentlich starke Ausstrahlungskraft dieser wertvollen Zeugnisse germanischer Kultur gibt.

Es darf daher wohl mit vollem Recht und aus tiefster Überzeugung der Meinung Ausdruck gegeben werden, daß dieses zweibändige Sammelwerk erstmalig eine lebendige Gesamtschau der Fragen von Tracht und Schmuck im nordisch-germanisch bedingten Europa geben wird, von Island bis in die deutschen Volkstumsinseln des Südostraumes, von Flandern bis Finnland.

Während der erste Band die vor- und frühgeschichtlichen Elemente des Stoffes behandelt, widmet sich der zweite Band den Dingen von Tracht und Schmuck in Geschichte und Gegenwart.

Der Deutschen Forschungsgemeinschaft gebührt für die Förderung dieser deutsch-nordländischen Gemeinschaftsarbeit besonderer Dank, wie auch der stets bereite Einsatz des Verlages Curt Kabitzsch lobend vermerkt sei.

Berlin, im Juli 1939

Alexander Funkenberg

Die Tracht der Bronzezeit in Dänemark

Von

H. C. Broholm, Kopenhagen

Kein anderes Fundmaterial zeigt uns die Völker der vorgeschichtlichen Zeit deutlicher als die Trachtenfunde der Eichensärge aus der Bronzezeit. Neben ihrem archäologischen Interesse sind sie auch von größter Bedeutung für das Studium der Webetechnik als die ältesten Textilerzeugnisse aus dem nordischen Kulturgebiet. Über die bis zum Sommer 1935 ermittelten Funde habe ich in Gemeinschaft mit Frl. Margrethe Hald in Nordiske Fortidsminder II, S. 215ff. eine Beschreibung gegeben. Meine heutigen Ausführungen stellen eine Wiedergabe dieser Arbeit dar, vervollständigt durch Ermittlungen über ein im Sommer 1935 zu Skrydstrup, Kreis Hadersleben, ausgegrabenes Frauengrab (Skrydstrupfundet, Nordiske Fortidsminder III, 2; 1939).

Während die Kulturvölker Südeuropas in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit für ihre Kleidungen weiße Wolle gebrauchten, sind sämtliche Kleidungen der dänischen Bronzezeit aus dunkler Schafwolle angefertigt. Nur in einem einzelnen Falle ist die Verwendung weißer Schafwolle festgestellt worden. Die Hinzuziehung künstlicher Farbstoffe war bisher nicht aufzuweisen.

Von vollständigen Männerkleidern sind vier Stück bekannt geworden und, da Reste von drei unvollständig erhaltenen Kleidungen vorhanden sind, ergibt sich ein zuverlässiges Bild über die Tracht des Mannes. Dieselbe umfaßt außer Waffen, Schmucksachen u. dgl. für persönlichen Gebrauch, Mütze, Mantel und Unterkleidung.

Es sind zweierlei Mützenarten erkennbar; die eine setzt sich aus einer einzelnen Schicht doppelschäftigem Wollzeug zusammen und besteht aus rundem Kopfteil und einem niedrigeren oder höheren Seitenstück (Abb. 4b), die andere hat eine halbkugelförmige Gestalt und ist mit einer dichten Schicht kürzerer oder längerer Fransen versehen (Abb. 4 u. 4a).

Die Hauptteile der männlichen Tracht bilden der Mantel und die Unterkleidung. Von Männerkleidungen gibt es zwei verschiedene Gattungen, die jedoch demselben Typ angehören. Am einfachsten sind die beiden Trachten aus Borum Eshøj (Abb. 1 u. 2). Die dazu gehörige Unterkleidung besteht nur aus einem länglichen viereckigen Lendenkleid oder Lendenrock, der mittels einer Schnur oder eines Ledergürtels festgehalten wurde.

Die Mäntel sind von ovaler Form, und die Abschlüsse sind gleichartig nach beiden Seiten abgerundet. Etwas anders sind die Mäntel der Funde zu Muldbjerg (Abb. 3) und Trindhøj (Abb. 5). Nicht allein weichen dieselben in der Größe von den Borum-Eshøj-Mänteln ab, sondern die Form und das Zuschneiden ist verschiedenartig. Die eine Seitenkante ist bis zum Ende vollständig gerade, während die andere dagegen eine beträchtliche Rundung aufweist. Der Guldhøjmantel scheint auch diesem Typ anzugehören.

Noch mehr als die Mäntel weichen jedoch die Unterkleidungen der Muldbjerg- und Trindhøjfunde von den entsprechenden Stücken aus den Borum-Eshøj-Gräbern ab. Die Trindhøjfunde enthalten nicht ein einfaches Lendenkleid, sondern ein geformtes Kleidungsstück (Abb. 6, 7a u. b). Die Zipfel, mit denen die obersten Ecken ausgestattet



Abb. 1. Männertracht von Borum Eshøj. Grab A, Seitenansicht

sind, zeigen auch eine kompliziertere Tragart (mittels einer Art Hosenträger) und außerdem sind die Wämse um den Leib mit Gürteln festgehalten worden.

Es kann daher kaum ein Zweifel bestehen, daß dieses Kleidungsstück dem einfachen Unterrock entspringt und eine Übergangsstufe zwischen dem Unterrock und dem Hemd darstellt. Wenn dieses Wams ordnungsgemäß angebracht wird, stellt es sich als ein wirkliches Kleidungsstück heraus, und durch die Kappe vervollständigt bildet es eine schöne und ansehnliche Tracht, weit schöner als die einfachen Eshøjkleidungen.

Von Frauenkleidungen sind drei Exemplare bekannt: Hierunter weist der Egtvedfund einen Typus auf, welcher offenbar ganz allgemein gewesen ist und von der 3.

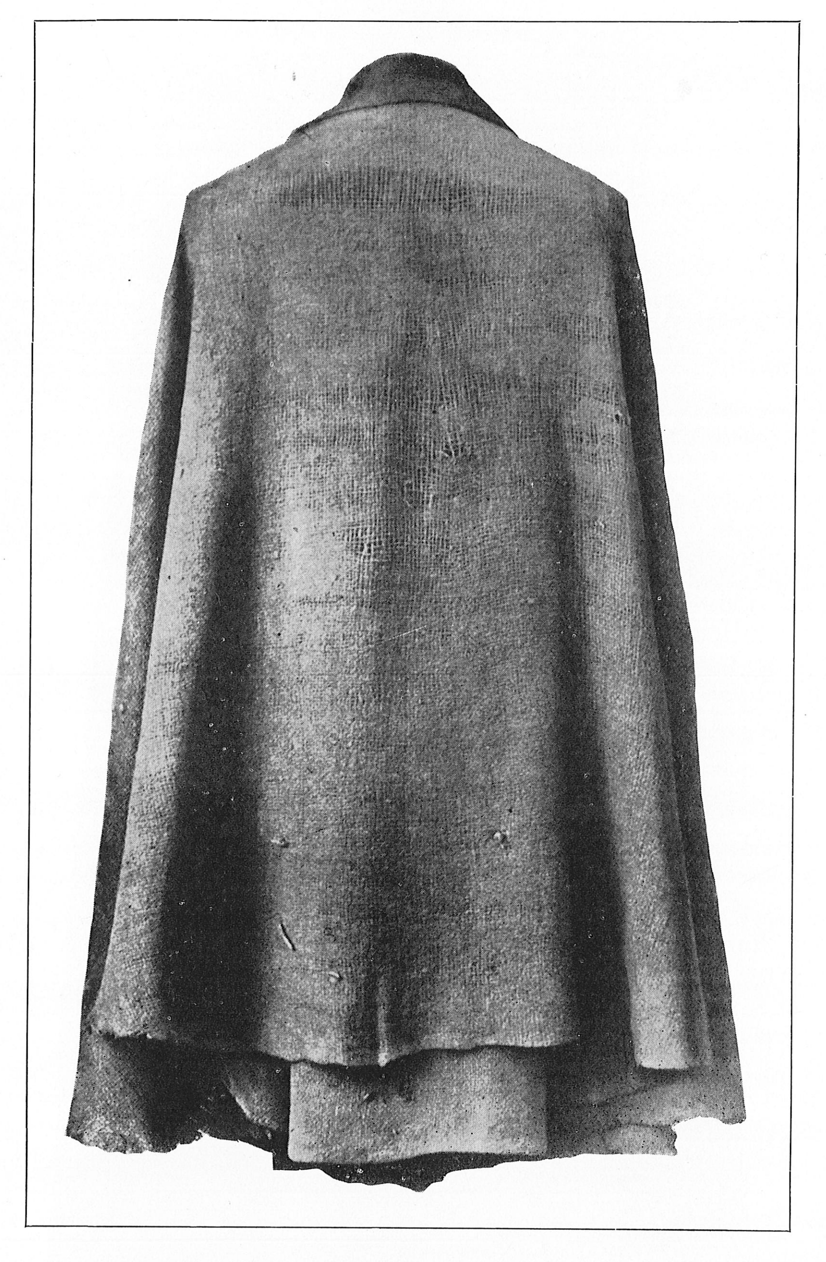


Abb. 2. Männertracht von Borum Eshøj. Grab A, Rückansicht

bis zur 8. Periode der Bronzezeit in Anspruch genommen wurde. Es ist festgestellt worden, daß dieser Typus eine Verbreitung umfaßt, welche sich vom nördlichsten Jütland bis zum südwestlichen Holstein und auf die dänischen Inseln erstreckt. Er setzt sich aus einer kurzen Jacke mit halblangen Ärmeln und Gürtel sowie einem Schnurrock zusammen (Abb. 8, 9 u. 10); und wie aus Figuren von der jüngsten Bronzezeit her ersichtlich, wurde letzterer um die Hüften getragen. Eine von Frl. Hald für das Nationalmuseum verfertigte, genaue Kopie enthält die Aufmachung der gesamten Kleidung.

Von den beiden anderen Frauenkleidungen ist die eine in einem Hügel bei Skrydstrup im Westen von Hadersleben im Jahr 1935 zum Vorschein gekommen. In einer



Abb. 3. Mantel von Muldbjerg

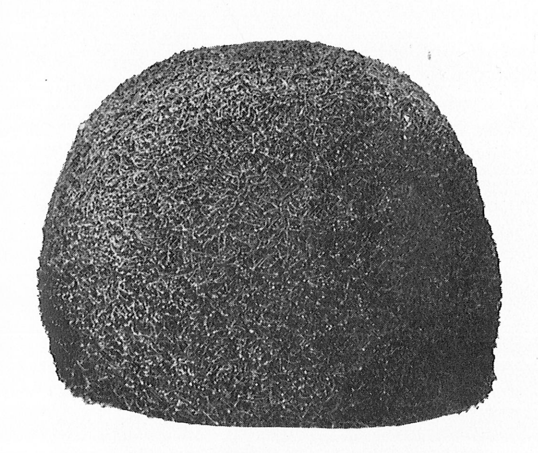


Abb. 4. Mütze von Muldbjerg

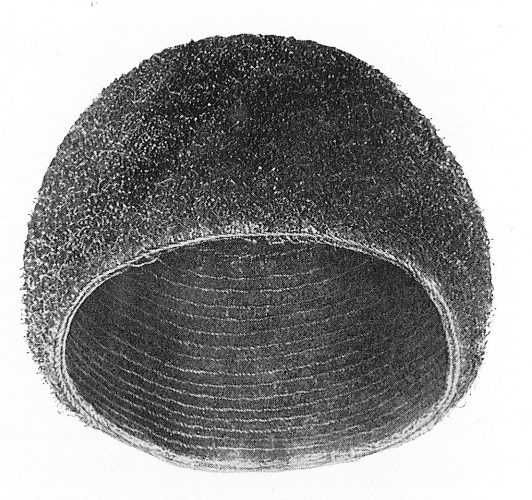


Abb. 4a. Mütze von Muldbjerg (innen)

Eichenkiste, deren Vermoderung stark vorgeschritten war, wurde eine wohlerhaltene Frauenleiche, deren Kleidung ebenfalls von den Zeiten unbeeinflußt war, entdeckt. Da die Konservierung der einzelnen Kleidungsteile eine nähere Untersuchung noch nicht erlaubte, läßt sich an dieser Stelle nur eine vorläufige Übersicht geben. Auf dem Kopfe befindet sich eine kunstfertige Frisur, gedeckt durch ein aus Pferdeschwanzhaaren verfertigtes Netz. Ebenfalls wurde an der Seite des Kopfes eine Kapuze bzw. eine Mütze in der Geflechtart Namens „Sprang" aufgedeckt in Übereinstimmung mit dem früher in Borum Eshøj gemachten Funde (Abb. 11) (Aarbøger 1935, S. 29ff.). Der Oberkörper wurde durch eine engschließende Jacke desselben Typs wie die Egtved-Jacke gedeckt; jedoch ist er am Halse und an den Ärmeln mit einer kunstfertig gemachten Stickerei versehen. Der Unterkörper war durch ein großes, auf der Vorseite in Falten um den Körper geordnetes viereckige Tuchstück, welches durch einen Gürtel um die Taille zusammengebunden war, gedeckt; und am Gürtel war ein Kamm aus Horn befestigt. Dieses Grab war genau derselben Art wie das im Jahre 1871 zutage gekommene Borum-Eshøj-Grab. Auch hier wurde ein Haarnetz oder eine Mütze des Sprangtypus und eine Jacke mit kurzen Ärmeln (Abb. 12) gefunden sowie zur Deckung des Unterkörpers ein zusammengenähtes, viereckiges Tuchstück (Abb. 13), das um den Toten mittels eines Gürtels mit großen Quasten gebunden war (Aarbøger 1930, S. 277ff.). Anscheinend weicht dieser Kleidungstypus an wesentlichen Stellen von der Egtvedtracht ab, indem es den Anschein hat, als fehle der kurze Schnurrock gänzlich in den beiden letzteren Gräbern. Selbst nach Aufdeckung des Skrydstrupgrabes bin ich jedoch geneigt, die Vergleichspunkte bei den 3 Frauengräbern und deren nahe Verwandtschaft besonders stark hervorzuheben. Ein Vergleichspunkt bei den 3 Frauentrachten sind die langen Gürtel, an welchen der Kamm getragen wurde, sowie die Jacken. Letztere weisen eine so nahe Verwandtschaft auf, daß sie als vollständig identisch bezeichnet werden müssen. Der Schlitz an der Borum-Eshøjjacke muß unbedingt als sekundär angesehen werden, geschnitten um die Einkleidung der Leiche zu vereinfachen. Alle 3 Jacken sind unten mit angenähten Tuchstreifen verlängert, was darauf hindeuten möchte, daß sowohl die Frau von



Abb. 4b. Mütze von Trindhøj



Abb. 5. Umhang von Trindhøj

Borum-Eshøj als auch die von Skrydstrup ein Kleidungsstück um die Lenden getragen haben, das nicht hoch empor reichte und daher eine Verlängerung der Jacke erforderlich machte. Es muß hier hervorgehoben werden, daß ein kunstfertig ausgeführtes Netzwerk vom Eshøjgrab, das sich aus vertikalen, doppelt gesponnenen Zwirnen und Wolldrehungen zusammensetzt, womöglich als ein Teil eines Schnurrocks anzusehen ist, wenn auch ein Beweis hierfür nicht erbracht werden kann. Nur ein Bruchstück davon ist erhalten, und die genaue Lage im Grabe läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls ist es unzweifelhaft, daß das viereckig zusammengenähte Kleidungsstück, das bis zur Aufdeckung des Egtvedgrabes als ein Frauenrock angesehen wurde, an sich allein nicht getragen wurde. Dies erweist sowohl die Form als auch die Zusammennähung des Stückes, besonders aber seine ungeheuere Größe im Verhältnis zu derjenigen der Frau. Die obere Weite ergibt nämlich 341 cm, die untere 306 cm. Die Höhe ist 122 cm, aber die Frau, die dieses Kleid getragen haben sollte, mißt nur 156 cm, und ihr Gürtel war 90 cm über der Fußsohle gelegen. Das Verhältnis des entsprechenden Stückes des Skrydstrupgrabes, an der Höhe der bestatteten Frau gemessen, läßt sich noch nicht feststellen; jedoch scheint das Größenverhältnis hier genau das gleiche zu sein. Vorläufig bin ich deshalb geneigt, die beiden sogenannten Röcke als eine Art Leichenkleider anzusehen, in der möglicherweise ein Überbleibsel eines Winterrockes enthalten sein könnte.



Abb. 6. Kittel von Trindhøj

Es ist ganz einleuchtend, daß die Kleidungen der Bronzezeit in Dänemark, die einzigartig dastehen, die Archäologen interessiert haben, und demgemäß sind die Beschreibungen schon wenige Jahre nach dem Fund der einzelnen Kleidungen allgemein bekannt geworden.

Die bedeutendsten Beiträge, die von dänischer Seite geliefert worden sind, verdanken wir Vilhelm Boye (Fund af Egekister fra Bronzealderen i Danmark), Sophus Müller (Vor Oldtid, S. 241, Nordische Altertumskunde, S. 268) und Th. Thomsen (Egtvedfundet, Nordiske Fortidsminder, Bd. II, S. 165).

Von deutscher Seite liegt ein Beitrag von Georg Girke: Die Tracht der Germanen (Mannus-Bibliothek, 1922) vor. Der Verfasser bezieht sich jedoch nur auf die bis zum Jahre 1915 bekannte Literatur. In Schweden haben zwei Archäologen zur Erkundigung über die Kleidung der Bronzezeit beigetragen. Dr. Schnittger (Våra kulturförbindelser med östra medelhavet under den äldre bronsåldern, Ord och Bild, 1919, S. 657 bis 671) sucht zu ermitteln, daß die nordische Tracht der Bronzezeit eine rohe Nachahmung der kretisch-mykenischen Tracht sei, während Sune Lindqvist (Bronsålders mantelen från Gerumsberget, S. 43) besonders die Beziehungen zwischen dem Norden einerseits und Ungarn und Norditalien andererseits hervorhebt.

Schon im Jahre 1891 äußerte Sophus Müller (Aarbøger 1891, S. 122), daß die Kleidung der Menschen der Bronzezeit als eine Volkstracht anzusehen sei, und meines

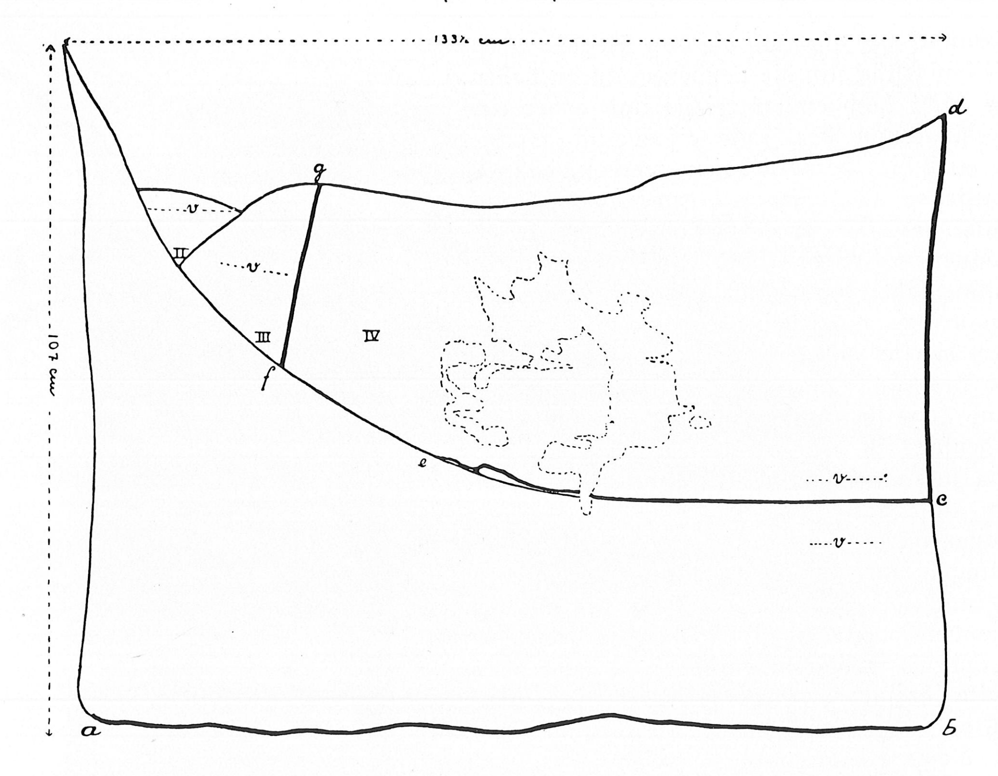


Abb. 7a. Kittel von Trindhøj (Schnitt)

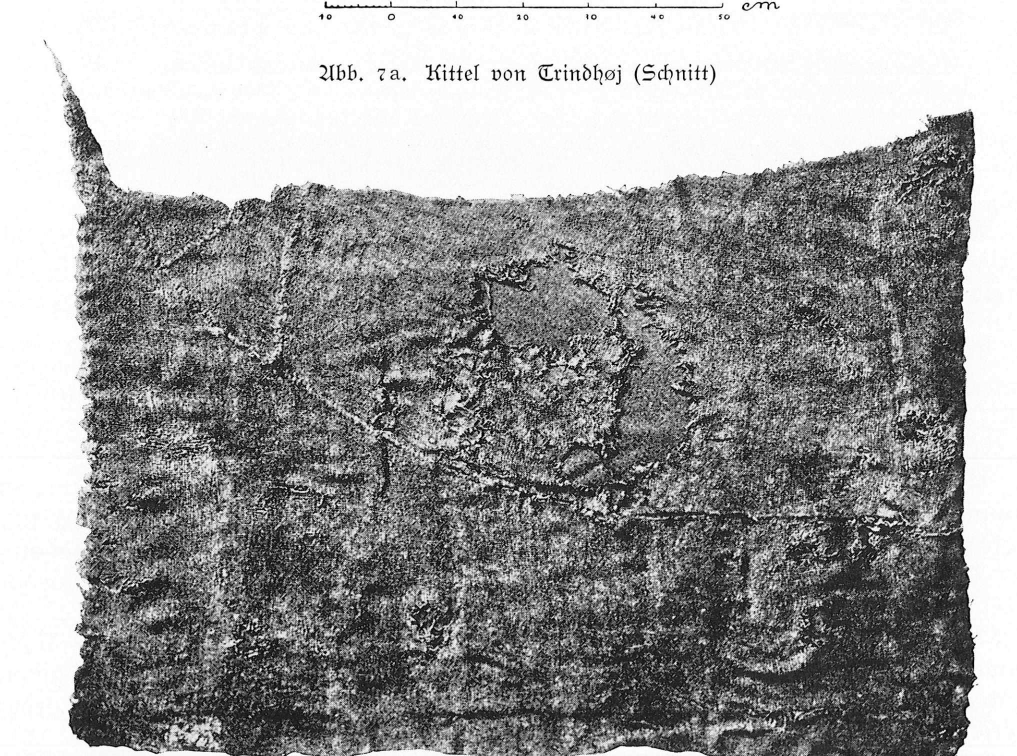


Abb. 7b. Kittel von Trindhøj

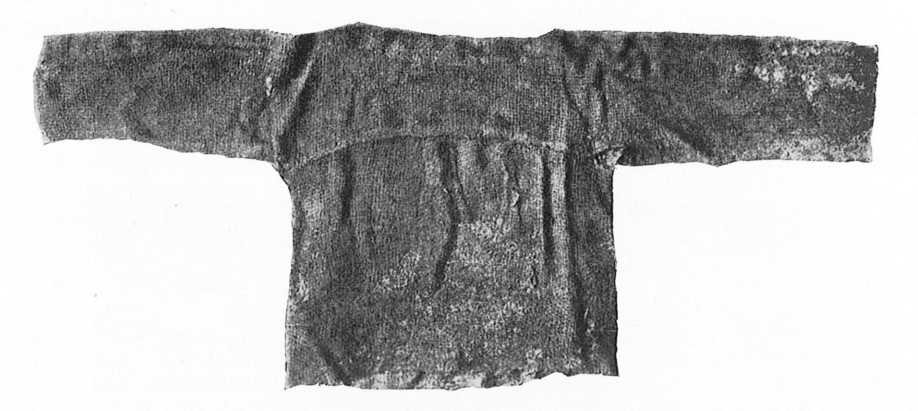


Abb. 8. Frauenjacke von Egtved

Erachtens läßt sich die Kleidung der Bronzezeit nicht, wie man versucht hat, durch Beeinflussungen aus den Kulturgebieten des Südens erklären. Die aus den Funden der Eichensärge herrührende Kleidungsart ist in der Tat alleinstehend und bildet für das nordische Kulturgebiet eine besondere Tragart. Die Vermutung liegt daher nahe, das Vorbild dieser Kleidung nicht außerhalb, sondern innerhalb des eigenen Landes und zwar aus einer noch älteren Vorzeit zu suchen.

Der *Mantel* ohne Ärmel ist ein uraltes Kleidungsstück. Mit Ausnahme der arktischen Gegenden ist sein Vorkommen über den ganzen Erdball so allgemein, daß es nicht möglich ist, eine Grenze seines Erscheinungsgebietes zu ziehen. Ebenfalls läßt sich kaum feststellen, ob er an den Stellen, wo er getragen wird, von selbst entstanden ist, oder ob sein Erscheinen aus Beeinflussungen anderer Gegenden herrührt. In primitiven Zeiten wurde der Mantel ohne Ärmel unzweifelhaft aus einer ganzen Tierhaut verfertigt. Es gibt aber auch Mäntel, die sich aus mehreren Häuten zusammensetzen. Es ist daher ein naheliegender Gedanke, den Ursprung des Mantels der Bronzezeit in einem solchen aus einer einzelnen Tierhaut angefertigten Kleidungsstück zu suchen. Die Richtigkeit dieser Annahme geht mit absoluter Sicherheit aus dem Trindhøjmantel hervor. Im Jahre 1891 äußerte Sophus Müller, daß, wenn die Außenseite des Mantels durch eine langhaarige Fransenschicht verziert war, so müsse hierfür der Wunsch zugrunde liegen, ihm eine Ähnlichkeit mit einem aus Fell verfertigten Mantel zu geben. Die auf den runden Mützen befindliche dichte Fransenschicht erlaubt es, eine gleichartige Absicht zu vermuten.

Während der Ursprung aus der Pelzkleidung hier am Stoff erkenntlich ist, verraten die *Wämse* von Muldbjerg und Trindhøj am Schnitt, daß ihr Vorbild eine Fellkleidung gewesen ist. Diese Annahme wird in noch höherem Grade bestätigt, wenn man die länglichen Zipfel, durch welche die Wämse an der Schulter befestigt werden, in Augenschein

Abb. 9. Schnitt der Jacke von Egtved



Abb. 10. Schnurrock von Egtved

nimmt; dieselben stellen sicher eine Nachahmung von den Vorder- und Hinterbeinen der Tierhaut dar, indem solche verschiedenartige Verwendung an der Fellkleidung findet. Ein ins Gewicht fallendes Moment ist ferner, daß das Maß dieser beiden Kleidungsstücke demjenigen eines großen Hirschfelles nahekommt. Laut Mitteilung von dem Zoologen Dr. phil. M. Degerbøl mißt das Fell eines Edelhirsches von der Schulter bis zur Schwanzwurzel 107 cm, vom Halse bis zur Schwanzwurzel 140 cm, während das Rundmaß um die Brust 132 cm ist. Die entsprechenden Maße der Rehe sind 63, 85 bzw. 73 cm.

Nicht allein aber die Mannestracht, sondern auch die Frauenkleidung weist charakteristische Züge auf, die auf ihren Ursprung hindeuten. Besondere Aufmerksamkeit verdienen in dieser Beziehung die beiden Jacken von Borum-Eshøj und Egtved. Mit Recht kann man sie durch den vom spanischen Südamerika eingeführten Namen Poncho bezeichnen. In seiner primitiven Form ist der Poncho ein aus einem Stück Fell oder Tuch angefertigtes Kleidungsstück, in dessen Mitte ein Loch geschnitten wird, durch welches der Kopf hineingesteckt werden kann, so daß der Poncho auf beiden Schultern ruht und die Brust und den Rücken deckt. Dieser Kleidungstypus ist sehr weit verbreitet und erscheint, wie aus einem römischen Relief hervorgeht, bei den Germanen der Eisenzeit. Er spielt im ganzen eine große Rolle und ist die Grundform, aus welcher sich einige Kleidungsstücke, wie z. B. verschiedene Hemden und Pelze entwickelt haben. Innerhalb des arktischen Gebietes kommt der Poncho aus uralter Zeit in Fell vor; es ist daher möglich, daß die dänischen Jacken der Bronzezeit Überbleibsel aus einer uralten Zeit

in sich schließen, während welcher man für die Jacke sich des Tierpelzes bediente. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind durch diese Schlußfolgerung die den Jacken aus Borum-Eshøj und Egtved unten angenähten Flicken zu erklären, denn in Anbetracht dessen, daß sie an der Kleidung von beiden dieser Stellen vorkommen, dürfte die Annahme kaum zutreffen, daß sie zufälligen Ursachen zuzuschreiben wären, so z. B., daß die Jacke zu klein sei, weil die Besitzerin derselben entwachsen sein könnte.

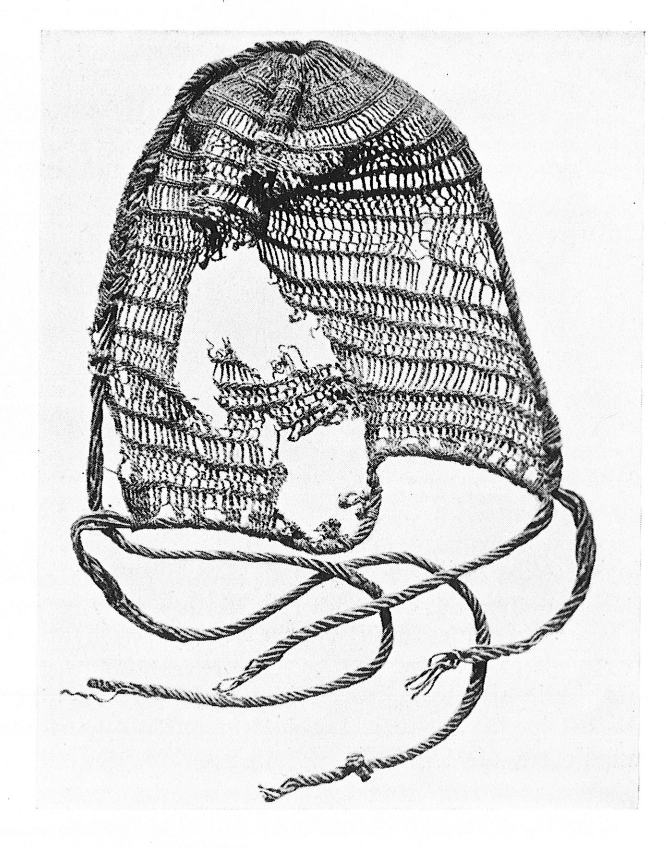


Abb. 11. Haarnetz von Borum Eshøj

Die Anbringung der Flicken kann auf keinem Zufall beruhen. Welche Ziele hat dieselbe aber verfolgt? Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß keine Rücksicht auf das Nähen genommen worden ist, auch nicht auf fehlende Fertigkeit im Weben, denn man war sehr wohl imstande, ein so großes Tuchstück zu weben, daß es für die volle Länge der Jacke genüge. Die Ursache zur Anbringung dieser Verlängerungsflicken entstammt, glaube ich, einer Epoche, in welcher der Frauenponcho aus einem einzelnen Tierfell gemacht wurde. Selbst ein großes Fell (z. B. eines Edelhirsches) würde kaum hinreichen, der Jacke die genügende Länge zu geben, weshalb sie unten durch angenähte Fellstreifen verlängert wurde. Wenn man den Konservatismus in Betracht zieht, dem die Völker der Bronzezeit in bezug auf ihre Kleidung im ganzen anheim gefallen war, läßt die Annahme sich nicht abweisen, daß auch diese Einzelheit auf die aus Wollzeug verfertigte Kleidung überführt wurde. Hier ist das angesetzte Tuchstück als ein Überbleibsel zu betrachten, das man selbst in der Bronzezeit kaum verstanden hat. (Vgl. für den tschuktschicken Poncho G. Hatt: Arktiske Skinddragter, Bl. II, 4, Text S. 60.)

Eine Bestätigung dieser Ansichten über die Beziehungen zwischen der Kleidung der Bronzezeit und der Fellkleidung scheint durch die Nähart, mit welcher die eigentlichen Kleidungsstücke, z. B. die Jacken, hergestellt worden sind, gegeben zu sein, ohne daß dabei das sehr leicht entstehende Fasern des Wollstoffes berücksichtigt wurde. Die Ränder sind nicht umgebogen, sondern einfach ein wenig ineinander eingeschoben und danach durch die Stiche vereinigt. Wie mir Dr. Birket-Smith mitgeteilt hat, entspricht dieses Verfahren genau demjenigen der Eskimofrauen, das diese beim Nähen ihrer Fellkleidungen anwandten.

Bei Erörterung des Ursprunges der bronzezeitlichen Kleidung muß die Möglichkeit solcher uralten Traditionen jedenfalls in Betracht gezogen werden. Selbst wenn man aber gestehen muß, daß die Kultur der dänischen Bronzezeit dem Süden Beiträge verdankt und ebenfalls fremden Kulturbeeinflussungen unterliegt, so deutet nichts darauf hin, daß solche an der Kleidung zur Geltung gekommen sind. Im Gegenteil



Abb. 12. Jacke von Borum Eshøj

spricht alles dafür, daß man in dieser Beziehung die einheimischen alten Formen beibehalten und sie bloß aus Fellen in Webstoffe umgesetzt hat.

Das Fundmaterial, das heute zur Verfügung steht, läßt diese Frage ihrer Lösung kaum näher bringen. Sollte sich diese Annahme indessen durch Aufdeckung neuer Funde als richtig erweisen, sind die Kleidungen der dänischen Bronzezeit in weit höherem Maße als arteigener Ausweis der nordischen Kultur im Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung anzusehen, als wenn sie einfach nur Nachahmungen fremder Kulturen wären.



Abb. 13. Tuchstück von Borum Eshøj

Die Tracht der urgermanischen Zeit

Von

Walther Schulz, Halle/Saale

Durch die Baumsargfunde Jütlands sind wir für eine Landschaft und für eine bestimmte Zeit, nämlich die ältere Bronzezeit, vorzüglich über die Tracht der Urgermanen unterrichtet, aber es ist doch die Frage aufzuwerfen, wie weit dieser Tracht allgemeine Gültigkeit für das Germanengebiet zukommt. Selbst in Jütland erkennen wir gewisse Unterschiede in der Frauentracht, wobei besonders die Frage des „Schnurröckchens" des Fundes von Egtved hier erwähnt sei. Die Ärmeljacke ist aber wohl in dieser Landschaft üblich gewesen. Die Männertracht scheint nach den bisherigen Funden einheitlich zu sein. Doch muß berücksichtigt werden, daß die erhaltenen Wollkleidungsstücke der Eichensärge das Mindeste der Bekleidung zeigen, daß möglicherweise dazu leinene Kleidungsstücke kommen, die nur noch in Spuren nachzuweisen sind, wie die Untersuchungen von v. Stokar ergaben. Immerhin erscheint es berechtigt, auf Grund des Vorhandenen ein Bild der Bekleidung der Urgermanen der Bronzezeit nach unserem jetzigen Kenntnisstand zu geben. So liegt bereits eine Anzahl im Grunde übereinstimmender Wiederherstellungen in Bild, Modell und selbst in stoffechter Nachbildung vor (Abb. 15 u. 16).

Welche weiteren Hinweise besitzen wir nun für die bronzezeitliche Tracht der Urgermanen? Aus Schweden ist ein Wollmantel der Bronzezeit zu nennen, der im Moore bei Gerum in Västergötland gefunden wurde. Das ovale, 2,5 × 2 m messende Stoffstück ist in Köpertechnik braun und gelb gerautet. Dazu kommen noch einige kleine bronzene Figürchen: der Griff eines Bronzemessers aus Itzehoe in Holstein, ein Bronzefigürchen aus einem Funde von Faardal bei Viborg und ein weiteres aus Dänemark. Alle drei zeigen eine bis auf ein kurzes Röckchen unbekleidete weibliche Gestalt. Es ist gewiß nicht anzunehmen, daß diese Figürchen für die Tracht der Frau oder des Mädchens in Betracht gezogen werden können[1]). Eine bronzene Männerfigur von Stockhult in Schonen trägt einen Hut oder eine Kappe mit Krempe und eine Hüfthose.

Die Kleidung der Germanen nach den römischen Denkmälern und nach den Befunden der Moorleichen läßt vermuten, daß landschaftliche Verschiedenheiten in der Tracht schon altüberliefert waren. Für die vorgeschichtliche Eisenzeit müssen wir uns mit einigen Erwägungen bei vergleichender Betrachtung begnügen, soweit es möglich ist[2]). Ob etwa eine Änderung der Tracht im Zusammenhang mit dem

[1]) Vgl. dazu W. Schulz, „Kartographische Darstellungen zur altgermanischen Religionsgeschichte, Halle 1926, Karte IV, S. 13. Die Figuren, mit Schurzröckchen oder vollständig unbekleidet, haben südeuropäische Vorbilder und religiöse Bedeutung. Das gilt z. B. für das Figürchen von Faardal, veröffentlicht Aarböger, Kopenhagen 1927, S. 235 ff.; zu denselben Fund gehören Bronzeansatzstücke mit Bocköpfchen und gehörnter Schlange.

[2]) Eine Rekonstruktion der Tracht der frühen Eisenzeit ist m. W. bisher nur von W. La Baume: „Urgeschichte der Ostgermanen" 1934 versucht worden. Er nimmt für die weichselländischen Germanen der Gesichtsurnenkultur die bronzezeitliche Kleidung nach den jütländischen Baumsargfunden an, ergänzt durch Kappen nach den Deckeln der Gesichtsurnen (Bild 30, 32).

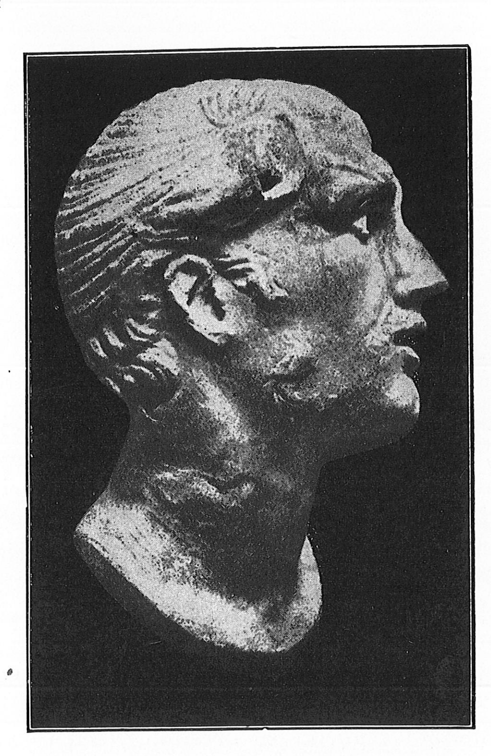
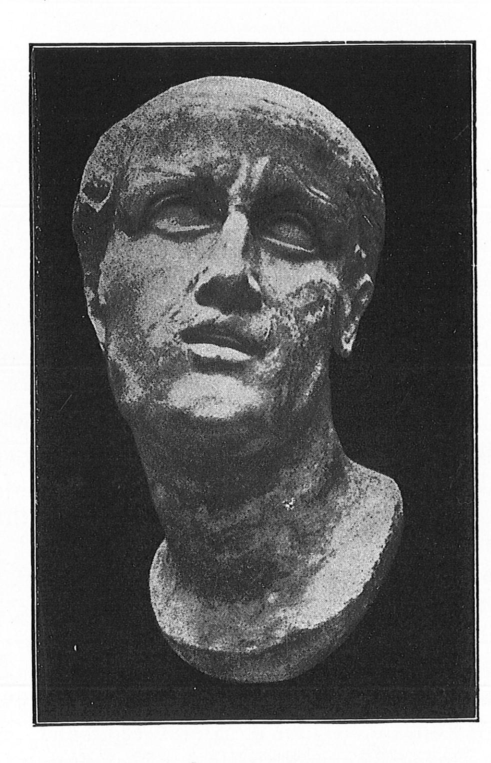



Abb. 14. Bastarnenkopf, griechisches Bildwerk. 2. Jahrh. v. d. Ztr

Wärmerückgang im Laufe des letzten Jahrtausends v. d. Ztr. anzunehmen ist, wie vermutet wurde, kann nach den bisher vorliegenden Zeugnissen nicht entschieden werden. Von dem einzigen griechischen Bildwerk eines Germanen aus dem 2. Jahrhundert v. d. Ztr., das also noch „vorgeschichtlich" ist, ist nur der Kopf erhalten (Abb. 14). Wie wichtig diese älteste Germanendarstellung für uns auch ist, die einen Bastarnen mit den edlen Gesichtszügen der nordischen Rasse zeigt, so bedauern wir, daß wir durch sie keinen Aufschluß über die Bekleidung erhalten. Wahrscheinlich war aber dieser sterbende Jüngling unbekleidet dargestellt, wie die entsprechenden Bildwerke der Kelten.

Nach neuen Forschungen gehören einige der „Moorleichen" nicht in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, sondern bereits in vorgeschichtliche Zeit, wodurch die Möglichkeit gegeben ist, Anhalt für die Tracht durch unmittelbare Zeugnisse zu erhalten. Eine Neubearbeitung der Moorleichen ist daher dringend erwünscht (siehe S. 27).

Welche Kleidungsstücke sind nun bei den Germanen im letzten Jahrtausend v. d. Ztr. anzunehmen? Das grundlegende Werk von Georg Girke über die germanische Tracht gibt dafür mancherlei Hinweise.

Für den ständigen und allgemeinen Gebrauch des Mantels sprechen Funde wie auch sprachliche Gleichungen. Wir kennen ihn aus bronzezeitlichen Gräbern wie von römischen Darstellungen und bei Moorleichen als Umhängemantel (Abb. 26 u. 27); im Gebiet der Friesen als Umhängemantel mit Kapuze, die ebenso weiter westlich von den Halbgermanen getragen wurde (Abb. 26); als einen die Brust und den Rücken bedeckendes Mäntelchen mit Öffnung für den Kopf bei den Bastarnen des 1. Jahrhunderts nach dem Siegesdenkmal von Adamklissi in der Dobrudscha (Abb. 17—19). Das vorgermanische Alter des Mantels ist ohne weiteres anzunehmen, ja er kann als ältestes Bekleidungsstück gelten. Das Fell als Umhang ist für weit entlegene Zeiten als Tracht der Jäger vorauszusetzen ebenso wie der Binsen-, Gras- und Mattenmantel,



Abb. 15. Frau der Bronzezeit (Modell von H. Keiling, Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle a. S.)



Abb. 16. Mann der Bronzezeit (Modell von H. Keiling, Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle a. S.)

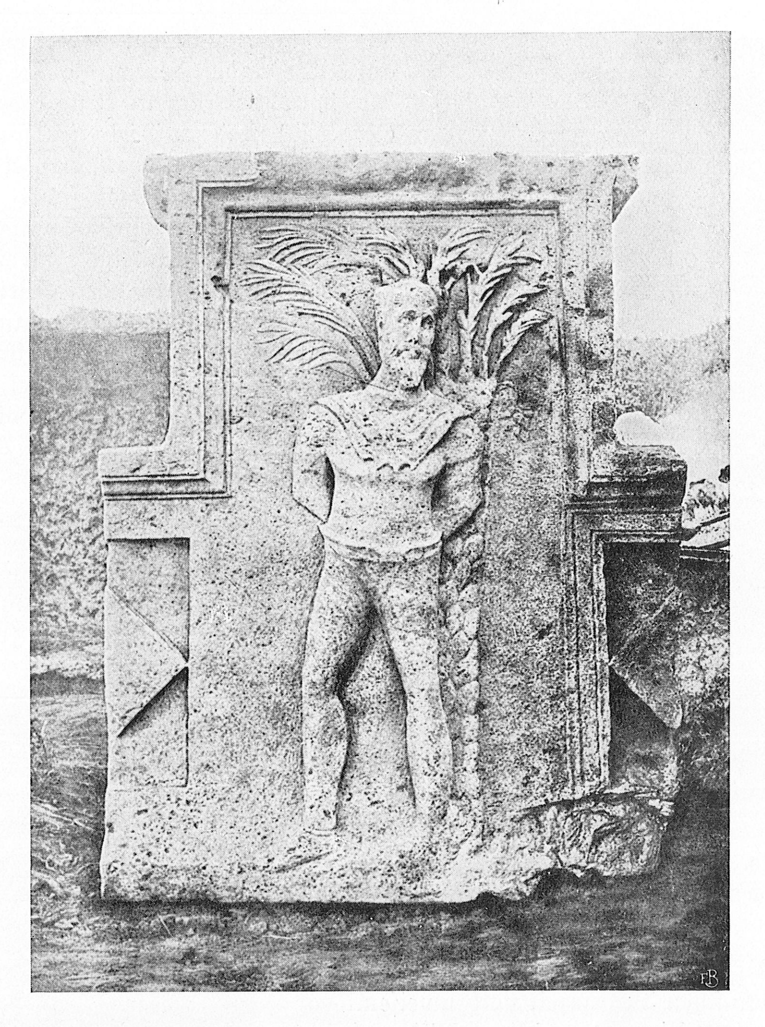


Abb. 17. Gefesselter Bastarne. Kalksteinrelief. 1. Zinne v. Adamklissi

von dem sich der erstere noch als Hirtenmantel im Ostalpengebiet bis heute erhalten hat, während der geflochtene Bastmantel im römischen Schrifttum erwähnt wird. Das Fell als urzeitliche Bekleidung war in germanischer Zeit längst durch den bearbeiteten Pelz und Pelzbesätze ersetzt, die, wie Tacitus berichtet, in besonderer Auswahl der Felle getragen wurden. Die Pelze sind als Winterkleidung anzusehen. Auf keiner der römischen Darstellungen ist ein Pelzmantel wiedergegeben[1]). — Das kurzärmelige oder langärmelige Hemd, das bei den Germanen der ersten Jahrhunderte bezeugt ist, kann bereits in urgermanische Zeit zurückgehen. Deutliche Hinweise fehlen leider bisher. Daß das Ärmelkleid in der Bronzezeit getragen wurde, zeigen ja auch die bronzezeitlichen Frauenjacken.

Mehr ist über die Beinbekleidung der vorgeschichtlichen Eisenzeit zu sagen. Nach Moorleichenfunden und Denkmälern ist die Hose (Abb. 25 u. 27) und die Wickelbinde bezeugt (Abb. 26). Beides ist bereits in der Bronzezeit nachzuweisen. Die Fuß- und Unterschenkelbinden der Eichenbaumsärge bilden den Ausgang für diese Wickelbinden. Für die vorgeschichtliche Eisenzeit helfen dazu einige Darstellungen

[1]) Das bekannte Triumphalrelief aus dem Vatikanischen Museum stellt mit Sicherheit einen Kelten dar, dazu ist es in wesentlichen Teilen ergänzt.

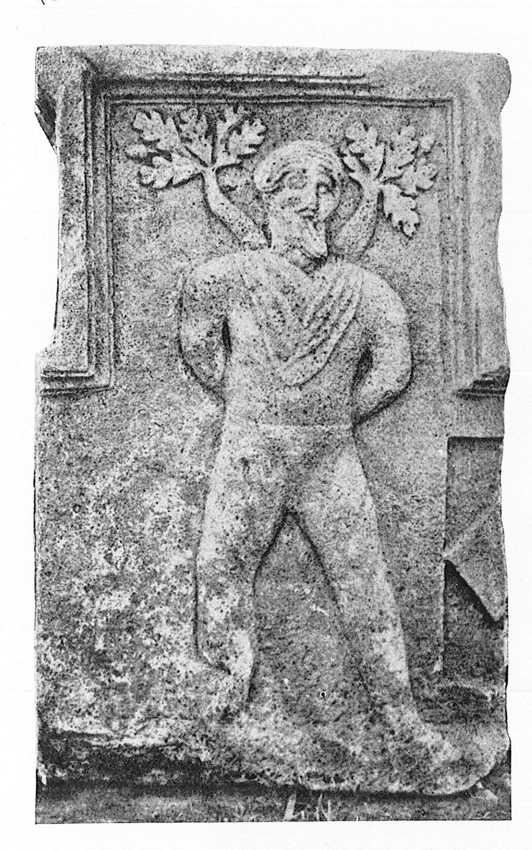


Abb. 18. Gefesselter Bastarne.
4. Zinne v. Adamklissi

aus nichtgermanischem Gebiet weiter. Denn auf Wickelbinden deuten die Zeichnungen auf der hallstattzeitlichen Urne von Ödenburg (Abb. 20) und auf der frühlatènezeitlichen Schwertscheide von Hallstatt (Abb. 22). In das germanische Gebiet führt der Bronzegürtelhaken von Leipzig-Connewitz in der Gestalt eines Männleins mit Wickelbinden (Abb. 21). Trotzdem der Gürtelhaken aus germanischer Umgebung stammt, ist doch aber die Darstellung, wie vielfach in dieser Zeit und in diesem Grenzgebiet, stark keltisch beeinflußt, z. B. auch in dem Halsringschmuck des Mannes. Diese älteren Darstellungen leiten dann zu den Bastarnen auf dem Siegesdenkmal von Adamklissi über mit Wickelgamaschen oder Hosen, die aus Wickelgamaschen hervorgegangen sind (Abb. 23), ebenso zu dem Moorleichenfund von Bernuthsfeld (Abb. 26). Die kurze Hose war nach dem Bronzefigürchen von Stockhult bereits in der germanischen Bronzezeit nachzuweisen. Für die Zwischenzeit sei noch auf das Bildwerk des Kessels von Gundestrup hingewiesen (Abb. 24), der jetzt wohl mit Recht in das 2. oder 1. Jahrhundert v. d. Ztr. gestellt wird, der aber, trotzdem er im germanischen Gebiete gefunden wurde, weder für germanische Gottheiten und Kulthandlungen noch für die germanische Tracht in Anspruch genommen werden kann, sondern keltischer Herkunft — vielleicht aus dem Skordiskerland an der Donau — ist. Weiter stehen in dieser Reihe die Moorleichenfunde von Marx-Etzel und Oberaltendorf (Abb. 25 u. 27). Die kurze Hose, deren alter Name „Bruch" ist, haben nach der Sprachforschung die Kelten von den Germanen übernommen. Weiter sehen wir auf römischen Denkmälern die lange Hose (Abb. 28, 29), die als Strumpfhose in dem Funde des 4. Jahrhunderts von Thorsberg in Angeln erhalten ist (Abb. 30). Im Gegensatz zu der weiten Hose der Reitervölker, so



Abb. 19. Gefesselter jugendlicher Bastarne.
2. Zinne v. Adamklissi

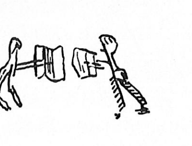
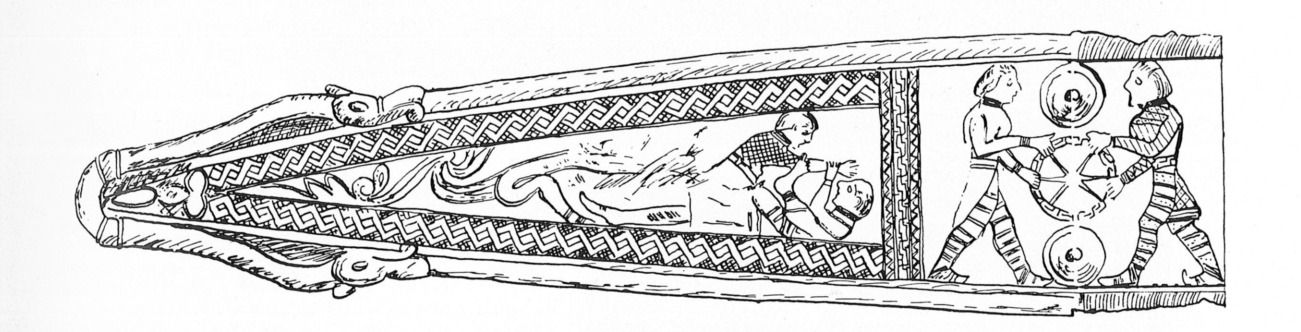
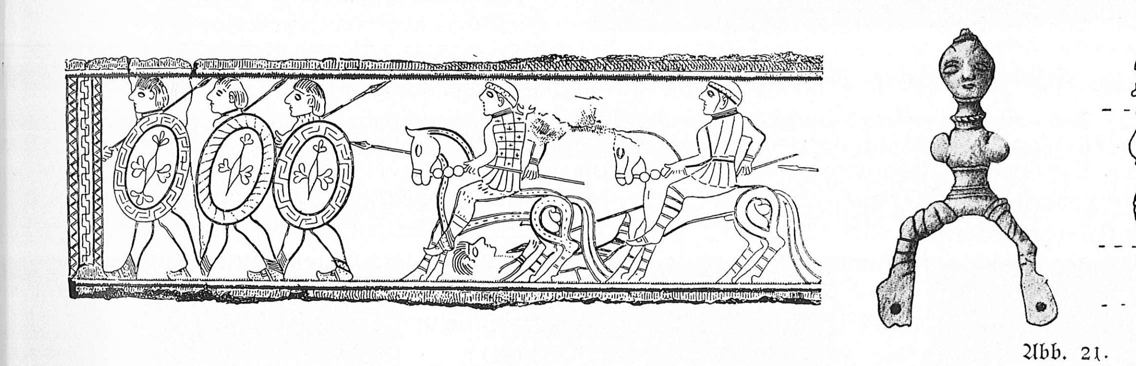





Abb. 20. Männer mit Wickelbändern der Schenkel auf einer hallstattzeitlichen Urne aus Ödenburg





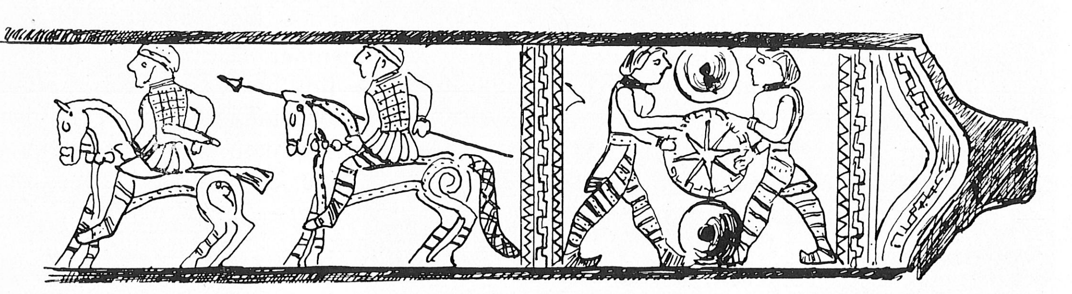


Abb. 21.

Abb. 22.

Abb. 22. Schwertscheide der frühen Latènezeit von Hallstatt
Abb. 21. Bronzegürtelhaken aus Leipzig-Connewitz. ½ n. Gr.



Abb. 23. Gefesselter Bastarne. Metope 47 v. Adamklissi

der Skythen, Perser und Sarmaten, war die germanische Hose enger anschließend, wie auch Tacitus hervorhebt. Einige römische Bildwerke lassen ein Abbinden der Hose unterhalb des Knies erkennen. Die Thorsberghose trägt im Bund eine Anzahl Schlaufen zum Durchziehen des Gürtels.

Die Breite des Gürtels läßt sich aus einigen Formen des Gürtelhakens der vorgeschichtlichen Eisenzeit und aus der Weite des Schnallenrahmens der darauf folgenden Zeit bestimmen. Neben schmalen Gürteln wurden danach auch recht breite Gürtel getragen, wie z. B. die gespaltenen Gürtelhaken der Latènezeit Mitteldeutschlands (dazu auch der Haken Abb. 21) erkennen lassen. Die Gürtelbreite entspricht der der Hallstattbronzegürtel, deren Einwirkung auf das mitteldeutsche Grenzgebiet Bronzeblech-Gürtelbeschläge verraten.

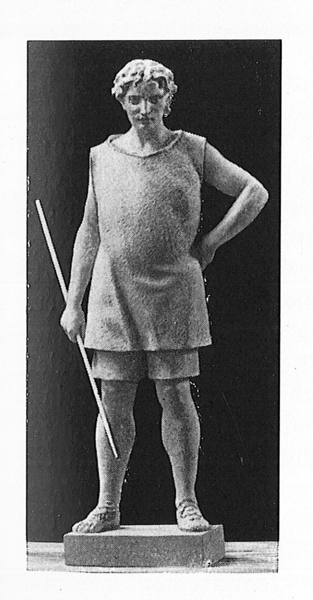
Daß das Schuhwerk seit der Bronzezeit keine Änderung durchgemacht hat, bezeugen Schuhe der Moorleichen und einzelne im Moore gefundene Schuhe, die aus einem Lederstück, also ohne besondere Sohle, nach Art der heutigen osteuropäischen Opanken gearbeitet sind (Abb. 32 u. 33). Der durch die Schuhschlaufen gezogene Riemen schnürt den Schuh zusammen und ist zugleich um den Fuß gelegt. Einen Hinweis auf einen entsprechenden Schuh der jüngeren Bronzezeit erhalten wir durch das Stiefelgefäß von Staßfurt, das dieselben Einzelheiten der Verschnürung erkennen läßt, wobei der Riemen auch um die Fußsohle herumgreift (Abb. 31).

Die Kopfbedeckung des Mannes ist durch die in den jütländischen Eichenbaumsärgen erhaltenen Kappen, ferner durch das Bronzefigürchen von Stockhult mit Krempenkappe oder Hut bezeugt. Auch die Kappendeckel der früheisenzeitlichen Gesichtsurnen des Weichselgebietes mögen mehr oder weniger naturgetreu Kappen und Krempenkappen nachahmen. Eine Fellkappe fand sich bei der Moorleiche von Bernuthsfeld. Trotz dieser mannigfachen Hinweise sind die Germanen auf den römischen Denkmälern durchweg barhäuptig dargestellt. Eine Bronzefigur der Bronzezeit von Dänemark trägt eine Kappe mit Stierhörnern, doch ist die Bedeutung dieser Figur — wie die oben erwähnten unbekleideten Frauenfigürchen — nicht gesichert. Ein Hörnerhelm oder eine Hörnerkappe ist aber auch auf einigen der bronzezeitlichen Felsenzeichnungen wiedergegeben, so auf der Darstellung mit Lurenbläsern — doch haben auch die Felsenzeichnungen trotz ihrer vielfachen Bearbeitungen noch nicht allseitig ihre Geheimnisse enthüllt. Einzelne Bronzehelme sind als Fremdstücke im germanischen Gebiet tatsächlich gefunden worden. Der Helm ist aber in der Bronzezeit nur vereinzelt getragen worden und dann bis zur Völkerwanderungszeit ganz abgekommen.



Abb. 24. Silberplatte vom Gundestrupkessel

Haarpflege und Haartracht. Einen besonders sorgfältigen Haar- und Bartschnitt zeigt die Moorleiche von Neu-Verssen, Kr. Meppen. Bei den Sweben und ihren Nachbarn wurde das lange Haupthaar in der Regel an der rechten Schläfe zu einem Haarknoten zusammengeschlungen. Diese Haartracht ist auf antiken Darstellungen oft wiedergegeben. Das früheste Beispiel bietet der Bastarnenkopf des 2. Jahrhunderts v. d. Ztr. (Abb. 14), zeitlich folgen die Bildwerke der Bastarnen von Adamklissi (Abb. 17—19). Ob die südrussischen Bastarnen, deren ältere Heimat an der Weichsel lag, diese Haartracht bereits aus der ostdeutschen Heimat mitgebracht haben, ist nicht zu entscheiden. — Messer der Bronzezeit und Eisenzeit, die für Rasiermesser gehalten werden, lassen vermuten, daß der vornehme Germane seinen Bart schor. Wenn nun auch Gesichtsurnen des Weichselgebietes im allgemeinen gewiß nicht geeignet sind, über derartige Einzelheiten Aufschluß zu geben, so sei doch hervorgehoben, daß an einer der herabhängende Schnurrbart wiedergegeben ist, den auch der Bastarne Abb. 14 trägt; im übrigen ist diese Barttracht besonders bei Kelten und später bei den Franken bezeugt. Nach den römischen Darstellungen muß aber der Vollbart üblich ge-



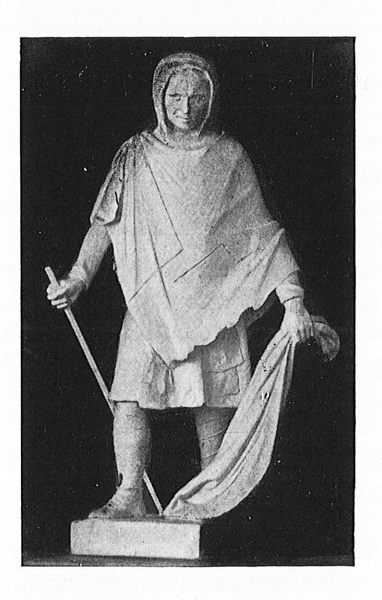




Abb. 25—27. Trachtendarstellungen nach „Moorleichen“

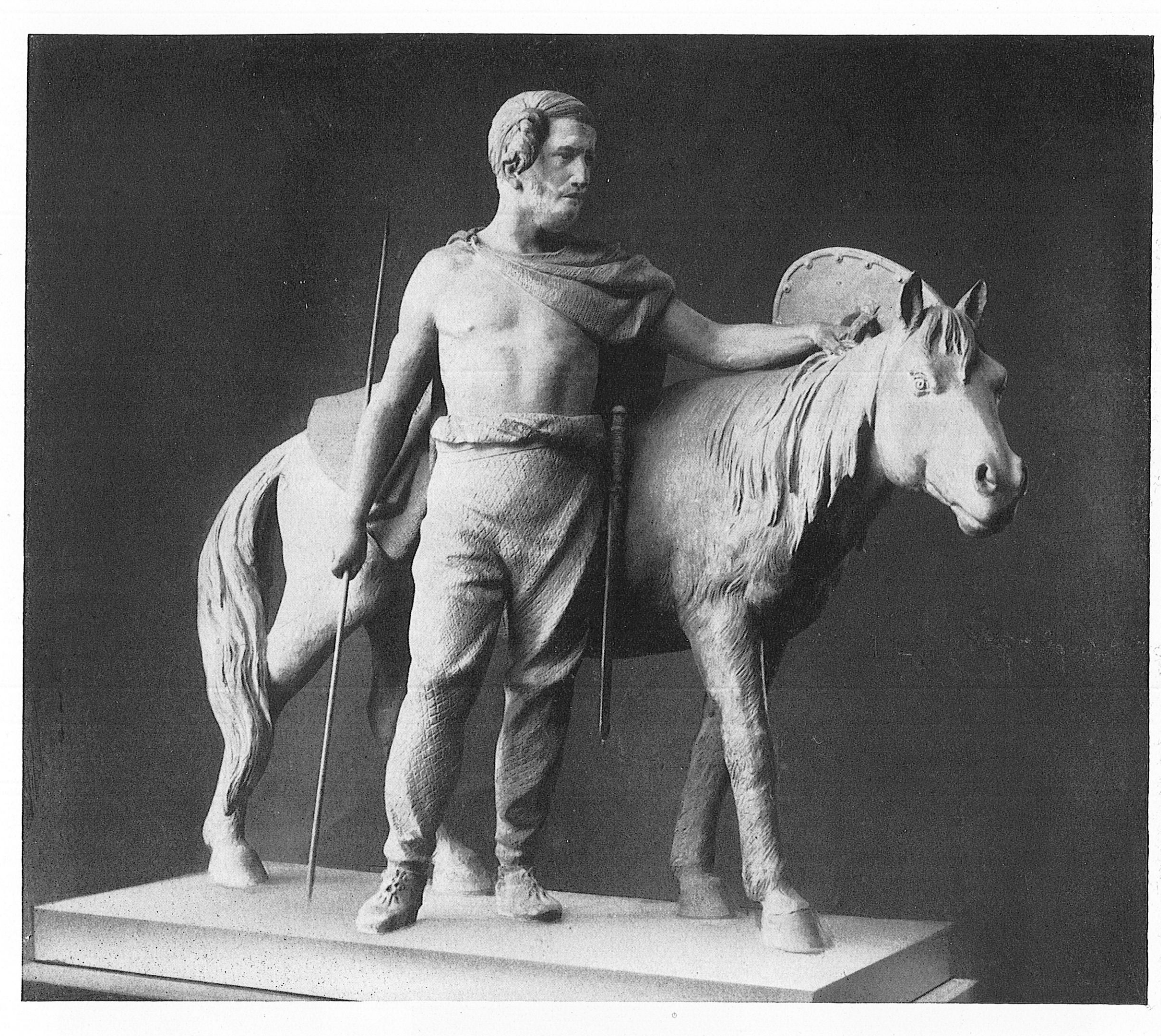


Abb. 28. Germanischer Krieger nach römischen Darstellungen

wesen sein. Die wegen des gepflegten Haares schon genannte Moorleiche von Neu-Versen hatte kurz geschorenen Vollbart, ebenso lassen römische Bronzefigürchen den zugeschnittenen Spitzbart erkennen. Durch den langen Bart waren, nach ihrem Namen zu schließen, die Langobarden ausgezeichnet. Möglich ist, daß diese Barttracht bei ihnen ein Kennzeichen der Krieger war, entsprechend der von Tacitus (Germania 31) erwähnten Kriegerauszeichnung der Chatten. Die Langobarden standen in besonders nahem Verhältnis zum Kriegergotte Wodan, der im Norden den Beinamen Langbart führt. Allgemein war das schöne gepflegte Haar das Kennzeichen der Freien und Vornehmen; nach dem langen Haar benannte sich das wandalische Königsgeschlecht der Hasdingen. Die Mitgabe von Kämmen in Gräbern in der Bronzezeit und dann wieder seit den ersten Jahrhunderten n. d. Ztr. bezeugt gleichfalls die Wertschätzung der Haarpflege bei den Germanen.

Wir wenden uns nun der germanischen Frau zu, über deren Kleidung in der älteren Bronzezeit die jütländischen Eichenbaumsargfunde Aufschluß geben. Bei der kurzärmeligen Jacke dieser Zeit könnten wohl auch Unterarmmüffchen — entsprechend heutiger Bauerntracht — an Stelle der Bronzespiralen angenommen werden, die sich von Mittel-



Abb. 29. Germanenfamilie, nach römischen Darstellungen

europa aus in das germanische Gebiet verbreitet hatten. Die Richtigkeit dieser Deutung vorausgesetzt würden dann derartige Unterarmmüffchen bis in die Steinzeit zurückgehen, da bereits in der frühesten Bronzezeit Armspiralen und Manschetten auftreten. Es läge darin wohl ein Hinweis, daß die Tracht der jüngeren Steinzeit sich nicht wesentlich von der der Bronzezeit unterschieden hat, wie auch naheliegend ist. An Stelle der bronzezeitlichen Jacke trugen die Germanenfrauen nach den römischen Denkmälern meist ein über den Schultern durch je eine Gewandhafte geschlossenes Gewand, das unter der Brust gegürtet war und mitunter um die Hüfte noch einmal aufgerafft wurde (Abb. 34). Diese auch aus Südeuropa bekannte Tracht dürfen wir mit Sicherheit in der vorrömischen Eisenzeit da annehmen, wo wir in den Leichenbrandgräbern zwei paarig gleiche Fibeln, mitunter vereint mit einer dritten Fibel, antreffen. Besonders deutlich wird die Tragweise, wenn diese Fibeln mit Kettchen verbunden sind, die dann gewiß einen Brustschmuck abgaben. Solchen Schmuck kennen wir ebenso aus dem germanischen Elbgebiet (Abb. 35) wie auch aus dem Keltengebiet. Gehalten hat sich dieser Schulterverschluß im Norden über die Völkerwanderungszeit bis zur Wikingerzeit, wo wiederum die paarig getragenen Fibeln mitunter mit Perlengehängen verbunden sind. Aus dem Schulterverschluß ist dann schließlich reiner Schmuck geworden. Denselben Wandel machte der Gewandverschluß durch, der auf der Brustmitte getragen wurde. Dieser bereits bronzezeitliche Brustverschluß der Kleidung ist in der frühen Eisenzeit im germanischen Grenzgebiet durch das reich ausgestattete Grab einer Frau von Halle-Trotha bezeugt (Abb. 37), auf deren Brust zwei Gewandnadeln lagen, die damals an die Stelle der Fibeln getreten sind. Dieselbe Lage der Nadeln oder auch der Fibeln zeigen auch einige früheisenzeitliche Gesichtsurnen des unteren Weichselgebietes. Auch hier sind, wie im Grabe von Trotha, vielfach zwei Nadeln nebeneinander in Zeichnung angedeutet. Vielleicht lebt hier die altbronzezeitliche Frauentracht Jütlands mit Brustschlitz der Jacke, der durch eine Gewandnadel geschlossen wurde, fort; es besteht sogar die Möglichkeit, daß sich diese Tracht in Fortentwicklung bis heute in Schweden, z. B. in der Frauentracht von Herrestad in Schonen, gehalten hat, worauf Girke in seinem Buche bereits hinweist. Heute sind Rock und Jacke zusammengewachsen;

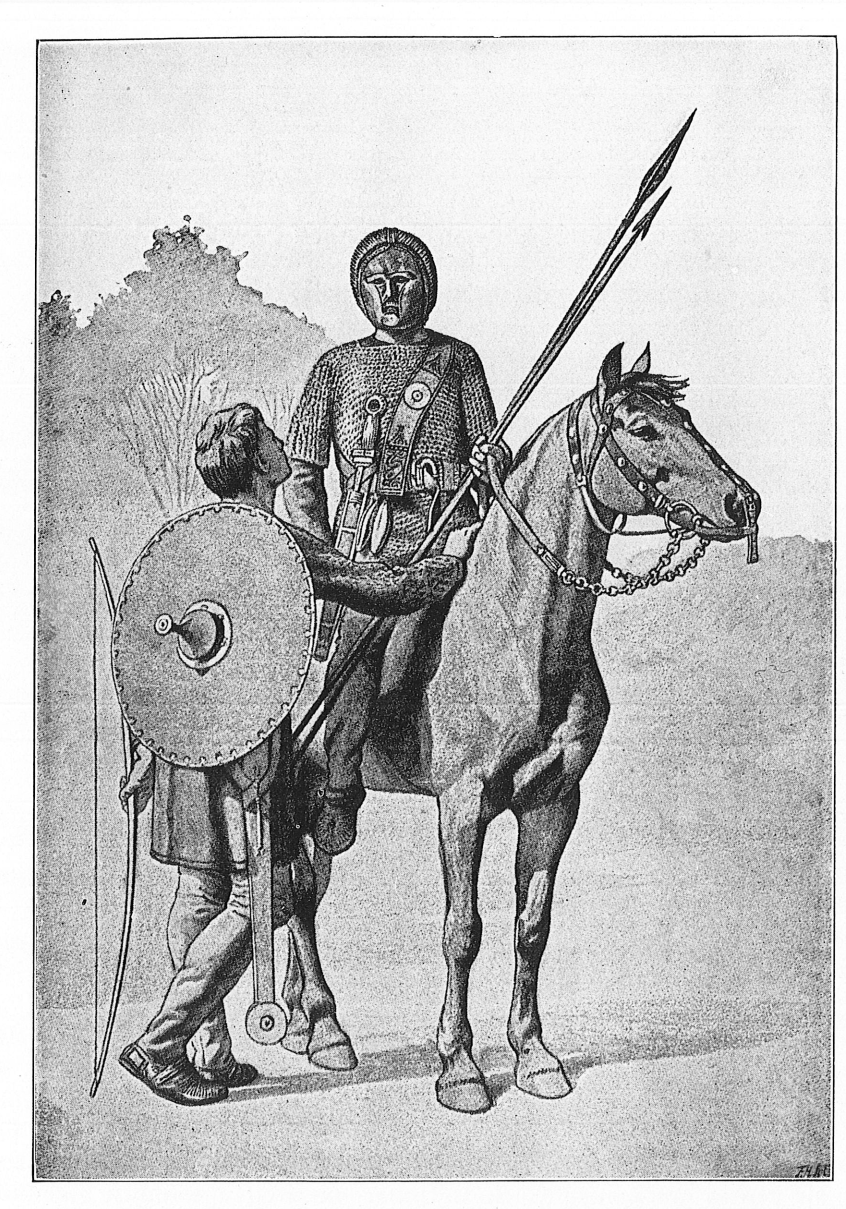


Abb. 30. Krieger nach dem Thorsbergfund (aus S. Müller, Nord. Altertumskunde II, S. 129)

der Brustschlitz ist durch eine Brosche geschlossen. — In den letzten Jahrhunderten v. d. Ztr. wurden im Elbgebiet unter keltischen Einwirkungen mitunter Gürtel aus dickgegossenen Bronzeringen getragen. Ganz aus Metall sind ferner die „Holsteinischen Gürtel" dieser Zeit gearbeitet[1]). — Daß abweichend von der üblichen Tracht der Rock durch eine lange Hose ersetzt wurde, ist auf Grund einiger römischer Darstellungen angenommen worden. Die „trauernde Germania" auf römischen Münzen (wie Abb. 39 u. 40) und ein schlecht

[1]) Hans Philipp, Teutonen und Kimbern. Mannus, Erg.-Bd. VI 1928 (Kossinna-Festschrift) brachte diese Gürtel bereits mit den bei Strabo erwähnten Metallgürteln der Priesterinnen der Kimbern in Verbindung (S. 390).

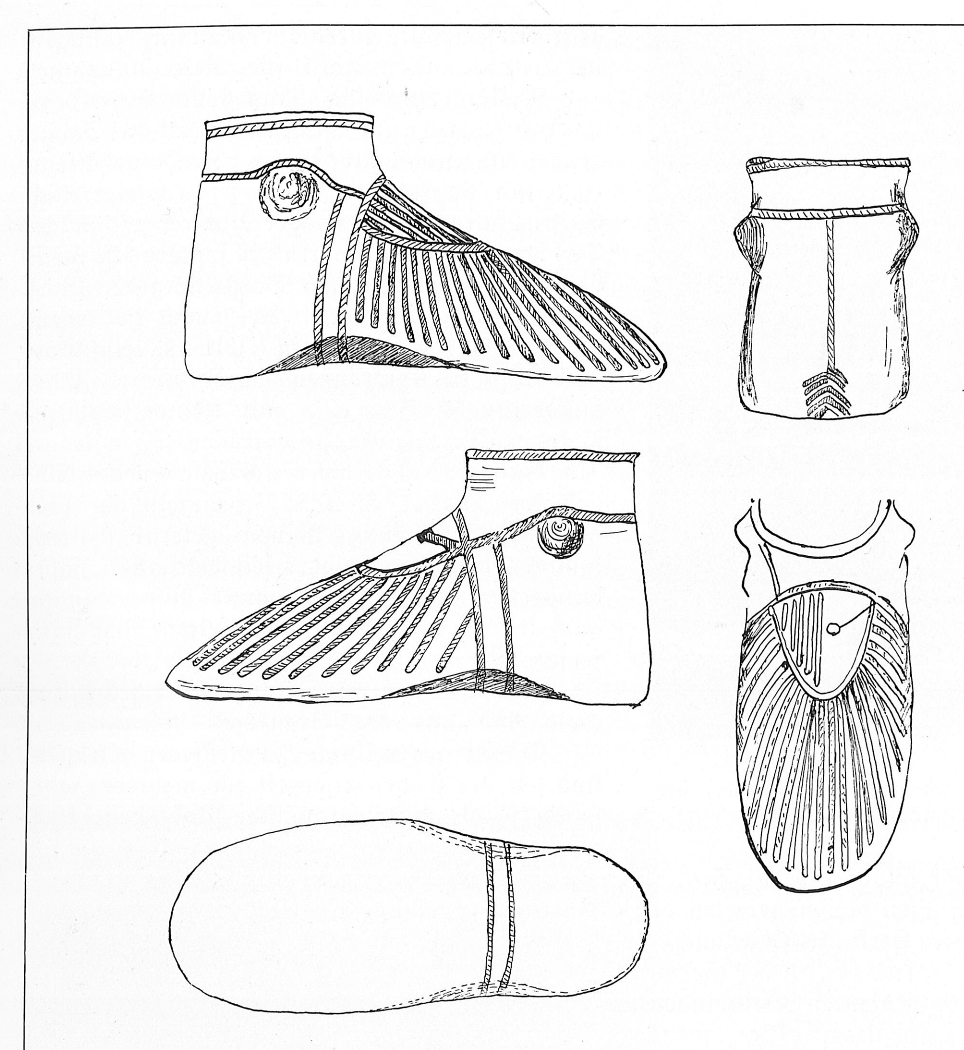


Abb. 31. Fuß des Tongefäßes der jüngeren Bronzezeit von Staßfurt, Kr. Kalbe

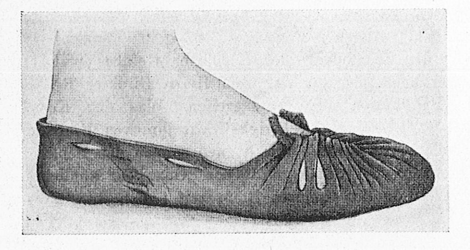


Abb. 32. Schuh von Roswinkel (Holland)

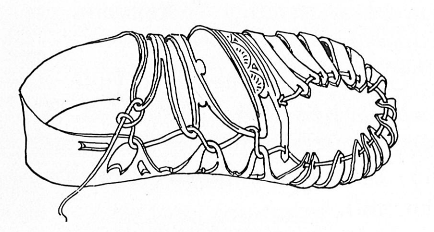


Abb. 33. Schuh von Oberaltendorf (Kr. Neuhaus a. d. Oste.)

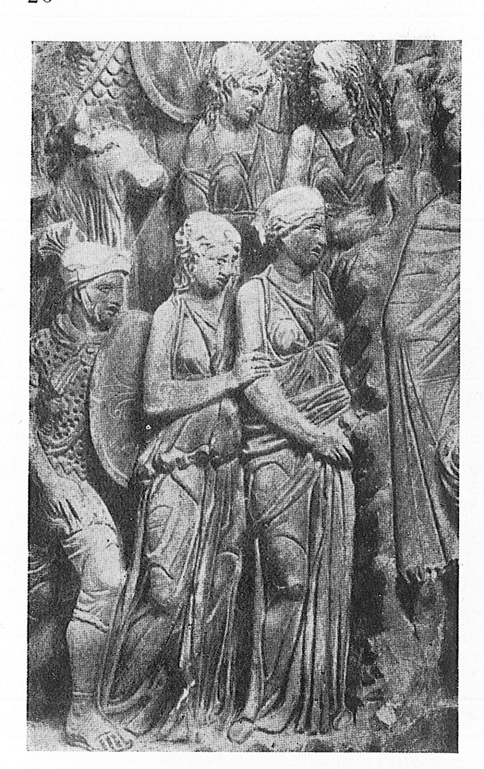


Abb. 34. Germanische Frauen von der Markussäule in Rom

gearbeitetes Kalksteinrelief von Mainz genügen m. E. aber allein nicht für diese Annahme.

Weiter trug die Frau ein Schulterumhängetuch und mitunter über das lange gescheitelte und mit einem Band gehaltene Haar ein Kopftuch. Das Kopftuch war nach Tacitus mit roter Borte oder Stickerei geschmückt. Das bronzezeitliche Haarnetz ist später nicht mehr bezeugt; aber nach einer Darstellung der Mark Aurelsäule scheint wohl das Haar in einem Tuche aufgebunden zu sein (Abb. 34). Auf Gotland und in Ostpreußen wurde im 1. Jahrhundert n. d. Ztr. eine mit kleinen Bronzebuckelchen besetzte Kappe getragen[1]).

Haarnadeln, die die Germanen des Elbgebietes in der älteren Bronzezeit als süddeutsche Einwirkung kennen gelernt hatten, kommen besonders wieder seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auf, wenn sie auch in den vorhergehenden Zeiten nicht ganz fehlen.

Lockenringe aus Bronze oder selbst aus Gold sind aus der Bronzezeit bekannt.

Ohrringe, mitunter zu mehreren getragen, sind seit der frühen Eisenzeit für mehrere Jahrhunderte als mitteleuropäische Mode beliebt geworden, sie verschwinden aber dann schon seit dem 2. Jahrhundert v. d. Ztr., um erst in der Völkerwanderungszeit unter südlichen Einflüssen von neuem bei den Germanen allmählich Eingang zu finden. Mitteleuropäischer Herkunft sind auch die bronzezeitlichen Beinbergen der Germanenfrauen, die wohl dazu dienten, Beinbinden am Unterschenkel festzuhalten. Man müßte vielleicht für dieses Schmuckstück der norddeutschen — nicht jütländischen und skandinavischen — Germaninnen kürzere Röcke annehmen als den Rock, der durch den Grabfund von Borum-Eshøj bezeugt ist. Halsschmuck und Armschmuck ist zu allen Zeiten von germanischen Frauen getragen worden.

Schließlich sei noch der Fund eines Fausthandschuhes vorgeschichtlicher Zeit (?) von Åsle in Westergötland genannt, der das Bild der germanischen Bekleidung ergänzt (Abb. 36).

Die Tracht der Germanen müssen wir uns entsprechend den heutigen Bauerntrachten

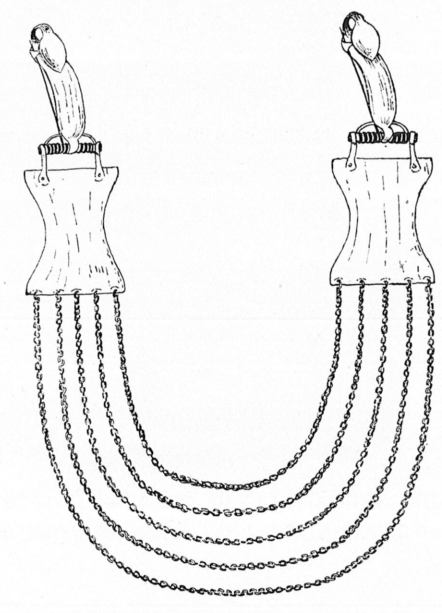


Abb. 35. Elbgermanisches Fibelgehänge, 4. Jahrh. v. d. Ztr.

[1]) O. Almgren und B. Nerman, Die ältere Eisenzeit Gotlands. — Sitzungsberichte Prussia 17, Taf. XIII.

recht farbenfreudig vorstellen. Zur Färbung besaßen die Germanen genügend Möglichkeiten. Der Waidanbau für die Gewinnung der blauen Farbe ist im letzten Jahrhundert v. d. Ztr. durch einen Fund in der Hausstätte von Ginderup in Jütland bezeugt. Bunte Stoffteile sind verschiedentlich nachgewiesen worden. So wurde an der Moorleichenkleidung die rote und grüne Farbe, im Thorsbergfunde ein roter Kittel mit grüner, gelber und weißer Borte, am Gürtel von Dantgen im Kreise Bordesholm abwechselnd weiße und rote Musterung festgestellt.

Abschließend sei bemerkt, daß die Funde und unsere sonstigen Hilfsmittel noch nicht genügen, die Tracht in allen Einzelheiten für alle Germanenstämme in der hier behandelten Zeit klarzulegen, sondern daß uns nur hier oder da einmal die Möglichkeit gegeben ist, Einblick in die Kleidung zu gewinnen. Doch ist es sicher, daß wir mit entwickelten, landschaftlich verschiedenen Trachten rechnen müssen, die bereits in urgermanischer Zeit, und auch schon früher in der jüngeren Steinzeit, von Urformen menschlicher Bekleidung weit entfernt waren. — Die germanische Tracht war praktisch und dem nordischen Klima angepaßt, daher können wir Einwirkungen der germanischen Tracht auf die römische Soldatentracht und von da auf die Kleidung der Zivilbevölkerung des Provinzgebietes feststellen. So wurde die germanische Hose, der germanische Hemdrock (camisia) und weiter die germanische Pelztracht von den Römern aufgenommen.

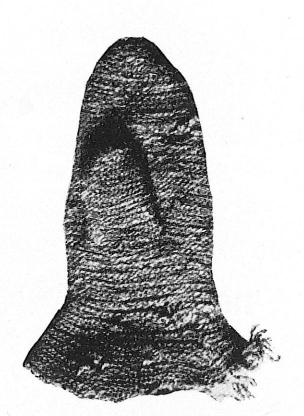


Abb. 36. Fausthandschuh aus Åsle, Westergötland Schweden



Abb. 37. Schmuckausstattung eines Grabes der frühen Eisenzeit aus Halle-Trotha. Haarnadel, Halskette, Arm- und Fingerringe, Gewandnadeln

Schrifttum

Zusammenfassende Behandlung der germanischen Tracht: Georg Girke, „Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit." Mannusbücherei, Nr. 23 und 24, 1922.

Kurze Zusammenfassung: Walther Schulz, „Germanische Trachten der vorgeschichtlichen Zeit." Pestalozzi-Fröbel-Verlag 1936.

Für die germanische Tracht nach römischen Darstellungen: Karl Schumacher, „Germanendarstellungen", Neubearbeitung von Hans Klumbach 1935.

Zu S. 14, Moorleichenfunde: Das gesamte Material ist inzwischen von A. Dieck in einer noch nicht gedruckten Dissertation (Halle 1939) bearbeitet.

Abb. 25—29 nach Bildwerken von H. Keiling, Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle a. S.

Germanische Tracht nach den Denkmälern griechischer und römischer Kunst

Von

Walther Schmid, Graz

Bei Noreia in Steiermark fand der erste folgenschwere Zusammenstoß zwischen Germanen und Römern statt. Mit dem Jahre 113 v. d. Ztr. tritt das Germanentum in die römische Geschichte ein. Allerdings wurde die Nationalität der Kimbern zuerst verkannt. Noch um 100 v. d. Ztr. hat Artemidoros von Ephesos sie als Keltoskythen betrachtet. Das entscheidende Wort hat erst Caesar gesprochen, als der Suebenfürst Ariovist um das Jahr 71 begann, in Elsaß eine germanische Herrschaft aufzurichten. Das Jahrzehnt 70—60, in dem römische Vermittler mit dem Suebenfürsten unterhandelten, bot Gelegenheit genug, den ethnischen Zusammenhang der Sueben und Kimbern im Sinne von Germanen zu vollziehen.

Dementsprechend erscheinen die Germanen auch in den Darstellungen der bildenden Kunst der Römer viel später als die Gallier. Hatten die siegreichen Kämpfe Attalos I. (241—197) gegen die kleinasiatischen Kelten der pergamenischen Kunst bereits im 2. Jahrhundert v. d. Ztr. willkommene Gelegenheit geboten, den neuen furchtbaren Gegner darzustellen, so tauchen Darstellungen der Germanen regelmäßiger erst in der augusteischen Periode auf. In dieser Zeit hat sich jedoch bereits eine feste hellenistische künstlerische Tradition der Darstellung der nicht klassischen Völker ausgebildet. In dieses typische Bildnis wurde das neue Volk nach altgewohntem Schema eingegliedert und mit charakteristischen germanischen Eigentümlichkeiten ausgestattet. Die einzige zeitliche Ausnahme bildet der merkwürdige Kopf von Brüssel, der wohl als älteste Germanendarstellung gelten darf und unzweifelhaft dem 2. Jahrhundert v. d. Ztr. angehört[1]). Er stellt einen Bastarnen dar (Abb. 14). Der Germanenstamm der Bastarnen war bereits im 3. Jahrhundert aus der Heimat an der oberen Weichsel ausgewandert und saß um die Wende vom 3. zum 2. Jahrhundert an der Donaumündung. Der Kopf zeigt die charakteristische suebisch-bastarnische Haartracht: das lange Haupthaar ist vom Hinterhaupt in sorgfältig nebeneinander gelegten Strähnen schräg nach der rechten Seite herübergekämmt, wo es über dem rechten Ohr und neben der Schläfe in einen Knoten geschlungen ist (der Knoten ist größtenteils abgebrochen), ein Haarwickel hängt ins Gesicht herein. Der Kopf mit dem schmerzlichen Ausdrucke gehört sicherlich einem Verwundeten an.

Der pathetische Kopf ist vom Geiste der Diadochenkunst umweht und entspricht ganz dem Stile der Barbaren des attalischen Weihegeschenkes auf der Akropolis zu Athen. Ob der Kopf zu einem Denkmal gehörte, das die Siege über Mithradates und seine Bundesgenossen, die Bastarnen verherrlichte, oder ob sich unter den Galliern gegen die die Pergamener kämpften, etwa schon einzelne germanische Volksteile befanden, ist nicht zu entscheiden.

[1]) H. Philipp, Tacitus, Germania 1926, T. XXI, S. 129. — A. Furtwängler, Intermezzi, S. 70. — K. Schumacher-H. Klumbach, Germanendarstellungen, S. 1, T. 1, 1.



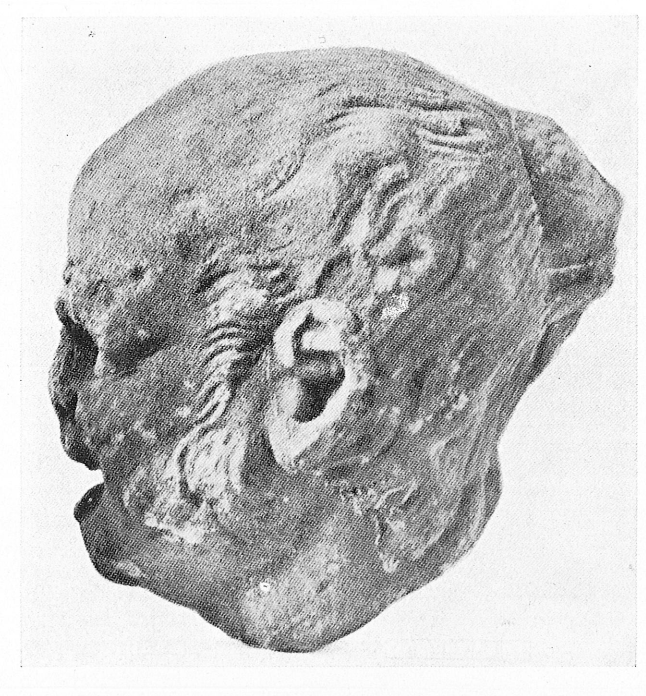


Abb. 38. Kopf eines Germanen. Trier, Landesmuseum.

Um bei dem Haarknoten zu verweilen: Die Haarflechte bildet zu Beginn unserer Zeitrechnung ein besonderes Kennzeichen der Germanen. Tacitus, Germania 38 hebt aus der Masse der übrigen Germanen den Stamm der Sueben und ihrer Verwandten hervor, bei denen der Haarknoten besonders üblich und vor allem ein Abzeichen des vornehmen Mannes war.

Vor alters war jedoch die Stirnflechte eine alteuropäische Haartracht schlechthin. Die Sitte der Haarrolle kommt gewiß einem praktischen Bedürfnis entgegen, sie bändigt das flatternde Haar, doch der Haarknoten hat auch symbolische Bedeutung[1]). Seit dem 2. Jahrtausend v. d. Ztr. bedeutet den Griechen das Stirnhaar in der Form des geflochtenen Schopfes das Symbol des Lebens, die vom Scheitel geschnittene Locke stellt



Abb. 39. Münze des Domitian (81—96 n. Ztr.) v. J. 85.



Abb. 40. Münze des Mark Aurel v. J. 175.

[1]) Für das Folgende vgl. A. v. Salis, Ein Germanenbildnis, Bonner Jahrbücher, H. 118, 1909, S. 63ff. Zahlreiche Belege bei F. Hauser, Tettix, Österr. Jahreshefte IX, 1906, S. 124ff.

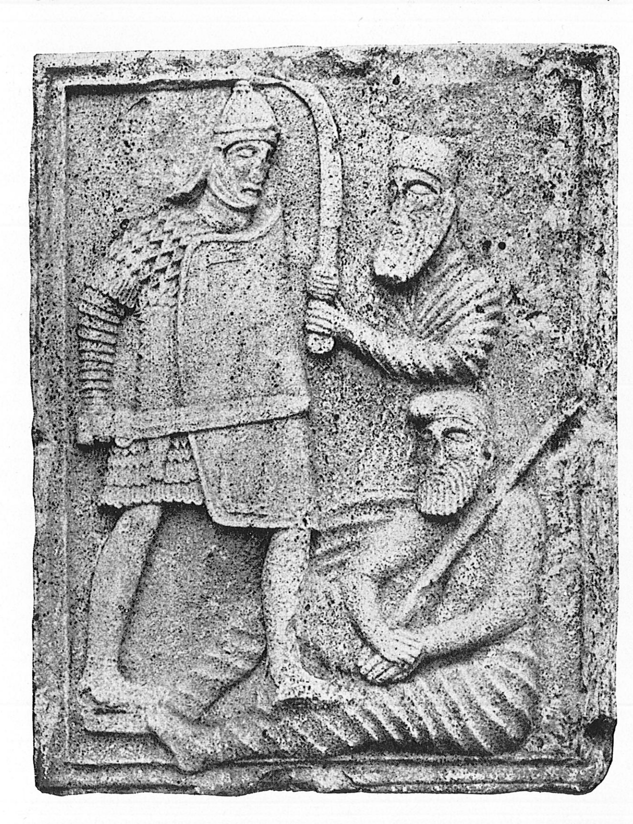


Abb. 41. Metope 17 v. Adamklissi. Römischer Legionär im Kampf mit 2 Gegnern

als Trophäe das verwirkte Leben des Feindes dar, das Abschneiden des Haupthaares symbolisiert den Verlust der Lebenskraft (Simsonsage). Der Haarknoten ist demnach nicht nur ein Symbol der Freiheit, er ist auch ein Amulett, er besitzt unheilabwehrende Kraft, er verteidigt und schützt vor Gefahren und schädlichen Einflüssen, der Knoten hat magische Gewalt.

Die Art der Herrichtung des germanischen Knotens ist sehr verschieden. Lokale Schwankungen der Mode hat es immer gegeben. Tacitus selbst erwähnt den nodus ornatior der principes, den reichen Kopfaufputz der Großen. Der sorgfältig gegliederte Haarwickel wurde wie ein breites Diadem quer über die ganze Stirn gelegt[1]). Der Knoten in der Regel über der rechten Schläfe zu einem Büschel aufgerollt[2]) (Abb. 41). Seltener erscheint er an der linken Schläfe[3]). Tacitus betont, daß die Sueben den Haarknoten für alle Altersstufen beibehalten, nur muß der Knoten, wenn das Ausfallen oder Lichterwerden des Stirnhaares dazu zwingt, bei älteren Leuten weiter hinten, oft in Scheitelhöhe geknüpft werden[4]).

Die Frisur eines solchen Germanen, der bereits über das Schwabenalter hinaus ist und notgedrungen seine spärlichen Haare am Hinterhaupt zu einem Knoten verschlungen

[1]) Grabdenkmal des Reiters Andes. Germanendarstellungen, Taf. 27, 81.

[2]) St. Paulovics, Germanendarstellungen aus dem swebisch-markomanischen Kreis (O-Szöny). Mannus 26, 1934, S. 128ff.

[3]) Grabdenkmal des Reiters Cantaber. Germanendarstellungen, Taf. 22, 71.

[4]) R. Noll, Ein Germanenkopf aus Potzneusiedl a. d. Leitha. Germania, XXI, 1937, S. 25ff.

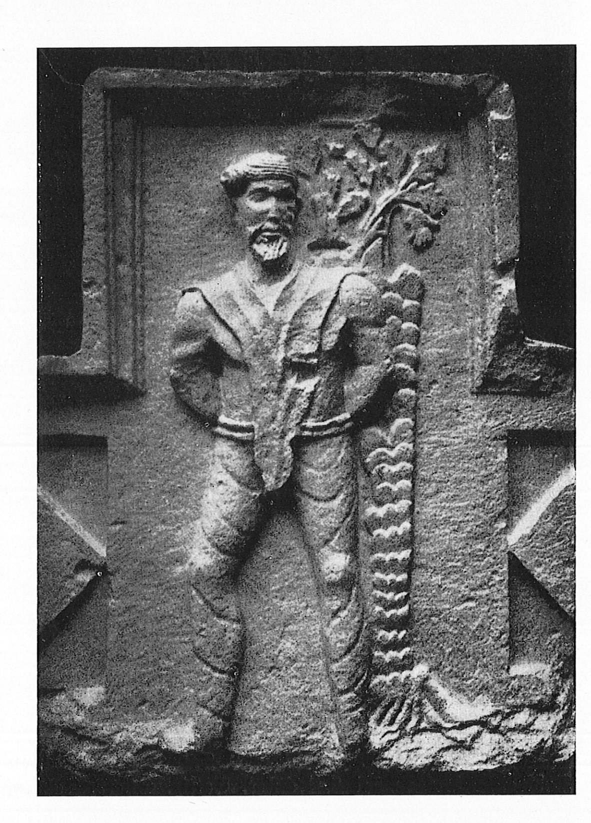


Abb. 42. Zinne 2 v. Adamklissi. Gefesselter Bastarne vor einem Eichbaum

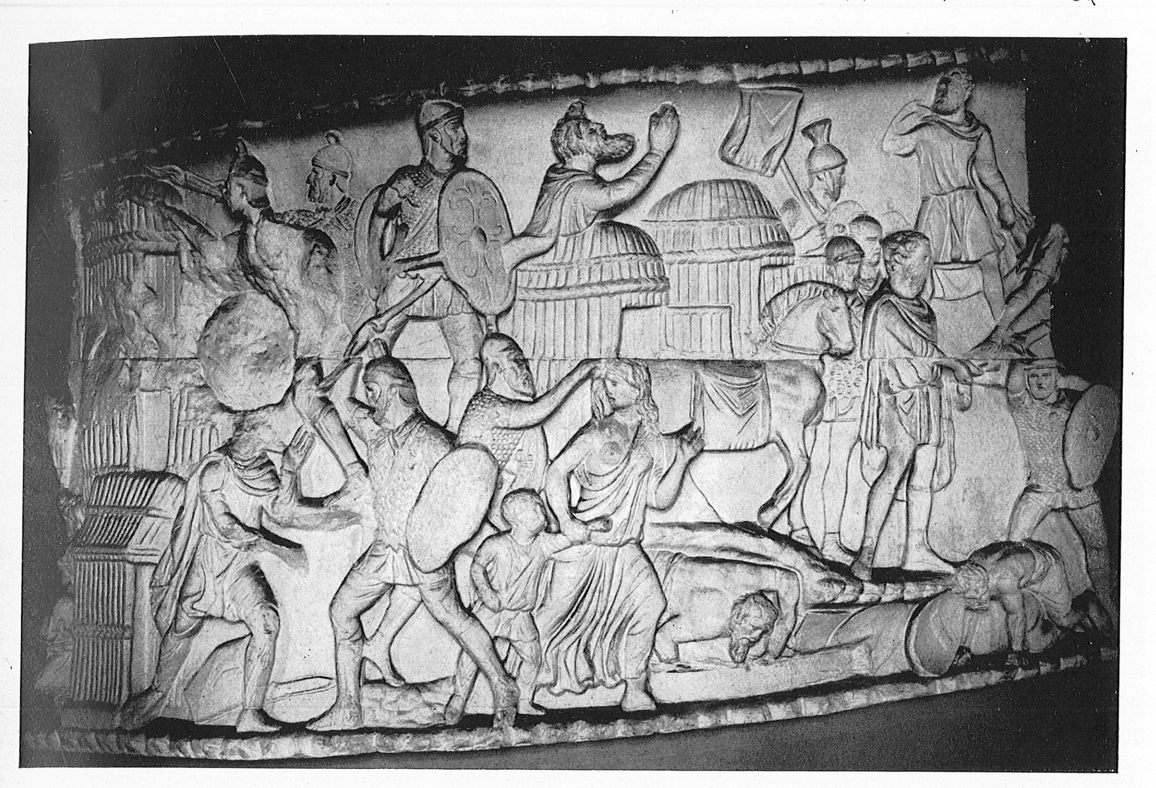


Abb. 43. Überfall römischer Truppen auf ein germanisches Dorf (Markussäule)

hat, zeigt ein Kopf aus Trier (Rest einer Statue)[1]) (Abb. 38). Ein älterer Mann mit fröhlichem Gesicht und lebhaftem Ausdruck. Ich möchte ihn den vergnügten Moselschiffern mit der Weinladung von Neumagen an die Seite stellen und ihn mit der einzigen farbigen Büste eines blonden Germanen in Bonn vergleichen (Abb. 47). Diese Büsten bilden eine Sondergruppe von genrehaftem Charakter, die die Germanen des täglichen Lebens darstellt.

Auf den Darstellungen der Germanen des 1. Jahrhunderts erscheint der Suebenknoten noch häufig und auch noch auf der Trajanssäule. Nach Trajan verschwindet aber diese Haartracht auf den Monumenten. Das Tropaion von Adamklissi bringt die letzten bildlichen Belege[2]).

Als Fürstentracht hat sich jedoch die altmodische Tracht der Scheitelflechte als Standeszeichen noch Jahrhunderte lang gehalten. Ammian Marcellin berichtet, daß der Alamannenkönig Chnodomar in der Schlacht bei Straßburg im Jahre 357 das rotblonde Haar in einen Schopf gedreht trug. Und Apollinaris Sidonius erwähnt bei der Schilderung des Gotenkönigs Theoderich ausdrücklich die Stirnflechte. Die fränkischen Könige trugen sie ebenfalls noch und heißen wegen dieser ihrer Haartracht reges criniti.

Überwundene Völkerschaften hat die römische Kunst, zum Teile nach dem Vorgange der griechischen, auf dreifache Art verkörpert. Entweder in einer ganzen Anzahl von Gefangenen, welche am Fuße eines Tropaions stehen, sitzen oder knien. Oder in Gestalt

[1]) Germanendarstellungen, Taf. 2, 2 und Taf. 28, 87.

[2]) C. Patsch, Der Kampf um den Donauraum unter Domitian und Traian. S. Ber. Akad. Wiss. Wien Bd. 217/1, H. 27, S. 24, und M. Rostowzew, Germania X, 1934, 2 bezweifeln neuerdings das Germanentum der hier dargestellten Bastarnen, wie es bereits Ad. Bauer getan.

Abb. 44. Abgesandte einheimischer Stämme vor Trajan u. a. Germanenfürsten. (Trajanssäule)

eines einzelnen Mannes, der vor dem Sieger steht oder kniet. Oder schließlich in Gestalt einer Frau, welche unter einem Tropaion, auch inmitten von Waffen sitzt und ihre Trauer im Antlitz wie in der Körperhaltung zum Ausdrucke bringt[1]). Diese künstlerische Tradition, bereits in den Darstellungen der Gallier in der hellenistischen Kunst vorgebildet, ist am deutlichsten bei der Gemma Augustea des Dioskurides erkennbar. Sie stellt Illyrier dar, nicht gefangene Germanen, wie hin und wieder noch behauptet wird, sondern den Triumph des Tiberius ex Pannoniis Dalmatisque am 16. Jänner 13 unserer Zeitrechnung. Den mit dem Halsring geschmückten Pannonier und seine Frau schleppen nichtrömische Soldaten herbei mit dem runden makedonischen Feldhut, Hilfstruppen des thrakischen Königs Rhoemetalkes und

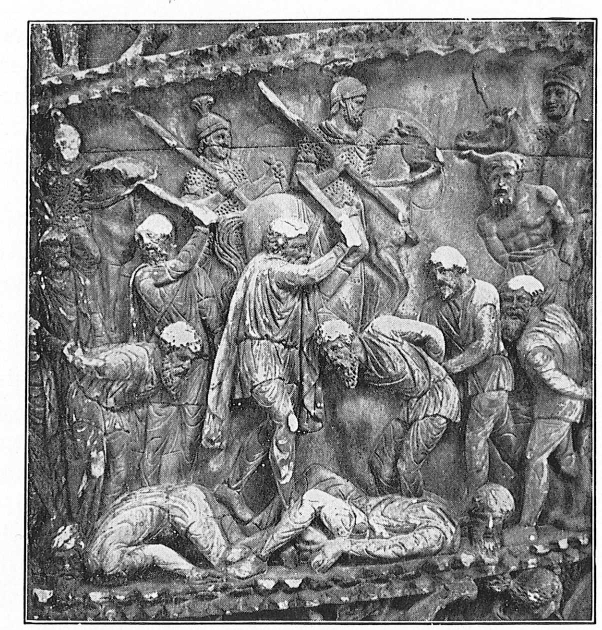


Abb. 45. Gefangennahme germanischer Fürsten (Markussäule)

auf dem Tropaion, unter dem Dalmater sitzen, ist die illyrische Feldhaube befestigt[2]).



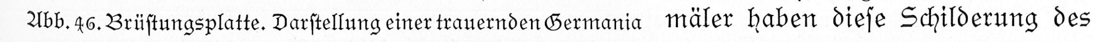
Abb. 46. Brüstungsplatte. Darstellung einer trauernden Germania

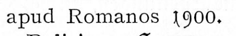
Dieser Typus der Darstellung der gefangenen Völkerschaften ist etwas Konventionelles und erfährt seine Individualisierung nur durch die Ausdrucksfähigkeit des Künstlers.

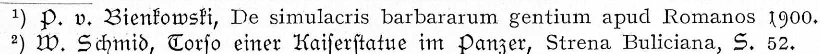
Die Kunst der Kaiserzeit schildert die Germanen als einen Menschenschlag von edler und fast finsterer Schönheit. Die künstlerische Darstellung der imposanten Erscheinung der Deutschen zeugt von dem gleichen großen Respekt, mit dem Tacitus und Ammianus Marcellinus von den Germanen sprechen.

Am häufigsten erscheint die Darstellung des nackten Germanen. Tacitus berichtet, daß bei den Germanen als Kleidung allgemein ein Mantel diene, der an der rechten Schulter mit einer Fibel zusammengehalten werde.

Sowohl die Funde als die Denkmäler haben diese Schilderung des







[1]) P. v. Bienkowski, De simulacris barbararum gentium apud Romanos 1900.

[2]) W. Schmid, Torso einer Kaiserstatue im Panzer, Strena Buliciana, S. 52.

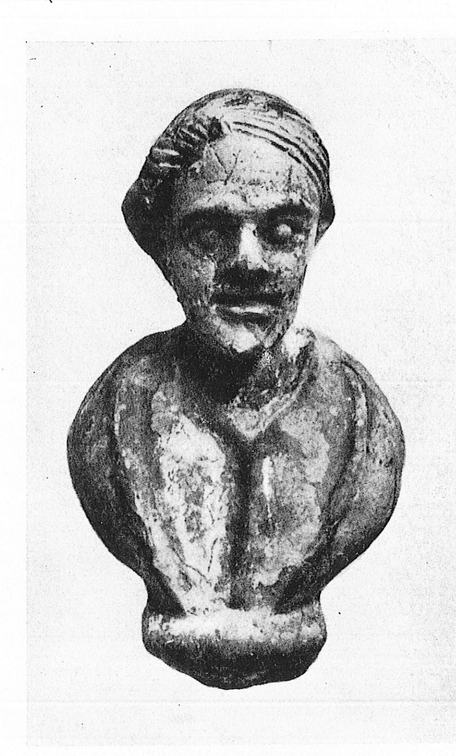


Abb. 47. Tonbüste eines Germanen. Bonn, Rheinisches Landesmuseum

Tacitus ergänzt und uns mit Leibröcken, Hosen, Strümpfen und Schuhen bekannt gemacht. In der Schlacht werden jedoch die Germanen wie die Gallier das Gewand mehr oder weniger abgelegt haben, um leichter kämpfen zu können[1]). Deshalb haben bereits die pergamenischen Künstler, als sie die Siege über die Gallier schilderten, die Kelten zumeist nackt oder nur mit einem Chiton oder Mäntelchen dargestellt, und an dieses pergamenische Gallierideal knüpfte die römische Kunst bei der Bildung des germanischen Typus in der ersten Kaiserzeit an[2]). Wie die Denkmäler lehren, haben die Germanenkämpfe keine schwunghaft idealisierende Kunst wie jene der Diadochen zu ihrer Verherrlichung gefunden. Nur der nüchterne römische Sinn hat sie gestaltet. Dafür sind sie um so echter und treuer überliefert.

Bereits aus der ersten Kaiserzeit ist eine Gruppe von Bronzebeschlägen erhalten, die als Brustschmuck von Pferden dienten, besonders von Pferden der triumphierenden Feldherrn (Abb. 49). Die equi phalerati trugen auf dem Geschirr Darstellungen des errungenen Sieges[3]). Diese ersten Bilder der germanischen Kämpfe zeigen die Germanenköpfe von edlem Typus, unbedeckt, meist vollbärtig, doch auch jugendlich unbärtig. Der Oberkörper ist nackt oder mit einem Leibrock und Mantel, die Beine mit Hosen bekleidet.

Besonders aufschlußreich sind Bronzestatuetten von gefangenen Germanen und Büsten, die nach unmittelbarer Anschauung, unter dem Eindrucke des täglichen Verkehrs, wie er besonders fürs 1. und 2. Jahrhundert an der Donau und am Rhein bezeugt ist, in den Werkstätten an den Grenzen des römischen Reiches entstanden sind. Zum Beispiel: die Statuette eines Germanen aus dem Britischen Museum mit gestreifter Hose (Abb. 48) oder die Statuette aus dem Museum in Bukarest mit langen, enganliegenden Hosen, die von einem strickartigen Gürtel gehalten werden oder von dem gefangenen Germanen aus Wien mit langen faltigen Hosen und niedrigen Schuhen mit aufgebogenen Spitzen[4]).



Abb. 48. Bronzefigürchen eines Germanen. London, Britisches Museum

Die Hose ist ein weitverbreitetes Kleidungsstück, am frühesten wird sie in Medien und Persien erwähnt, später bei den Skythen und in Gallien (Gallia bracata). Die Hose ist entweder eine Kniehose (braca, Bruch), wie sie besonders zur Zeit Trajans üblich war, oder eine Strumpfhose. Weite Hosen nach Art der Sarmaten trugen die Ostgermanen. Von den Germanen haben die Römer die kleidsame Hose entlehnt, zuerst das Militär.

[1]) R. Much, Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte 1925, S. 19.
[2]) Ad. Furtwängler, Intermezzi, S. 75.
[3]) Germanendarstellungen, S. 28, Taf. 32, 113.
[4]) Germanendarstellungen, S. 26, Taf. 30, 100; S. 34, Taf. 36, 137; S. 26, Taf. 31, 104.

Der Mantel, der auf den Schultern, frei auf dem Oberkörper liegt, hat zwei Umlegefalten über der Brust, die ihn auf dem Körper festhalten. Der Mantel besteht aus einem rechteckigen Tuch, das aus einem Stück gefertigt zu sein scheint und von einer breiten Borte gesäumt ist (Abb. 50).

Die wichtigsten Einzelheiten der männlichen Tracht haben jedoch die Siegesdenkmäler des 2. Jahrhunderts bewahrt, das Tropaeum Traiani von Adamklissi in der Dobrudscha, die Trajans- und die Markussäule in Rom. Die bärtigen Bastarnen von Adamklissi (Abb. 42) tragen gegürtete enge Hosen und einen gefältelten Umhang, der aus einem Stück angefertigt, eine Öffnung für den Hals freigelassen haben wird[1]). Noch deutlicher ist die Darstellung der Tracht auf einem anderen Relief von Adamklissi (Metope 17) (Abb. 41). Nicht allein die Hose ist gefältelt, sondern auch der Rock des Bastarnen mit dem Sichelschwert. Die Fältelung der Kleider scheint von der seit Trajan üblichen Mode der umfangreichen Faltung der römischen Gewandung beeinflußt zu sein. Die Germanen sind im archaisierenden Typus des 1. Jahrhunderts dargestellt, mit langem, spitzem, unten abgerundetem Bart. Das Haar ist über der Stirne gerade abgeschnitten, nur die Vornehmeren scheinen noch den Knoten getragen zu haben.

Auf der Trajanssäule ist die künstlerische Gestaltungskraft des großen Baumeisters Apollodoros von Damaskus auch der Darstellung der Germanen zugute gekommen, die sich durch reiche, individuelle und charakteristische Züge auszeichnet (errichtet 110—120)[2]). Germanische Leute kämpfen auf der Trajanssäule als Freunde, nicht als Gegner der Römer, als Hilfstruppen gegen die Daker; zum Schnurrbart tragen sie bereits einen kurzen Vollbart, wie er in dieser Zeit Mode geworden ist. Der nackte Oberkörper ist mit einem Mantel bedeckt, die Schenkel mit engen Hosen (Abb. 44). Germanische Anführer erscheinen als Gesandte vor dem Kaiser, ihm ihre Hilfe anzubieten. Diese Vornehmen tragen einen knielangen, auf der rechten Schulter mit einer Rundfibel gehafteten Mantel auf dem nackten Oberkörper.

Ein solcher Germane, wahrscheinlich ein Bastarne, verhandelt als Sprecher fremder, offenbar sarmatischer Gesandten freimütig mit dem Kaiser. Eine Hünengestalt, ein schlanker mächtiger Körper, steht er mit stolzem Anstand vor dem Kaiser.

Die um 193 errichtete Markussäule verwendet für die einzelnen Völker nur ein oder ganz wenige Modelle und versucht die Fülle der Erscheinungen gleichsam auf einen Normaltypus zu bringen. In ihren Darstellungen sind die Germanen bereits zu einer volleren Bekleidung vorgeschritten[3]). Obwohl die alte einfache Tracht, Hose und Mantel, noch vorkommt, so ist sie doch weniger häufig, viele Germanen tragen bereits einen geschlossenen kurzen Leibrock und einen Mantel, der nicht nur den Rücken, sondern auch Brust und Oberschenkel deckt (Abb. 45). Auch der Pelzmantel ist üblich; in der Auswahl der Felle waren die Germanen nach dem Berichte des Tacitus sehr wählerisch, da sie einheimische Wildfelle mit Pelzstücken von Tieren aus fremden Gegenden verbrämten. Die reichlichere Bekleidung ist wohl eine Folge der Klimaverschlechterung, die die Markomannen im Jahre 166 infolge Mißernten und Hungersnot zwang, nach dem Süden vorzustoßen.

Die hohen Gestalten der Germanen gehören zu den schönsten Figuren der Markussäule.

Am längsten haben die Franken die alte Tracht treu bewahrt, sie trugen noch im frühen Mittelalter leinene oder lederne Hosen, ihr Oberkörper blieb unbekleidet.

Die Darstellung der Frauentracht auf den antiken Denkmälern stimmt mit der Nachricht des Tacitus überein, daß die Frauen der Germanen dieselben Kleider wie die

[1]) Ad. Furtwängler, Intermezzi, S. 67. Germanendarstellungen, S. 6, Taf. 6, 25, 26, 28, Taf. 7, 20.
[2]) Germanendarstellungen, S. 7, Taf. 8, 29.
[3]) Beispiele: Überfall römischer Truppen auf ein Markomannendorf. — Hinrichtung germanischer Edler. — Germanendarstellungen, S. 9, Taf. 10, 40; Taf. 12, 42.

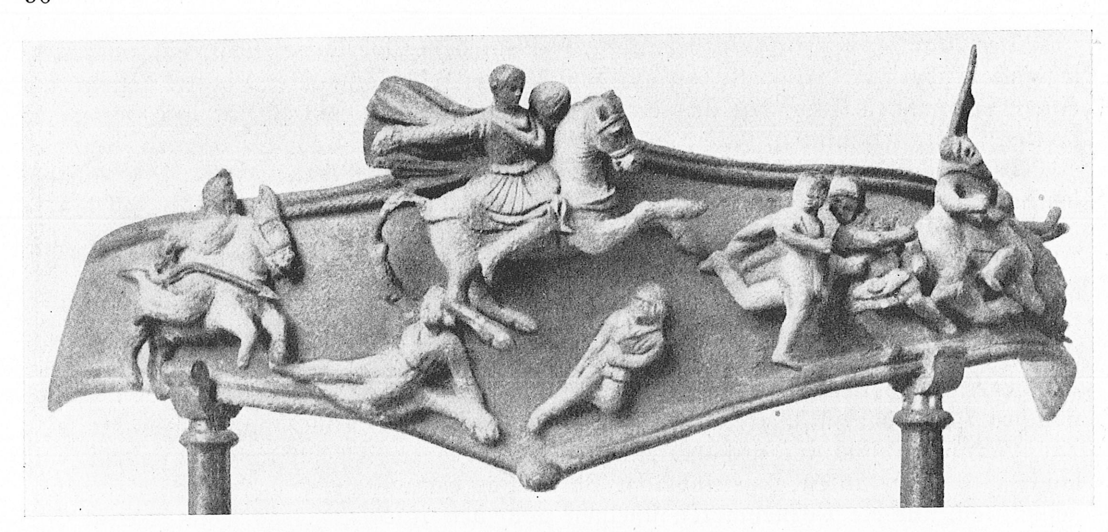


Abb. 49. Pferdebrustschild aus Bronze mit acht aufgesetzten Figuren, die einen Kampf zwischen Römern und Germanen darstellen. Brescia, Museo civico



Abb. 50. Bronzefigur eines knienden Germanen. Paris, Bibliothèque nationale



Abb. 51. Bronzebüste eines älteren Germanen. Gefunden in Ó-szöny. Budapest, Ung. Nationalmus. 1.—2. Jh. n. Ztr.

Männer tragen; nur hüllen sie sich an Stelle des Mantels bisweilen in schleierartige Tücher, die mit rotgefärbten Streifen verziert sind (velantur lineis amictibus). Die nach den Chattenkriegen geprägten Münzen (Germania capta, devicta) des Domitian zeigen Frauengestalten, deren Oberkörper bald entblößt, bald mit einem ärmellosen, seltener kurzärmeligen gegürteten Leibrock, der einen Teil der Brust frei läßt, bekleidet ist, die Beine sind mit ziemlich enganliegenden Hosen bedeckt (Abb. 39 u. 40).

Immer sind es sitzende weibliche Gestalten in trauernder Haltung, am ergreifendsten dargestellt in der Germania aus Mainz[1]) (Abb. 46). Die Gestalt stützt das gesenkte Haupt auf den linken Arm, das lange gescheitelte Haar fällt beiderseits in breiten Strähnen auf die Brust herab. Vom Haupt wallt über den Rücken ein schleierartiges Umhängetuch herunter, dessen Enden auf dem Schoße zusammengelegt sind. Den Oberkörper bedeckt ein enger Leibrock mit langen Ärmeln; Leibrock und Hosen sind mit einem Rautenmuster verziert. Die Rautenverzierung der Hosen wurde auch auf den Gewändern und Hosen der Moorfunde von Torsberg und Damendorf (4. Jahrhundert) beobachtet[2]). In dem Bildwerk der Markussäule erscheint auch die Frauentracht reicher (Abb. 43), über den ärmellosen Leibrock fällt in wallenden Falten ein Überkleid, das bis zu den Füßen reicht und ein Überwurf umschlingt den Körper bis zu den Hüften. In dieser reicheren Tracht ist der Einfluß der römischen Mode unverkennbar.

[1]) Germanendarstellungen, S. 12f., Taf. 15, 52; S. 44, Abb. 2.

[2]) Fehrle, Germania, Taf. 5, 18. — In der dem Vortrag folgenden Wechselrede wurde die Hosentracht der Mainzer Germanin angezweifelt. Eine Nachprüfung am Original in Mainz ergab, daß das Rautenmuster des Hosenteiles um das Bein läuft, eine enge Hose unzweifelhaft vorhanden ist.

Das Vorbild der trauernden Germanin, das Motiv des völligen Versunkenseins und schwermütiger Trauer hat nicht selten bereits in der griechischen und römischen Kunst Ausdruck gefunden. Es ist die Darstellung der sogenannten Penelopegruppe der griechischen Grabstatuen und Reliefs. Auf den Denkmälern des 5. und 4. Jahrhunderts erscheint zuerst ein trauriges melancholisches Sinnen im Gesichtsausdruck der verstorbenen Frauen, wie beim Denkmal der Hegeso. Zu diesem Motiv der trauernden Frau gesellt sich hinzu die typische Darstellung der verwundeten Amazone mit entblößter Brust. In spätgriechischer Zeit wird der Ausdruck der Trauer stärker und pathetischer und wird durch das massige, oft wirre Haar noch betont, der Ausdruck selbstvergessener Trauer durch das Motiv des von der Schulter herabgleitenden Gewandes gesteigert.

Am ergreifendsten ist diese schwermütige Trauer einer gefangenen Germanin ausgedrückt in der Statue der sogenannten Thusnelda in Florenz. Die weibliche Gestalt ist vollständig mit römischer Kleidung, mit Tunika und Palla ausgestattet, erschwert daher die Deutung. Die bisherige wissenschaftliche Erörterung hat die Frage der Darstellung einer Gallierin oder Germanin offen gelassen. Ich neige der Ansicht zu, daß eine germanische Gefangene dargestellt ist[1]), da in der Zeit, als diese Statue im 1. Jahrhundert n. d. Ztr. geschaffen wurde, Gallien schon längst befriedet und der Anlaß zur Darstellung einer trauernden Gallierin nicht mehr gegeben war. Welche Persönlichkeit dargestellt ist, ist vollkommen unsicher; unser Herz entscheidet für die unglückliche Gemahlin des Befreiers der Germanen aus römischer Not und Gefahr, des Retters deutschen Volkstums und deutscher Sprache.

[1]) Vgl. die gleiche Büste einer Germanin in Aquileia; G. Brusin, Guida di Aquileia, S. 107. — Die Ansicht wird bestärkt durch die Darstellung einer Germanin mit ähnlicher Gewandanordnung auf dem der antoninischen Zeit gehörigen Schlachtensarkophag im Thermenmuseum in Rom, vgl. A. Alföldi, Die Germanin als Sinnbild der kriegerischen Tugend des röm. Heeres, Germania 1937, S. 97.

Der Direktion des Röm.-Germ. Zentralmuseums in Mainz spreche ich meinen verbindlichsten Dank für gütige Beistellung von Bildstöcken aus.

Tracht und Schmuck im Spiegel der Sagas

Von

Bernhard Kummer, Jena

Das Thema „Tracht und Schmuck im Spiegel der Sagas" unterscheidet sich insofern von den anderen, die hier behandelt werden, als es allein ausgeht von einer bestimmten Gruppe schriftlicher Überlieferung, die zunächst durch die Islendingasögur, weitergefaßt aber durch das gesamte altisländisch-norwegische Schrifttum gekennzeichnet wird.

Mit welchem Recht wird die Saga in diesem Rahmen zur Hilfeleistung aufgerufen? Was kann sie geben? Ich muß auch die erste Frage eingangs stellen und darzulegen versuchen, warum wir der Saga zur Ergänzung unserer Kenntnisse über Tracht und Schmuck der Germanen bedürfen und warum nirgends sonst eine Gruppe der Überlieferung uns einen auch nur annähernd gleichen Dienst leisten kann.

Das Germanenbild hat in der deutschen Volksbildung wohl mehr als in der der skandinavischen Völker zwischen verklärendem Traumbild oder Wunschbild und einem herabsetzenden Barbarenbild hin und her geschwankt. Ein fortschreitendes Volksbewußtsein hält den Stolz auf eigene Geschichte und eigenes Blutserbe für selbstverständlich und drängt dadurch jene — unsere Geschichte und unser Blut entehrenden — Tendenzen mancher früheren Geschichtsschreibung und Vorgeschichtsforschung zurück; andererseits aber ist — zumal seit dem Kriege — ein starker Wille am Werke, keinem Traumbild wieder unter den so viel mißverstandenen Göttern Walhalls zu gestatten, sich uns vor die harte Lebenswirklichkeit der Geschichte zu stellen, der Wille also, nun endlich das Lebensbild aller Jahrhunderte unserer geschichtlichen Vergangenheit in seiner Wirklichkeit im Schlechten und Guten zu erkennen und nichts zu verklären. Zur Überwindung der Barbarenlüge wie der „Romantik" innerhalb der Germanenkunde bedarf es aber eines festen Maßstabes, eines maßgebenden Lebensbildes vom germanischen Menschen in seinem Alltag und Festtag. Und so hat die Forschung die Behauptung aufgestellt, daß in Ermangelung anderer zumal südgermanischer Quellen von ausreichender Lebensfülle und Lebensunmittelbarkeit uns die einzigartige Saga Islands und der von ihr ausgehende geistige Einfluß uns diesen notwendigen Maßstab geben kann. Andreas Heusler hat es scharf formuliert, daß es „endlich dahin kommen" müßte, daß niemand Urteile fällt über germanische Lebenswerte und Lebenshaltung, „dem die Saga Islands fremd geblieben" ist. Gustav Neckel behandelte und verteidigte diese Auffassung, die er die paradigmatische nannte, weil sie Island als Beispiel setzt für das germanische Lebensbild, in der 1930 erschienenen „Deutschen Islandforschung" durch seinen Beitrag: „Der Wert der isländischen Literatur" und kennzeichnet diese Auffassung durch die Behauptung: „Die germanische Gesellschaft von Fürsten, Bauern, Sklaven, die wir aus den Sagas so genau kennenlernen, als hätten wir uns selber jahrelang in ihr bewegt, sie ist die germanische Gesellschaft der Zeit Attilas, der Zeit des Arminius und schon früherer Zeiten", denn diese „Quellen werfen Licht auf gesellschaftliche Zustände, Sitten und Geistesverfassungen, auch materielle Kulturgüter, die in dem Island der Sagazeit nur eben auf engem Raum und abgelegener Stätte fortleben und überleben" (S. 13).

Diese Anschauung, soweit man sie auch im einzelnen einschränken mag, ist zumindest ernstester Beachtung wert, weil nicht zu bestreiten ist, daß uns die Saga mit lebendig vor uns handelnden und zu uns sprechenden Menschen der ausgehenden Heidenzeit und der ersten christlichen Zeit in einer einzigartigen Weise vertraut macht, und dann, weil der Nachweis einer Übereinstimmung zwischen den Zuständen zu Tacitus' Zeit in Deutschland und der letzten Heidenzeit im Norden verschiedentlich geführt werden konnte. Aber wie heute noch die ernste auch sprachlich eindringende Beschäftigung mit dieser Überlieferung bei uns weit hinter dem Studium gotischer oder althochdeutscher Sprache steht, so erneuern sich auch immer wieder die Versuche, das isländische Zeugnis vom germanischen Menschentum spätheidnischer und frühchristlicher Kultur als einen in keiner Weise maßgeblichen Sonderfall beiseitezustellen.

Um ein Beispiel zu nennen, führe ich einen Satz aus der Zeitung „Germania" vom 8. Juli 1937 an, die die Ansicht eines von ihr gelobten Gelehrten über Island mit den Worten wiedergibt: „Auch ist es falsch, sich die alten Germanen nach Analogie der Isländer vorzustellen. Island ist innerhalb des Germanentums eine Sonderentwicklung, ein Verband von Sippen, der nur durch Blutrache miteinander verbunden wird und dem jede formbildende politische Kraft fehlt." Die durch die Verhältnisse gegebene Sonderentwicklung des isländischen Staates und Volkes wird jeder anerkennen und mit in Rechnung setzen. Aber wie Island — neben Grönland — ein Musterbeispiel ist für germanische Kolonisation, ihre Motive wie ihre Ausführung, wie es in der Bewahrung des Sinnes für Wikingerweitfahrt wie für Bauerntum maßgebend germanisches Wesen zeigt, wie es durch den Weitblick seiner Dichter uns allein gemeingermanisches Heldenlied und Heldenideal bewahrte, so ist es gerade auch durch sein größtes Heiligtum, seine Allthingstätte, und durch seine 1000jährige Rechts- und Staatsgeschichte, durch die bewundernswert rasche und kluge Staatsgründung 930 wie durch das immer lebendig bleibende politische Anteilnehmen der auf weiten mühsamen Wegen zum Allthing kommenden heidnischen und dann christlichen Bauern das ausschlaggebende Zeugnis für die wichtige Tatsache, daß auch germanisches Freiheitsgefühl staatliche Bindung und Macht kannte, suchte und zu schaffen sich immer gedrungen fühlte; Island beweist mit seiner Saga, seiner Geschichtsschreibung und seinem Bauernrecht nur eben, daß die formbildende politische Kraft des heidnisch-germanischen Menschen im Gegensatz zu der des romanischen Mittelalters kein „heiliges römisches Reich", sondern einen Volksstaat zu schaffen wußte, mit seinen unlöslichen Bindungen an das Blut und seinen großen Freiheiten der echten, gewachsenen Persönlichkeit. Und gerade ein einziger Blick auf eine altisländische Thingstätte, auf die Menge in festlichen, künstlich gefärbten Kleidern (í litklæðum), auf den Stolz dieser an ihrem Recht und Staat mitschaffenden Freien, auf ihr Anteilnehmen an der politischen Welt überm Meer, wie auf ihre kleinen Freuden an schönen Freundesgaben, Mänteln, Schwertern, Spangen, Ringen, an denen so oft ruhmvolle Auslandfahrterinnerungen hängen, gerade ein solcher Blick ins Leben, wie er sich uns nirgend sonst vor dem Siege der karolingisch-christlichen Welt eröffnet, ergänzt uns das aus so vielen Einzelgräbern und Funden gewonnene Bild vom äußeren Aussehen eines Menschen der Wikingerzeit durch das farbenfrohe Bild der Gemeinschaft; und damit, was wohl das Wichtigste ist, wird uns die Möglichkeit gegeben, nicht nur wie sonst über den gefundenen Toten auszusagen, wie sie im Leben einzeln aussahen, sondern auch darüber hinaus, wie sie gemeinsam lebten, mit welchen Augen sie einander sahen, welches Urteil, welchen Geschmack, welche Wertung sie hatten und äußerten, wie das Äußerliche mit ihrem Inneren zusammenhing oder zusammenstimmte, und wann sie erst lernten, den Schön- und Stolz-Geschmückten hoffärtig zu nennen, Schmuckfreude als sündige Evas-Eitelkeit und freiwillige Bettlertracht als vorbildlich demütig zu bezeichnen.

Mein Referat gliedert sich somit von selbst in einen Hinweis auf die Fülle von Gegenständlichem, was uns die Saga über Tracht und Schmuck ihrer Zeit aussagt und

in einen Hinweis auf die Bewertung der Tracht und des Schmuckes, des Gut-Gekleideten und Geschmückten, wie auf die Wandlung in dieser Bewertung im Zuge des großen Kulturwandels der Christianisierung, den die Saga umspannt und allein von allen schriftlichen Quellen auf germanischem Gebiet meist ohne Herabsetzung und Verdunkelung des heidnischen Lebensbildes enthüllt.

Ich habe es dabei nicht zu tun mit der Frage nach dem Alter dieser Trachtenstücke und Schmuckstücke, obwohl es natürlich sehr aufschlußreich ist für die jeweiligen Fragen nach Alter und Herkunft, sich etwa sprachgeschichtlich mit den vielen hundert Namen von Kleidungsstücken und Kleidungsarten zu befassen, die die Saga bietet. Aber es ist besser, die Sagaforschung hält sich in dieser Beziehung etwas zurück und vermeidet Übergriffe in das Fachgebiet anderer. Wenn sie auch, wie ich glaube, die einzige taugliche Brücke ist, die den Kulturgeschichtsforschern aus den Jahrtausenden zwischen Steinzeitfund und Osebergschiff herübergeleitet in die europäisch-christliche Zeit der Ritter, Städte und Kirchen, so ist doch diese Brücke, der Zeitabschnitt also, den sie umspannt, verhältnismäßig klein; beschränkt man sich auf die historische Islandsaga, so ist es der Zeitraum zwischen 870 und 1030: er wird erweitert durch die Tatsache der späten Niederschrift, die Anachronismen ermöglicht, wie durch Hinzunahme aller anderen als Saga niedergeschriebenen Überlieferung — insbesondere der Sturlungasaga, der Biskupasögur, der Konungasögur und der Riddarasögur und Übersetzungsliteratur in Sagaform — um 2—3 Jahrhunderte auf insgesamt nicht mehr als fünf Jahrhunderte. Von diesem Zeitraum aus kann man schwerlich in den Streit der Meinungen um das Alter und die Herkunft ältester Trachten und Schmuckformen eingreifen; weder widerlegen noch beweisen kann die Saga die Ansicht über die germanischen Trachten, die das schöne Buch von Karl Schlabow, „Germanische Tuchmacher der Bronzezeit", (Wachholtz, Neumünster) mit dem Satze vertritt: „Heute ist es unumstößliche Tatsache, daß sie die ältesten bisher geborgenen Originaltrachten der Welt darstellen."

Wie die Sachlichkeit und Lebenskunde der Sagamänner Gutes und Schlechtes im Lebensbild des germanischen Menschen zeigt, so enthüllt sie auch unbefangen den Anteil etwa des Auslandes an Schmuck und Tracht jener Zeit. Sie zeigt die Bereitschaft, Fremdes zu übernehmen, zu bewundern und oft durch Namengebung in seiner Herkunft als deutsches, englisches, französisches, russisches Gut zu kennzeichnen ebensosehr wie sie die Fähigkeit zu eigener Erfindung, Weiterbildung und Umbildung aller dieser Dinge zeigt. Wer also von der Saga aus Stellung nehmen wollte zu dem angeführten Satz Schlabows und anderer über den Anspruch des Nordens, die ältesten Nationaltrachten zu besitzen, der könnte es nur tun in zwei Richtungen: einmal, indem er an der von der Saga gezeigten Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, der Selbständigkeit der sprachlichen Benennung, der Verwendung und Weiterbildung wie an der geschlossenen inneren Anteilnahme des ganzen Volkes an Tracht und Mode und Schmuck beweist, daß in solchem Menschentum jede Originalität wie jeder selbständige künstlerische oder technische Fortschritt an sich menschenmöglich ist und daß wir keine geistige Beeinflussung aus der Fremde erkennen können, die diese Möglichkeit erst von außen dem nordischen Menschen gebracht haben könnte. Aber zweitens müßte er betonen, vom Geist der Sagamenschen aus, daß der nordische Mensch jener Zeit allem Neuen und Fremden auch aufnahmebereit gegenüberstand, und daß er nicht fremde Leistungen und Siege als die Seinigen ausgab, da er, Fremdes bewundernd, nicht fürchtete, es könnte etwa die Anerkennung höherer Kunstfertigkeit oder Verwendbarkeit des Fremden seinen eigenen Wert vermindern. Im Besitze gesunden eigenen Schöpfertums war solche Haltung ohne Gefahr, solange eben diese innere Schöpferfreiheit noch in der ungebrochenen ererbten Weltanschauung und Bildung sich entfalten durfte.

Wie in dieser Hinsicht, so ist auch in mancher anderen Zurückhaltung von der Saga aus geboten. Widerstreitet der sichere Befund einer Ausgrabung der bestimmten Aus-

sage der Saga, so wird man zunächst immer ein literarisches Mißverständnis vermuten müssen, wie es gerade die an Tracht- und Schmuckangaben reiche Laxdoelasaga verschiedentlich bietet. Man wird auch nicht leugnen dürfen, daß die unmittelbare Anschauung eines Fundstückes nie ersetzt werden kann durch das Lesen in der Saga, das immer noch der Phantasie und unseres Vorstellungsvermögens bedarf, ehe es unsere Anschauung bereichern kann durch das Bild, das die Saga gibt.

Schon in Richard Heinzels 1880 erschienener „Beschreibung der isländischen Saga", die wegen Unübersichtlichkeit von zu geringer Wirkung blieb, findet sich in einer kleinen Aufzählung der Sagaangaben über Kleidung der bedauernde Hinweis, daß die ausführlichste Beschreibung einer Frauentracht einer Ausnahmegestalt gewidmet ist, der berufsmäßig die Weissagekunst und den Wetterzauber ausübenden Völva in der Saga von Erich dem Roten.

Richard Heinzel betont: „Alles, bis zum Futter ihrer Handschuhe und den Zinnknöpfen an den Riemen wird angegeben, zugleich auch ihr Sitz, ihr Besteck, „der Elfenbeingriff des an der Spitze abgestumpften Messers war von zwei Ringen umgeben", und andere Einzelheiten mehr". Also auch das muß stark bei der Auswertung der Saga berücksichtigt werden, daß mit besonderer Ausführlichkeit nur das Außergewöhnliche, Ausgefallene dargestellt wird, wie hier die Kleidung einer Seherin, bei der die alte geehrte Stellung germanischer Seherinnen mit dem äußeren Bild und dem Zaubergerät der meist ziemlich verachteten lappischen „seidkona" seltsam vereinigt ist. Das Alltägliche wird in der Saga meist übergangen; aus gelegentlichen, beiläufig in die Handlung verwobenen Erwähnungen müssen wir es erschließen. Eine trachtenkundige Einzelbeschreibung gibt es nicht von dem, was damals allgemein bekannte Volkstracht, Bauern- oder Knechts- und Mägdetracht gewesen ist, und was zur Zeit der Niederschrift noch allgemein bekannt war. Alles ist auf die Persönlichkeit eingestellt, auf das, was als Bedeutendes wert ist, berichtet zu werden. Aber der einzigartige Realismus der Sagakunst bedarf sehr oft der Erwähnung einer Äußerlichkeit, die der Sagamann kunstvoll ins Lebensbild, das er zeichnet, verknüpft.

„Njal", heißt es, „war in dunkelblauem Mantel und trug einen Filzhut auf dem Kopf", als er zum Thing ritt (Njalss. 118), und wir lernen aus dieser und anderen Stellen die Beliebtheit der blauen Mäntel und des Filzhutes besonders bei der Thingfahrt kennen.

Gisli erzählt seiner Frau von dem schlimmen Traum: „sjá kona kom til mín ok batt a hǫfuđ mér dreyruga húfu" und wir erfahren, daraus, daß die „húfa" genannte Haube, wie sie der Höskuld in der Njalssaga zum Kornsäen aufgehabt hat (124), mit Bändern festgebunden werden konnte und besonders zur männlichen Kleidung gehört.

Die Sturlungensaga berichtet von einem Manne „hann hafđi kastat yfir sér sǫluvađ, ok váru saman saumađir jađrarnir", „er hatte über sich ein Stoffstück geworfen und die Säume waren zusammengeheftet", und wir erfahren etwas über die Art des Frieses.

Wir hören in der Bardarsaga bei einem Kampfe: „Þá gekk í sundr bróklindi Lón Einars", und lernen neben dem ledernen oder metallenen brokabelti, an dem das Schwert hängen konnte, das leicht zerreißbare Hüftband kennen, das in die Querstrippen gesteckt wurde, die uns aus den Funden von Thorsberg und Damendorf bekannt sind.

Wir erfahren, daß Frauen etwas im Hemd zwischen Hals und Gürtel tragen und schließen auf die Weite dieses Kleidungsstückes. Wir erleben manche Helden im Nachtkostüm wie sogar Olaf Tryggvason „berfǿttr ok knytt línbrók at beini" und erhalten Aufschluß über die im Norden im Volke fortlebende germanische Sitte, nachts nackt im Bett zu liegen, wie über die Verbreitung des Gebrauchs von Nachthemd und Nachthose aus Leinen bei den Vornehmen.

Wir erfahren, daß die sehr alte Sitte noch lebendig ist, die kürzeren Oberkleider (skyrta, kyrtill, kufl), die sonst über die Hose getragen werden, in die Hosen zu gürten (gyrđa í brœkr), sobald es der Bedarf besonderer Beweglichkeit erfordert. Sturlungensaga und Ljósvetningasaga zeigen uns auch kampfgerüstete Frauen in solcher Kleidung.

Oder wir erfahren schließlich etwas über das Alter der bekannten Unsitte sorgsamer Sparer, das Geld im Strumpf aufzubewahren, und damit über dieses Kleidungsstück und seinen Konkurrenzkampf mit den Fußlappen, wenn Fms. VI, 305 „skinnhosu fulla af silfri" oder Mork. 64 „Ledrhosa fulla af silfri" vorkommen, die in der Parallelstelle Flát. III, 414 nur als „mikinn sjóđ fullan af silfri" (großer mit Silber gefüllter Beutel) gezeigt werden. Unzählige einfache Hinweise: Er war in blauem Mantel, sie war ohne Kopftuch, man nahm ihm die nassen Reisekleider ab, ihm riß das Schnürband, er zog den Mantel hoch über den Kopf, er hatte einen Filzhut auf und man erkannte ihn deshalb schwer u. a. verhelfen, wenn man sie zusammensetzt, zu einem vollen Bild der Kleidungssitten jener Zeit.

Natürlich wird auch oft eine ausführlichere Darstellung gegeben, zumal wenn der Held dadurch gekennzeichnet werden soll. Wir erkennen aus dieser Möglichkeit, den Helden durch seine Tracht zu charakterisieren, auch eine gewisse Freiheit des Einzelnen, sich ganz nach eigenem Geschmack zu verhalten, und dann sehr oft die Absicht des Einzelnen, durch eine bestimmte Art, sich zu kleiden oder zu schmücken, eine bestimmte Gesinnung zum Ausdruck zu bringen.

Ich möchte hier verweisen auf die einem Hagen ähnliche Gestalt des Skarphedinn in der Njalssaga. Von ihm und seinem aus Unvorsicht, Unbeugsamkeit und Tapferkeit gemischten Wesen aus ist seines Vaters, Njal, Schicksal wohl zu verstehen, und darum hat der Dichter der großen Njalssaga ihn genau gekennzeichnet. (Nj. 25,6; Übersetzung Heusler.)

„Er war ein großgewachsener und starker Mann, guter Fechter, schwamm wie ein Seehund; im Lauf tats ihm keiner gleich. Er war schnell entschlossen und furchtlos, in seiner Rede treffend und schnell; für gewöhnlich aber beherrschte er sich. Er war braun von Haarfarbe und hatte krauses Haar; die Augen waren scharf, das Gesicht fahl und scharf geschnitten; die Nase hatte einen Höcker und der Unterkiefer sprang vor, der Mund war etwas häßlich; aber wie ein rechter Kriegsmann sah er aus." Wie hier ein offenbar lebensechtes Porträt bei bedeutsamer Verschränkung innerer und äußerer Züge gezeichnet wird, so wird es dann ergänzt durch die Schilderung des Eindrucks, den dieser Mensch auf andere macht, wie durch Schilderung der besonderen äußeren Note, die er selbst seinem Auftreten durch seine Kleidung gibt. Skapti nennt ihn wegen seiner Häßlichkeit und immer bedrohlichen Kampfnatur einen „großen blassen Mann, der aussieht wie ein Unglücksmensch, finster und geisterhaft": sein unschönes Grinsen empfindet man als unheimlich. Auch Thorkel Unband bezeichnet ihn mit den Worten: „Wer ist dieser Große und Ungeheuerliche, dem viere vorangehen? Mit fahlem Gesicht und scharfen Zügen, unheilmäßig und wie ein Bösewicht sieht er aus." Thorkel muß diese Worte bitter büßen, denn Skarphedinn ist ein Mann von Ehre und Format, der Tapferste unter den Brüdern, befreundet mit Tapferen, die schön sind wie Kari mit seinen goldgeschmückten Waffen und seiner nach Flosis Worten dem Gunnar verwandten edlen Art eines Menschen, der „Glück" und Ehre hat.

So legt dieser Skarphedinn auch Wert auf prächtige Kleidung, auf das Schöne und Farbenfrohe. Er, der finstere Hagen dieser Tragödie, das Gegenteil eines schimmernd bewehrten Ritters im Turnier oder eines Kleidergecken am Fürstenhofe, ist prachtliebend wie alle Edelgeborenen. „Sein Anzug", heißt es, „war der, daß er in dunkelblauem Rock war und in blaugestreiften Hosen, hoch hinaufreichende schwarze Schuhe; er hatte einen silbernen Gürtel um und in der Hand die Axt, mit der er den Thraínn erschlagen hatte und die er die Schlachthexe nannte; einen Tartschenschild führte er und um den Kopf eine Seidenborte und das Haar über den Ohren zurückgekämmt. Er sah aus wie ein rechter Kriegsmann und man kannte ihn, ohne ihn sonst gesehen zu haben." Derart uns in seinem Auftreten geschildert, schreitet er vor unseren Augen ins Zelt des Thorkel,

den er dann durch sein scharfes Wort zum Todfeind macht. Ähnlich gekleidet zeigt ihn uns eine andere Stelle der Saga; neben ihm werden die anderen nur allgemeiner gekennzeichnet. „Hinter ihm ging Kari", heißt es. „Er trug ein Seidenwams, einen vergoldeten Helm und einen Schild, auf dem war ein Löwe gemalt. Hinter ihm ging Helgi; er war in einem roten Rock, einen Helm auf dem Kopfe und einen roten Schild mit einem Hirsch als Zeichen. Auch die zwei anderen waren in farbigen Kleidern."

So gehen sie gegen den Feind, gegen Thraïnn, der auf dem Eise sie erwartet, aus dem Mantel fährt, um wehrhafter zu sein, und infolge von Skarphedins schnellem Angriff den abgenommenen Helm nicht mehr rechtzeitig auf den Kopf bekommt. Selbst ein Schuhriemen, der sich dem Skarphedinn löst und ihn aufhält, ohne ihn daran hindern zu können, der erste am Feinde zu sein, wird für den Sagamann eine wichtige kleine Zutat und für uns ein Mittel zur Erkenntnis der zu solchem Kampf mutmaßlich von bedeutenden Männern getragenen Kleidung.

Es gibt entscheidende Augenblicke im Leben der Sagahelden, wo der Sagamann gleichsam innehalten muß, einen Abstand nimmt von seinem Helden, und sein Äußeres uns schildern muß. So der Verfasser der Laxdoelasaga in dem Augenblick, wo er die Gudrun den Mördern ihres Gatten, die von der Tat kommen, entgegengehen läßt und sie ihr sagen, daß sie Bolli erschlugen. „Þeir segja slíkt, sem í hafdi gǫrz."

In diesem Augenblick nimmt der Sagaerzähler Abstand von dieser Frau, in deren Gemüt mehr vorgeht, als jemals gesagt werden könnte. Und er schildert ihre Kleidung: „Gudrún var í námkyrtli, ok vid vefjar upphlútr þrǫngr en sveigr mikill á hǫfdi. Hon hafdi knýtt um sík blœju, ok váru í mǫrk blá ok trǫf fyrir enda."

(Gudrun war in einem feinen Tuchrock und überdies trug sie ein enges Mieder von Wollenzeug, aber ein großes Tuch um den Kopf gewickelt. Sie hatte sich eine Schürze umgeknüpft, die mit blauen (eingewebten) Figuren und unten mit Fransen versehen war.)

Nach dieser Beschreibung nimmt der Sagaerzähler die Handlung wieder auf. Helgi Hardbeinssohn trat auf Gudrun zu und nahm einen Zipfel des Tuches und wischte daran das Blut von dem Speer, demselben Speer, mit dem er Bolli durchbohrt hatte. Gudrun schaute auf ihn und lachte. Da sagte Halldor: „Das ist nach Art von Bösewichten gehandelt und grausam." Helgi bat ihn, sich nicht drum zu sorgen, denn „ich denke mir das", sagte er, „daß unter diesem Stückchen Tuch mein Töter wohnt", und weissagt damit seinen eigenen Tod durch die Hand des noch ungeborenen Sohnes von Bolli und Gudrun.

Auch bedarf die Saga sehr oft der Erwähnung kostbarer Kleidungsstücke und Schmuckstücke als bedeutsame Geschenke, und versäumt nicht, sie sowohl im einzelnen etwas zu beschreiben, als auch die Wertschätzung zu schildern, die sie finden.

Ich erinnere nur an den Mantel des Gunnlaugr ormstunga, den er für sein Gedicht am englischen Königshof erhielt, „einen Scharlachmantel, mit den besten Pelzen besetzt, bis zu den Zipfeln hinunter mit Goldborten verziert"; „es war eine sehr große Kostbarkeit", heißt es an anderer Stelle. Gunnlaugr schenkt ihn nach seiner Heimkunft der Helga, die die Frau des Hrafn geworden ist — und der Dichter der Saga benutzt diesen Mantel dann noch zur Ausgestaltung seines letzten Bildes: „Eines Abends am Sonnabend saß Helga in der Stube und legte den Kopf auf die Knie Thorkels, ihres Mannes (2. Ehe), und ließ schicken nach dem Mantel, den Gunnlaug ihr geschenkt hatte. Und als der Mantel zu ihr gebracht wurde, da setzte sie sich auf und breitete ihn vor sich aus und blickte darauf eine Weile. Dann neigte sie sich wieder in die Arme ihres Mannes und starb."

Ähnlich verwendet werden der golddurchwirkte Schleier (motr hvítr gullofinn), den Laxd. 43/45 die Königstochter Ingeborg dem Kjartan für Gudrun mitgibt, oder der Kopfputz der Hrefna u. a. m.

Ich kann nicht die Fülle dessen, was man aus solchen Sagastellen gewinnen kann, hier vorführen, auch nicht, wenn ich mich beschränken würde auf die Kleidung allein. Bekanntlich hat Hjalmar Falk in seinem 1919 erschienenen Werke „Altwestnordische

Kleiderkunde" mit besonderer Berücksichtigung der Terminologie auf 232 Seiten eine Arbeit vorgelegt, die mir ein Vorbild gründlicher Untersuchung zu sein scheint, und die als Ausgangspunkt aller weiteren Arbeiten wohl vor allem nur durch die Verfolgung der Entwicklung, des Wandels im Geschmack und der Formen weitergeführt werden kann und schärferer Abgrenzung zwischen der zuverlässigen Saga des Volkes und den Produkten höfischer und geistlicher Neubildung bedarf.

Die Schafzucht, die für den Isländer soviel bedeutet hat und bedeutet und die wir aus der Saga so genau kennen lernen, erklärt die Bevorzugung der Wollstoffe und die Kenntnis in bezug auf ihre Verwertbarkeit, vor allem aber überhaupt zu einem guten Teil das Interesse, das in Island jeder Hof der Kleiderfrage entgegenbringt über das praktisch notwendige Maß hinaus. Das Raufen der Wolle in der Mauserzeit statt des Scherens (sprachlich im Worte fær zu peko, rupfe, ull zu vellere, rupfen, erhalten), das Waschen, Reinigen, Zupfen, Krempeln, das ganze Zurichten des Rohstoffes zum Spinnen, das sogenannte vinna tó, wird in der Saga kaum erwähnt. Falk gibt die Stelle in der Grettissaga: „Konur unnu þá í eldaskálanum tó a deginum." Die Eyrbyggjasaga hat die Stelle: „Katla sat í palli ok spann garn af rokki." Gudrun sagt ihre bekannten Worte: „mikil verda hermdaverk, ek hefi spunnit tolf alna garn, en þú hefir vegit Kjartan." (Großrühmliche Taten geschehen. Ich habe zwölf Ellen Garn versponnen, aber du hast Kjartan erschlagen.) Mit diesem Worte werden wir hingewiesen auf die tiefe Symbolik, die in dem Bilde von den die Schicksalsfäden spinnenden Frauen, oder auch in dem von den wilden Schlachtschicksalweberinnen („Dárradarliód") liegt, und wir dürfen die große Bedeutung, die gerade das Spinnen und Weben wie Erzeugnisse dieser Kunst im nordischen Hause hatten, in einen religionsgeschichtlichen Zusammenhang mit dem Nornenmythos stellen, den uns die Saga beleuchtet. Segen und Fluch wird von den nordischen Frauen hineingesponnen in die Stoffe und wenigstens etwas über die Gedanken spinnender Frauen, die groß genug waren, um tätig und ehrbewußt mit einzugreifen in das Schicksal der Ihrigen, läßt uns die Saga erkennen. Aber es ist verhältnismäßig wenig Gegenständliches über das Anfertigen der Gewänder gesagt; keine Spinnstubenromantik gibt es in der Saga sonst. Die Gislasaga, die uns Asgerd und Aud in der „Dyngja", der Frauenstube, beim Zuschneiden und Sticken der „skyrta", des Hemdes zeigt, steht fast vereinzelt da. Daß es anfangs etwas Flachsbau auf Island gegeben haben muß, erfahren wir nur aus dem (Landnámabók, 57/180 gegebenen) Flurnamen Línakradalr. Und von seiner Zubereitung, dem ryja, raufen, trocknen und brechen hören wir begreiflicherweise nichts. Um so mehr freilich dann von den Gewändern, die man aus lín oder línrept hergestellt hatte, von dem als Zahlungsmittel geltenden Fries, der nach Vorschrift drittehalb Ellen breit liegen mußte, und von den Prachtstücken, die man fertigte oder von auswärts bezog; und aus der sachkundigen Aufmerksamkeit, die man den letzteren widmet, erhellt deutlich genug, daß der Isländer der Sagazeit sich selbst auch an schwierigste Dinge wagte. Wir erfahren, daß er an den großen Webstühlen in der „vefjarstofa", wie die dyngja auch hieß, neben einfarbigen Stoffen auch gemusterte gewebt hat und offenbar auch für die zwei Hauptformen der Bunt- und Figurenweberei, die geometrisch rautenfömig musternde und die sogenannte bordi-Weberei, die Goldwirkerei vor allem, die dazu nötigen Herstellungsweisen und Geräte besaß, vielleicht auch manche der schmückenden Zutaten, wie das „hlad" genannte Kopf- oder Besatzband, an besonderer Webmaschine herzustellen wußte, obwohl diese Kunst nur einmal in der alten Literatur, und zwar außerhalb der Saga im zweiten Gudrunlied der Edda (Gudr. II, 26) als eine von fränkischen (hunnischen) Mädchen geübte Kunst erwähnt wird. Das Filzen und Walzen, das Waschen, Plätten und Bleichen und vor allem das Färben für das Herstellen der so oft genannten „litklædi", ist sprachlich belegt in der Saga. Die Leinenstoffe, die in natürlicher Farbe grau und weiß sind, erscheinen als gelbes, schwarzes, blaues, rotes „lérept". Die Wollstoffe, in Naturfarbe weiß und grau

(járngrátt oder mórgrátt) erscheinen besonders braunrot (mórautt, móbrúnt vađmál), schwarz und blau, wobei der Ausdruck „sauđsvart" (schafschwarz) zeigt, daß die schwarze Farbe nicht immer auf künstliche Färbung weist. Die Verbreitung der Kleidung aus diesen künstlich gefärbten Stoffen war im 10. Jahrhundert noch nicht allgemein; wie Jungens von der Mutter ausgeschickt werden, Färbepflanzen zu holen (litgrös), erzählt die Svarfd.s. c. 22.

Jedenfalls betont der Verfasser der Gislasaga ausdrücklich, daß die 40 Mann, mit denen Gisli und Vesteinn zum Frühjahrsthing nach Valseyr fahren, alle prunkvoll und auffallend „í litklæđum" waren, und bereitet uns damit auf ihr etwas zu selbstsicheres Verhalten vor, das dann der Auftakt zu der Tragödie Gislis wird. In der Eyrbyggjasaga (20) errät die Zauberin Katla aus der Angabe, daß unter den 14 Leuten, (die mit Arnkel bei ihr nach ihrem Sohne Oddr suchen kommen), einer in künstlich gefärbten Kleidern (í litklæđum) ist, den Mantel der Gutsfrau Geirrid und diese selbst. So scheinen die „litklæđi", wie Falk betont, immer eine Art Staatskleider, Festkleider gewesen zu sein, nur nahmen sich diese Bauern die Freiheit, auch außerhalb der Festzeit nach eigenem Geschmack sich aus irgendeinem Grunde festlich zu kleiden. Ob alle feineren Tuchsorten dieser gefärbten Stoffe wirklich Import waren, wie Falk vermutet, kann man bezweifeln, aber vorerst nicht widerlegen. Erwähnt wird übrigens auch das Bemalen (in den Fms. X, 16) der Gewebe, „steina" genannt, nach dem Werkzeug, dem steinn, also einem mineralischen Farbstoff.

Man wird auch auf Island, für das neben Schaffellen, Wolle, Wollgarn auch Fries selbst, das einheimische vađmál, zu den wichtigsten Ausfuhrartikeln gehörte, erst in Säcken, dann in Packen verschickt (daher der Ausdruck „pakkavađmál"), nicht geruht haben, bis man die bestmöglichen Sorten zu Markte bringen konnte. An ausländischen Wollstoffen nennt Falk besonders den im Norden meist hochroten Scharlachstoff; wir kennen aus den Sagas auch schon vor 1000 mehrere Erwähnungen eines Scharlachmantels, der an Kostbarkeit hinter dem Purpur oder guđvefr genannten Prunkgewebe steht. Die Wertreihe gibt Fms. V, 159 „hefi ek línlak, en eigi silkiskyrtu, skallatskyrtil en eigi guđvef eđa pupura". Als Scharlachkleider kommen in den Sagas vor kyrtill, stakkr, mǫttull, skikkja, kápa, hekla, skingr, Der Königsspiegel empfiehlt Scharlach für die hosur der Hofleute.

Weitere Sorten, wie sæi (erst nach 1300 belegt), ein Zeug von ausgewählt feiner Wolle, Langalaken, eine einfache hanseatische Tuchsorte, Dammudúkr, eigentlich Damentuch, Fóđrdúkr (Futtertuch), Kamelot, sáradúkr, und dann die nach den Herkunftsstädten genannten Salun, Flandr, Korterik, Brygist, Genzt, Yperst, Leidist, Naerst usw. seien nur nach Falks Aufstellung angeführt, belegt meist in den späten Sagas mit fremdem Inhalt, wie Klarussaga u. a. Neben den heimischen Leinen- oder Hanfstoffen lérept, lín und der Wergleinwand erscheinen gleichfalls eine Fülle von neuen Namen für feine importierte Stoffe, wie Bukram, Siridúkr, Rosentuch und als einziges fremdes Hanfgewebe kanifas.

Das schon genannte „guđvefr", ursprünglich ein gemeingermanisches Wort, wurde mit dem Worte guđ, Gott, in Verbindung gebracht, wozu die Anwendung dieses kostbaren Stoffes im Gotteshaus offenbar Anlaß gab.

Überhaupt haben die Geistlichen viel Prunk in ihren Gewändern entfaltet, die Mode mit bestimmt und den isländischen Sinn für schönes Gewand und festliches Auftreten bereits bei der Bekehrung damit psychologisch richtig berechnet und ausgenutzt. Darum sind auch die Biskupasögur sehr ergiebig für unsere Betrachtung.

Die seidenen Stoffe endlich spielen vor allem in den Geschenken eine große Rolle und die Sagawelt, beherrscht von dem Streben, den Friedenskreis der Sippe durch Freundschaft zu erweitern, ist sehr reich an Berichten über prächtige Geschenke. Nach den „Rígsmál" kleidet man ja das Kind der Unfreien in grobe Leinwand (hörr, Flachs, ahd.

haro), das Kind des Freien in feine Leinwand, hier ripti genannt, und das Kind der Adeligen in Seide. Man wird hier wie allgemein bei der Verwendung dieses seltsamen Gedichts vom Entstehen der Stände warnen müssen vor zu weitgehenden Schlüssen auf eine durch Kleidung, Tracht und Lebensweise trennende Einteilung der nordischen Welt in Stände.

Falk betont, daß die drei ältesten Stellenbelege für das Vorkommen von Seide auf westeuropäische Beziehungen weisen. Im Jahre 950, das ist wohl das bekannteste Beispiel, schenkt der aus England kommende Arinbjörn seinem Freunde Egil einen Anzug aus englischem Zeug und dazu einen seidenen Mantel. Kormak, der Skalde (irischen Namens), nennt seine Geliebte „silkinanna", also eigentlich Seidengöttin. Irische Quellen bezeugen den Reichtum der in Irland wohnenden nordischen Herren an Seide, die sie wohl aus Spanien geholt haben.

Endlich muß noch der Felle und Fellkleidung gedacht werden, die die Saga kennt. So allgemein schon seit der Bronzezeit auch im Norden, wenn auch wohl später als im Süden, wollene Kleider waren, so stark hat man doch an der Entwicklung der Fellkleidung weiter gearbeitet. Fell, huđ, skinn, staka sind die Worte, und die Tristamssaga bringt eine ausführliche und reichhaltige Aufzählung der verschiedenen Felle einer norwegischen Schiffsladung vom Hirschfell bis zum schwarzen Zobel.

„Die zerstreuten Angaben der alten Sagas", sagt Falk, „gestatten uns, unter Zuhilfenahme der südgermanischen Geschichtsquellen, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit eine altheimische Volkstracht zu rekonstruieren, die von römischen und anderen Einflüssen frei war". Sie entspricht der fränkischen, die der Mönch von St. Gallen schildert: Schuhe mit langen, kreuzweise die Schenkelbinden umschlingenden Schnüren, Glanzleinwandhemd, Schwertgürtel, kurze oder lange Leinenhosen, grauer oder blauer Mantel, viereckig und doppelt. Skandinavien zeigt als Unterschied das Hemd (das den Rock oft mit ersetzt) aus Wolle, und eine wollene oder lederne Hose. Ferner die bei der Schilderung der Frankentracht nicht erwähnten Fußlappen.

Die Saga aber hat zu tun mit den edelsten Geschlechtern zumeist, mit Geschlechtern, die oft sich ebenbürtig neben die Könige Norwegens stellten. Und so ist es nicht verwunderlich, wenn sie vor allem Zeugnis ablegt von Umbildung der Kleidertracht und von ihrer Bereicherung zumal in den begüterten Kreisen. Ich möchte dabei anmerken, daß es nach meiner Meinung falsch ist, anzunehmen, daß jedes Hinausgehen über die geschilderte Volkstracht eine Umbildung womöglich unter fremdem Einfluß ist, sondern ich glaube, man muß eine Vielfältigkeit und gewisse Willkür auch für die früheren Zeiten ansetzen. Wie früh in den Norden schon gleichsam mittelalterliche Kostüme kommen oder wie modern nach dem Geschmack ihrer eigenen Zeit sich bisweilen die Verfasser der Königssagas die Zeit um 1000 dachten, beweist die hübsche Trachtbeschreibung des Kleinkönigs Sigurd Sau in der Olafssaga Tryggvasonar Fms. IV, 76f.

„Hann hafđi kyrtil blán ok blár hosur, uppháva skó bundna at legg, grá kápu ok þófahátt grán viđan, staf í hendi ok á ofan silfrholkr gyltr ok silfrhringr í." Als er zu Pferde steigen wollte, ließ er „taka af sér skóklæđin, en dró á fótr sér kordunuhosur, ok batt međ gyltum spórum. Þá tók hann af sér kápuna . . . ok gyrđi sik viđ búnu sverđi, setti hjálm gullrođinn á höfđu sér".

Er hatte ein blaues Wams und blaue Langstrümpfe, und hohe am Schenkel gebundene Schuhe, grauen Mantel und Grauhut mit breiter Krämpe, einen Stab in der Hand mit einem vergoldeten Silberknopf und einem silbernen Ring darin. Er ließ sich das Schuhzeug abnehmen, aber an die Füße Corduanstrümpfe ziehen und befestigte daran goldene Sporen. Dann nahm er den Mantel ab (kápu) (zog einen Scharlachmantel an), umgürtete sich mit griffbereitem Schwert, setzte den Goldhelm auf usw. Dazu vergleiche man c. 30 im norwegischen Königsspiegel, wo ein Vater seinem Sohne zu allen sonstigen Lebensregeln auch ausführlich die am Königshofe schickliche Kleidung vorschreibt: „Aber

deine Kleidung sollst du zuvor (ehe du zum König kommst) so gerüstet haben, daß du aufs Beste gekleidet seist, wohl gehost und beschuht („vel hosaðr ok skúaðr“) und sollst auch nicht ohne Mantel sein. Nimm als Überwurf den besten, den du hast; wähle dir zur Hose immer den Stoff, der in gebräunter Farbe ist; auch das trägt sich wohl nicht schlecht, wenn man schwarzes Leder zur Hose nimmt, aber sonst nur Scharlachkleidung. Den Mantel magst du braun oder grün oder rot haben und auf alle Fälle guten und vornehmen Stoff. Aber deine Unterkleidung (linklaeði) sollst du von gutem Leinen machen lassen (lérepti) und doch mit wenig Stoff. Mach dein Hemd kurz und alle Unterkleidung schön leicht. Mach immer dein Hemd um ein gut Teil kürzer als den Mantel, denn kein höfischer Mann kann sich vornehm anziehen mit Kleidern aus Flachs oder Hanf. Deinen Bart und dein Haar sollst du würdig richten lassen, ehe du vor den König gehst, gemäß der Sitte, die zur Zeit in der Gefolgschaft gilt, wo du Dienst suchst. Aber damals, als ich in der Gefolgschaft war, da war das Sitte, daß das Haar kürzer geschnitten war als das Ohrläppchen, und so gekämmt, wie jedes Haar am besten fallen wollte, und ein kurzer Haarbüschel über den Brauen. Aber bezüglich des Bartes war das damals Sitte, den Bart kurz und den Schnurrbart mit kurzem Haar (stutt skegg ok snöggvan kamp) zu tragen, und dann wurde der Bart geschnitten nach deutscher Art; und es ist nicht sicher, daß seither eine Sitte gekommen sei, die schöner wäre oder besser sich zieme in der Gefolgschaft.“

Bei der alten „Bruch“, der die Oberschenkel deckenden Kniehose, der brók, später den brøkr, ist vor allem wichtig, daß die eine Kniehose voraussetzenden Gamaschen (hosur), die in einer Strophe der Kormakssaga vorkommen, für die Sagazeit diese Kniehose erweisen. Neben dieser, den stuttbrökr, steht die Langhose entweder um die Schuhe geschnürt, oder mit Sohlenbändern oder auch mit angenähten Füßlingen, also Hose und Socke vereinend. Die bis zum Knöchel reichenden ökulbrøkr, offenbar zur Knabentracht gehörig, scheinen besonders für Tröpfe ein kennzeichnendes Kleidungsstück geworden zu sein (vgl. den „eldhúsfifl“, Svarfd. 7).

Selbständige Socken sind für die Sagazeit nicht anzunehmen; als sokkar bezeichnet eine Stelle (in den Bsk. s. 1, 342) die mit dem Sokkaband unter dem Knie befestigten weiblichen Wadenbinden, und die Mariusaga erwähnt die wundertuenden Sokkar der Maria.

Das „hosa“ genannte Kleidungsstück ist nach Falk eine Art Gamasche, teils auch ein Langstrumpf bzw. eine Unterschenkelbinde.

Zur Rumpfbedeckung dienen besonders skyrta und serkr, beides Ausdrücke für das Hemd, das langärmelig und kurzärmelig sein kann. Manche Ausdrücke wie Thorkell „farserkr“, (Reisehemd) oder Egill ullserkr (Wollhemd) geben bemerkenswerte Aufschlüsse.

Manche Quellen unterscheiden serkr als Frauenhemd und skyrta als männliches Kleidungsstück. Jedenfalls ist das weibliche Hemd auch im Norden meist aus Leinen, läßt die Arme bloß und hat einen tiefen Halsausschnitt (Laxd. c. 34). Nachthemd und Nachthose kommen vor, offenbar als neue Mode, die sich nicht durchsetzt („spratt Hrútr upp í skyrtu ok línbrókum“, Laxd. 37).

Als eine Art Wams erscheint der kyrtill mit bald engen, bald weiten Ärmeln, teilweise auch mit Ärmeln, die nur bis zum Ellenbogen reichen, wie Flát. I, 580: hon var i skinnkyrtli ok toku ernar til ǫlboga (halfermaðr).

Später kommen die langen Prunkärmel auf, so unter Olaf Kyrre, die am Unterarm eng waren, erst am Handgelenk sich erweiterten und bis auf die Füße herabhingen.

Als Prunkkleid gilt der Staatsrock, skrúðkyrtill, oft versehen mit aufgenähten Metallglocken, Brakteaten und Schildchen usw., und das Schleppkleid, wie es sich u. a. in der Egilssaga erwähnt findet, bis unten mit Goldknöpfchen besetzt war, und bei Frauen wie bei Männern vorkommt. (Egs. 68: slöður settar fyrir alt gullgnöppum í gegnum nidr.) Der große König und Revolutionär Sverrir tadelt bei seinen Birkebeinern den „dragkyrtill“ als Prunkkleid. Der „kyrtill“, gewöhnlich mit dem Gürtel über den Hosen getragen, wenn der Träger nicht aus besonderen Gründen „gyrdr i

brøkr“ war, ist als zweiteiliges Rumpfkleid von sehr hohem Alter, nach Falk von Frauen länger getragen als von Männern, meist bequem in der Weite; bei ungleichem Schnitt konnte der Oberteil eng, der Unterteil weit sein und „den Wuchs besser hervortreten lassen“, besonders bei Frauen. (Falk, S. 150, Laxd. c. 55: Guðrún var í námkyrtli, ok við vesjarupphlútr þrǫngr.) Nach norwegischem Erlaß von 1315 werden unten enge Röcke (mjósniðnir kyrtlar) als deutsche Mode bezeichnet und verboten. Aber Tacitus betont (Germania c. 17) nach Erwähnung des allgemein gebräuchlichen, mit Spange gehaltenen „sagum“, daß die Oberkleidung, durch die sich die Vornehmen auszeichnen, „nicht weit und wallend ist, wie bei den Sarmaten und Parthern, sondern eng anliegend und läßt die einzelnen Glieder hervortreten“, was offenbar mit der isländischen Kleidungsart ebenso zusammenstimmt wie sein Hinweis auf den geringen und schwer zu fassenden Unterschied der männlichen und weiblichen Kleidung: „Die Frauen haben dieselbe Kleidung wie die Männer, nur tragen sie öfters noch leinene Überwürfe (lineis amictibus velantur), die sie durch rote Verzierung beleben. Sie lassen das Kleid oben nicht in Ärmel auslaufen. Die Arme sind ganz nackt, aber auch der obere Teil der Brust ist frei“. Des Tacitus verständnisloses: „Trotzdem werden die Ehen dort ernst genommen“, hätte ein Römer ebenso angesichts der Frauen Alt-Islands, aber nicht mehr dann zur Zeit der „Verordnungen“ gegen so „freie“ Frauenkleidung sagen können, als der sittliche Verfall herrschend war.

Schon um das Jahr 1000 scheinen zweifarbige, dann bald mehrfarbige Röcke in Gebrauch gewesen zu sein, aus Fries oder Fell (skinnkyrtill, sauðskinnkyrtill), am häufigsten künstlich rot gefärbt. Der prachtliebende König Magnus Erlingssohn (1162 bis 1184) hatte einen zweiseitigen Scharlachmantel, halb weiß und halb rot (vgl. auch Bsp. I, 434: Þeir hǫfðu kyrtla halflita, halfa rauða en halfa brúnaða“, oder Sturl. II, 125: hann var í halflitum kyrtli, rauðum ok grønum.

Bekannt ist außer dem kyrtill ein „yfirkyrtill“, Überrock, so der stakkr, ein ziemlich weiter Kittel, der kufl (mit Kapuze, ein Überhang), und die kápa (Worte wie Jakka, Rokkr u. a. kommen spät auf).

Der Mantel, offen und ärmellos als ein Stück Lodenzeug, ist am altertümlichsten in dem meist pelzgefütterten, aus Fries und Pelz gemachten „feldr“ erhalten, ein Wort, das im altnorwegischen Recht einen zum Zahlungsmittel dienenden Schafpelz bedeutet. Die von Isländern in Norwegen verhandelten vararfeldir scheinen aber (auch nach Falks Meinung) bereits zu Mänteln verarbeitete Pelze gewesen zu sein. Harald Graumantel erhält von einem solchen Mantel, den er aus den „vararfeldir“ eines Isländers geschenkt bekommt, den Beinamen (Hsk. 116) und die Skalden des Harald Schönhaar tragen (nach Haraldskvæði 19) rote und schöngestreifte Mäntel (ráða feldum rauðum vel fegrrenduðum). Es ist das von Tacitus als sagum bezeichnete Hauptkleidungsstück, das ähnlich die Funde und die Darstellungen auf der Trajanssäule ausweisen, durch eine Fibel (dálkr) zusammengehalten, wie es der Araber Ibn Fadlan bei den Schweden in Rußland sah. Wie das Wort neunordisch entweder Tierfell oder Fellteppich bzw. Decke bedeutet, so ist feldr in der Saga der offene Überwurf, den man wie eine Decke sich überwerfen kann (Flát. I, 416: „tekr yfir sik einn feld þykkvan ok gengr til heimilishúss“).

Als skinnfeldr, Pelzmantel, wird der alte feldr offenbar dann zum Unterschied von dem loði oder loðkápa bzw. rǫggvarfeldr genanntem runden Mantel aus zottigem Fries genannt (Grett. 21: Grettir hafði yfir sér loðkápu ok lagði hana af sér), bei dem besonders die eingewebten Wollbüschel schön wirken sollen (gáfuð mér feld fagrrǫggvaðan Bj. s. Hítd. Str. 15). Auch das mit dem germanischen Wort „skikkja“ bezeichnete Kleidungsstück war offenbar ein offener Mantel mit Pelzwerk. Das Lehnwort mǫttull (vgl. lat. mantellum) kam aus dem Altfranzösischen und tritt später auf als skikkja. Welsche Mäntel, valskikkjar, zeigen den wachsenden französischen Einfluß in Norwegen, der Heimat des ersten Herzogs der Normandie. Das besondere Schmücken dieser Mäntel

mit Randbesatz und bunten Steinen oder Goldschmuck wird in späteren Quellen vielfach erwähnt (Klm. 302: „Skikkja hans var gullsaumuđ ok sett gimsteinum"). Bezüglich der Farben war in der Sagazeit offenbar der blaue Mantel zum roten Wams (kyrtill) besonders beliebt. Der Unterschied zwischen Frauen- und Männermantel, besonders in der größeren Länge des ersteren ist erst später nachweisbar.

Von König Sverrir, dem Parteiführer seiner „Birkebeiner", mit denen er gegen Adel und Hierarchie den Staat erobert, heißt es vor der Schlacht im Nordfjord: Er war da ganz in Braun gekleidet, (hafđi ǫll brúnod klaeđi, Sverriss. c. 88). Später tadelt er seine Leute: „Früher hattet ihr kürzere Mäntel und mehr Mut!"

Unter den Mänteln, die als Prachtgeschenke Berühmtheit erlangten und uns zeigen, welche Bedeutung so ein Kleidungsstück gewinnen konnte, ist vor allem die „Gunnlaugsnaut" genannte skikkja zu nennen, die Gunnlaug der schönen Helga schenkte (s. o.); die zarte Dichtung der Gunnlaugssaga läßt Helga in der Todesstunde nach dem Mantel rufen, um ihn vor sich auszubreiten und ihrer Liebe zu gedenken und des Mannes, der allein ihrer würdig war, und den sie nicht gewann.

Eine sehr große Rolle spielen in der Saga Kopfschmuck und Kopfbedeckung. Das schöne offen getragene Haar wird in der Saga oft gelobt, so das Haar der Hallgerd in der Njalssaga: „Hárit svá fagrt sem silki ok svá mikit, at þat tók ofan á belti", das Haar so glänzend wie Seide und so lang, daß es bis auf den Gürtel herabreichte. „Von Helga der Schönen in der Gunnlaugssaga heißt es: „Ihr Haar war so lang, daß es sie ganz einhüllen konnte, und so glänzend wie getriebenes Gold. „Von Hallgerd, Tochter des Tungu-Oddr, berichtet die Landnámabók (48, 32 f.): Hárit fell um hana alla ok á gólfit, ihr Haar fiel um ihre ganze Gestalt und bis auf den Fußboden. Ähnlich in der Tristamssaga (8): „hár hennar var svá mikit, at hon mátti hylja sik međ, þá er hon leysti þat ór gullbǫndum", ihr Haar war so reichlich, daß sie sich damit ganz umhüllen konnte, wenn sie es aus den Goldbändern löste."

Andere Belege für das offene Haar gibt Wolfgang Krause (Die Frau in der Sprache der Islandsagas usw.) z. B. Droplaugarsonasaga 142, 3: „Ihr Haar war lang und glänzend und floß gut" (fór vel) oder Svarfdölasaga 28, 31: „Sie war ohne Kopftuch (faldlaus) und hatte sowohl langes wie glänzendes Haar." Übrigens rühmt man auch von Männern wie vom jungen Jarl Hakon (Snorri, Hskr. 2, 39): „Er hatte reiches Haar und schön wie Seide", und wahrscheinlich war dies Haar eines echten norwegischen Volksführers aus altem Geschlecht wesentlich „schöner" als das in der Sippe Halfdans des Schwarzen und das des Harald Strubbelkopf, der dann „Schönhaar" hieß. Die Häßlichkeit wird oft in Verbindung mit fremdländisch-schwarzem Haar betont, wie die Alte in der Dróplaugarsonasaga ljót ok svǫrt heißt.

Das lange Nackenhaar der Männer bei gescheiteltem oder über der halben Stirn abgestutztem Haar scheint sich bis um 1200 im Norden erhalten zu haben. Den Frauen wird dann ausdrücklich verboten, das Haar kurz zu schneiden. Aber offenes Haar ohne Aufputz zu tragen wird dann insbesondere als Jungmädchensitte bezeichnet („hon hafđi laust hár, sem meyjum er títt"), während Frauen den zum „toppr" aufgebundenen Haarbüschel im Kopftuch tragen.

Diese Unterscheidung wird besonders deutlich in der Anmerkung Snorris über die Göttin Fulla: „Sie ist noch Maid und geht im losen Haar, mit Goldband ums Haupt" („hon er enn mær ok ferr lausthár ok gullbǫnd um hǫfud"). Der Unterschied mag später, als auch das Wort mær die Sonderbedeutung „Jungfrau" bekommen hatte, strenger beachtet worden sein als in heidnischer Zeit (vgl. Verf.: Art. „Jungfrau" im Handwb. d. dt. Aberglaubens). Das Flechten des Haares tritt nur in Übersetzungsliteratur und in unhistorischen Sagas auf. Haarnetz und Haarnadeln sind nach Falk nicht literarisch belegt.

Beachtlich scheint, daß auch Männer vielfach Diadem und prächtige Stirnbänder tragen: das „gullband", ein gewebtes Band (kein Goldreif), mit Goldstickerei, ein-

gewebten Goldfäden oder aufgesetzten Goldplatten, oder das gullhlad, das häufig als Prachtstück der männlichen Kleidung erwähnt wird (so Fms. II, 264).

(Eindridi hatte eine goldgesäumte Seidenhaube auf dem Kopfe, er hatte ein besticktes Goldband sich um den Kopf gelegt.) Besonders bekannt ist des harten Kämpfers Skarphedinn Seidenstirnband (silkihlađ). Ein Sondername für das männliche Diadem ist skarband („mađr í skarlattsbúnadi ok skarband um enni af gulli gert"). Den Namen hǫfuđband oder hǫfuđgull, Kopfband, zeigt die Nennung für Frau: hǫfuđgulls Freyja.

Neben dem bekannten isländischen „faldr", der aus einer „stallr" genannten Unterlage und den Tuchwindungen besteht, die gerade empor oder nach vorn geneigt gewunden sind, gibt es Schleier, zumal den schwarzen Trauerschleier dann in christlicher Zeit, die skúfr, eigentlich Quaste, und Kopftücher aller Art, die wie der bekannte Kopfputz der Laxdoelasaga oft prächtige Geschenke sind. Wie die Frau aus einem Seidentuch sich einen Faldr ums Haar schlägt, sagt die etwa in der Orkneyingasaga (c. 45) gegebene Wendung: „Ragna nahm da ein Seidentuch und machte sich damit den faldr (faldađi sér međ)". Ebensowenig wie das Verschleiern kann man auch das Maskieren in der alten Zeit häufig belegt finden, eine wichtige, aber rassenpsychologisch erklärbare und einer gewissen germanenkundlichen Überbetonung mittelalterlicher Maskenbräuche gegenüber stark zu betonende Tatsache. Eine geringe Spur von einer Gesichtsmaske (gríma) taucht bisweilen auf, die mit der Mantelkapuze in Verbindung steht und unkenntlich machen soll, wie das „Häutchen" (hinna), das Ketilrid vor das Gesicht zog, um nicht von Viglund erkannt zu werden (Falk, S. 109). Der „Schleier", den König Sigurd Syr beim eigenhändigen Säen auf dem Acker trägt, schützt gegen Staub und Sonne.

An Kopfbedeckungen steht die Haube und Mütze an erster Stelle, und Falk betont mit Recht, daß die eigentliche Haube nur ein einziges Mal als Teil der weiblichen Tracht erwähnt wird, also häufiger dem Manne eigen ist, während sie später zum Symbol wird für die verheiratete Frau, die „unter die Haube" kommt. Wir lernen je nach verschiedenen Fellen, die verwendet wurden, die skinnhúta, gráskinnhúfa, bjarnskinnhúfa kennen, sodann Wollmützen (lođnar húfur) und línhúfa, später eine Art Wachstuchhauben und Seidenmützen (silkihúfa, hladbúinn oder gullsaumuđ).

Der als höttr bezeichnete Hut ist eine Art Kapuze, von beiden Geschlechtern getragen, als selbständiges Kleidungsstück offenbar nur bei Männern bezeugt. Neben dem ullhöttr (Wollhut) finden wir den Þófahöttr, den Filzhut, den man, wie Odinn, tief ins Gesicht herabzieht als unkenntlich machenden „huldarhöttr"). Der Name Lodenhut (lodhöttr) tritt als Beiname auf. Der Bierbrauer Ölkofri, nach dem der Ölkofraþáttr heißt, hat seinen Beinamen nach einer für beide Geschlechter üblichen Haubenart, die man kofri nannte. Eine große Rolle spielen dann die dänischen und russischen Hüte (Laxd. 12, Gísl. 27, Njals. 31, Ljósv. 2 u. a.). Olaf der Heilige schenkt seinem Skalden einen solchen Hut: tók af hǫfdi sér hátt einn girzkan búinn gulli ok gullknappar á, nahm vom Kopfe sich einen russischen Hut mit Gold geschmückt und Goldknöpfe darauf.

Eine dem kofri ähnliche Bekleidung ist die kveif, offenbar nur männliche Kopftracht, von Hofleuten bevorzugt.

Im übrigen ist höttr oder hetta die Kapuze des „kufl" genannten Überwurfs, mit ihm Kopf, Hals, Schultern und Brust umschließend, mit Bändern versehen, die man unter den Gürtel steckt oder zwischen den Schenkeln festbindet. Das Wort kaprun für Kapuze bzw. Kapuzenumhang tritt später auf.

Aus der Njalssaga mag man sich besonders erinnern an den bekannten Filzhut des weisen Njal (der Filzhut war offenbar beliebt zum Thingritt, daher der weiße Filzhut des Jarl Skule bei Gericht und der Beiname Thinghöttr), und an die Haube, die Hoskuld Njalsson beim Kornsäen trägt und die dann die Hrodny als blutiges Mahnmal seines ungerächten Todes ihrem Bruder Ingjald vorhält.

Es wäre noch einiges über die Fußbekleidung zu sagen, zumal wir wissen, welche außerordentliche Bedeutung man dem Schuhwerk beimaß, sowohl bei der Zubereitung, wie bei der Pflege, und wir auch andererseits die Bedeutung des Schuhs im Brauchtum (Adoption, Brautschuh usw.) und im Mythos (Helschuh binden usw.) kennen. Die Unterscheidung zwischen haarlosen und bisweilen geschwärzten Sommerschuhen und den besonderen Winterschuhen ist ebenso belegt wie die Unterscheidung von hohen und niederen Schuhen (upphávir skúar und ǫkulskúar, Knöchelschuhe, Pantoffel. Daß uns Belege für Versohlung der Schuhe in älterer Zeit fehlen, erscheint angesichts der Sohlenschuhe des Thorsbergfundes bemerkenswert. Falk folgert, daß jene nicht nordischen Ursprungs sein können (S. 130). Billige Schuhsorten werden neben kostbaren erwähnt, und für die letzteren wird Sorge getragen, wenn sie durchnäßt sind und eintrocknen usw. Die irische Königstochter Melkorka, Mutter von Höskulds außerehelichem Kind, die er als Kriegsgefangene bei einem russischen Händler fand, muß sich (wenngleich sie keineswegs, wie Falk sagt, „als Sklavin auf Island lebte"), des Schuhwerks von Höskuld und seiner Frau annehmen. Wir hören in den Königssagas manches von den Schuhknaben, die Königinnen wie Gunnhild und Asa bedienen. Handschuhe werden mit den beiden Wörtern glófi und vǫttr bezeichnet. Der letztere ist offenbar mehr der Fäustling, der mit Daunen gefüttert (dúnsfullir vettir, Haraldskv. 6) zur Wintertracht gehört (Grett. 69, Ljósv. 29) und ursprünglich eine Armbinde oder eine Art Pulswärmer gewesen sein kann. Glófi ist Faust- wie Fingerhandschuh, so die Hirschlederhandschuhe (hjartskinnsglofar) oder die Zauberhandschuhe der Völwa aus Katzenfell (kattskinnsglofa), innen weiß und gefüttert. Goldverzierte Handschuhe (glófa gullfjallađa) erwähnt die Njalssaga als Königsgabe. Für den Gebrauch des Handschuhs zumal als Rechtssymbol gibt auch Falk einige gute Beispiele, so vor allem für die Sitte, den Handschuh (den rechten) auszuziehen und übers Haupt zu schwingen, als Zeichen (Flát. 2, 131, 5, 292). Die Gullthorissaga berichtet von Handschuhen, die Wunden heilen, und die Krafthandschuhe Thors wie Grendels (Beowulf 2086) u. a. geben diesem Kleidungsstück einen Platz neben den Zauberjacken und gefeiten Wämsern und Wunderschuhen in der romantischen Literatur.

Zu dieser vielfältig benannten und vielgestaltigen Kleidung, die uns, zumal bei weiterer chronologischer Sichtung der Belege, ein klares Bild der Trachten wie der Entwicklung in jenen 5 Jahrhunderten gibt, kommt eine Fülle von Schmuckstücken. Und wenngleich der schöne Schild, die gute Waffe und das prächtige Kleid wesentlicher sind und mehr gewürdigt werden vom Erzähler der Saga, so gibt er uns doch auch von der Schmuckfreude jener Menschen einen Begriff.

Reine Schmuckstücke an Gold und Silber ohne praktische Bedeutung wie Spangen und Gürtel, sind etwa die als „brjóstkringla" bezeichnete rosettenförmige Brosche, die kinga, ein gehenkelter Gold- oder Silberbrakteat, und Anhängsel am Halsband, im Frostathinggesetz als brjóstbúnađr bezeichnet. Besonders bezeugt ist die große Bedeutung des Gürtels als Schmuckstück. Gjörđ, gyrdill, gerđa bedeutet besonders den weiblichen Gürtel (Frauenkenning Gerđr gerđu). Der alte aus Bast geflochtene Leibgürtel (lindi) zum Festhalten der Kleidung wie zum Aufhängen verschiedener Dinge (Schlüssel, Schere, Messer, Schwert, Beutel) ist zu unterscheiden von dem nach Falk u. a. von römischen Vorbildern abhängigen belti mit Schnalle (sylgja), der oft verziert ist, mit Silberspangen geschmückt, mit Gold und Edelstein sogar in der unhistorischen Saga ausgestattet wird (Göngu-Hrolfss.: „belti allt međ gulli gert ok ginnsteinum sett"). Neben der oft bezeugten Ringfibel aus Gold oder Silber (sylgja) und der Doppelfibel (spenne) haben wir die altnordische Langfibel, dálkr. Sie befestigte auch nach Sagaberichten den Mantel (feldr, skikkja) auf der rechten Schulter, und die Kormakssaga nennt einen „gulldálk", eine Goldfibel auf grauem Mantel (hafdi feld grán ok gulldálk um ǫxl). Besonders berühmt war der feldardálkr, den isländische Bauern dem Skalden Eyvindr skaldaspillir schenkten, und der 50 Mark Silber „enthielt". Auch eine goldene Gewandnadel (gullnesti)

„mit kostbaren Steinen und Perlen besetzt", wird uns vorgeführt in späten Quellen.

Solchen besonderen Prunk entfalteten freilich die Helden der historischen Saga nicht, sondern dann die Höflinge und Ritter über einem wesentlich glanzloser und ärmer gewordenen Volk in Norwegen. So berichtet eine märchenhafte Saga (Fms. 3, 117) von dem „dúkr međ gulligum rǫndom, ok í festir þeir tolf gimsteinar sem bestir váru", oder die aus dem Französischen übersetzte Elissaga (S. 86): „Þessi mǫttull var allr ofinn stórum fuglum, allr međ gulli, ok settr hinum ágaetustum gimsteinum", dieser Mantel war ganz durchwebt mit großen Vögeln, ganz mit Gold durchwirkt und besetzt mit den kostbarsten Edelsteinen." Gullskotit, golddurchschossen hießen solche Prunkstücke. Die „gullofin klaeđi", der „gudvefr gullofinn", der gullofinn purpuramǫttull und gullofinn kyrtill, diese golddurchwirkten und goldgesäumten Prachtgewänder bis zu dem „barn í gudvefjapelli", dem Kind in Windeln von kostbarstem Goldstoff (Fms. XI) sind sehr oft, vielleicht öfter als Falk meint, Kennzeichen für die nichthistorischen, auch in der Charakterschilderung schematischen Teile unseres Schrifttums. Auch das mit figuralen Gebilden und Medaillons geschmückte Zeug wird meist in Sagas, die fremde Erzählstoffe behandeln, erwähnt. Das Besetzen mit kostbaren Steinen und Perlen, das Verwenden von Metallblech an Stickereien, das Aufheften länglicher Schmuckstreifen auf die Kleider, die Perlen und die aus Gold und Silber hergestellten Verzierungen, Glasflüsse, die die glänzende Wirkung steigern sollen, das alles zeugt entweder von einem stark dem Flitter verfallenden Geschmack, der dem alten würdigeren Stil folgt, oder lebte mehr in den an fremdem Wesen neu gebildeten Denken als im nordischen Leben selbst. Die Erwähnung der Technik der Goldeinfassung von Edelsteinen in der Völundarkvida (5) besagt gerade bei diesem Liede fränkischer Herkunft auch nicht viel über die entsprechende Arbeit im Norden (sló rautt gull vid gim). Die Metallknöpfe waren offenbar nur zu Schmuckzwecken an den Kleidern, so in der Egilssaga an einem Schleppkleid: „slǫdur, settar fyrir allt gullknǫppum i gegnum nidr". All dieser Schmuck mit Zugabe von Troddeln und Fransen zeigt Übertreibung, die sich uns auch erkennbar macht in den Verboten, die Könige und Behörden erlassen. So bestimmte König Hakon Magnusson 1314: „allir menn viti, at vér fyrirbjóđum plotubúnađ á kyrtlum eđa á hettum, nema konur ok meyjar viljum vér at hafi eptir því sem sidvandi hefir á verit", alle Leute sollen wissen, daß wir den Zierblättchenschmuck verbieten an Mantel oder Hut, ausgenommen Frauen und Mädchen, die nach unserem Willen davon Gebrauch machen mögen, soweit es früher Sitte gewesen ist (vgl. Falk, S. 31 f. u. 82). Solche Verbote der Luxusübersteigerung, die sich vor allem gegen die „peningabúnađ á karlmanna klæđum" richten (peningr — bractea), gegen die Blättchen und kleinen Schildchen auf Männerkleidung, waren um das Ende des 13. Jahrhunderts allgemein (Philipp der Schöne, Karl der Kühne), und betreffen im Norden oft die aus Deutschland eingeführten Moden (allskyns þyzkan klæđaskurd), obwohl die ältesten Kleidermoden in der Saga aus England stammen (Egilssaga).

So sicher diese Art des Kleiderschmucks, das Besticken mit Metallblechteilchen zumal, bei Griechen und Franken bekannt, für die Sagazeit durch die Terminologie bewiesen scheint, so ist doch das Überladene ein deutliches Kennzeichen späterer Jahrhunderte, in denen auch in der Literatur jener Hauch von „edler Einfalt und stiller Größe", der noch um die prächtig gekleideten Goden des 10. Jahrhunderts oder gar um die Landnehmer und Landnehmerinnen wie Torolfr und Unnr liegt, längst verweht und vergangen ist zugunsten eines gespreizten, gekünstelten, an fremdesten Vorbildern und Wertungen geschulten Stils. Daß auch die Geistlichkeit keineswegs im schlichten Schwarz diesem bunten Flitter der Welt gegenübersteht, ist selbstverständlich. 1351 verbietet der Erzbischof Olav seinen Klerikern das Tragen gestreifter Kleidung in der Öffentlichkeit (Falk, S. 82). Beiden Geschlechtern galt einst solche Überladung des Flitters als Entartung, und schöne Kleidung mit Band und Schmuck als gut und rühmlich. Auch hierin

(wie fast in allem) führt uns der Lateiner Saxo irre, wenn er Starkads Reckenideal und seine zornige Mahnung gegen die Verweichlichung mit einer Verurteilung *männlichen Schmuckes* verbindet:

„Schaffe flugs mir fort das Geschenk für Weiber,
laß das Band zum Schmucke deinem eigenen Haupte.
Binden, die der Göttin der Liebe ziemend,
nimmt nicht der Tapfere.
Töricht ists fürwahr, daß den Waffenkundgen
Goldnes Band das Haar mit dem Knoten binde.
Nur der schwachen Frau und dem zarten Mägdlein
ziemt dieser Kopfputz."

Vielleicht darf man am Ende eines solchen Überblicks, — der mir, wie noch einmal betont sei, nur auf der Grundlage des so dankenswert gründlichen Buches von Hjalmar Falk möglich war — nach einigen grundsätzlichen Schlußfolgerungen fragen. Vor allem scheint, gemessen an anderen Welten und Zeiten, die Sagazeit eine gewisse individuelle Gestaltungsfreiheit zu zeigen, die Schlüsse zuläßt auf die Wertung der schönen Kleidung und des Schmuckes. Alles scheint weniger einem modischen Gesetz als dem Bestreben zu dienen, das Persönliche, die persönliche Würdigkeit durch Tracht und Schmuck zu heben. Es gibt keine Uniform, wohl aber einen Maßstab für das, was vornehm oder weniger vornehm ist. Das Wichtige ist das Auftreten, die Erscheinung des ganzen Menschen in allen seinen Lebenslagen. Neigung zu eigener, individueller Tracht verraten oft Beinamen (Gráfeldr usw.). Broka-Audr wird eine Frau, die Männerhosen trug, von Gudrun genannt. Langbrók oder snúinbrók sind Beinamen der Hallgerd und weisen (Wolfgang Krause hat das meiner Meinung nach mißdeutet) doch wohl auf die Sitte der Hallgerd, lange Männerhosen zu tragen. Silfra, die Silberne, heißt Thorgerd in der Vapnfirdingasaga offenbar wegen einer Vorliebe für Silberschmuck, wie Gull-Thorir auf besonderen Besitz von Goldschmuck weisen mag. Lodenhut, Graumantel, Rotpelz usw. begegneten uns als Beinamen.

Neben dieser Anerkennung der persönlichen Freiheit des Einzelnen steht aber die bestimmte Auffassung von der Pflicht, sich edler Abstammung gemäß edel und nach bestimmten Wertungen vornehm zu kleiden.

Wer kyngóđ ist, aus gutem Geschlecht oder ættgóđ, ist auch gǫfugr, vornehm nach Abstammung und Wesen, oder soll es sein, obwohl die Saga weltoffen genug ist, um auch die vornehme Haltung z. B. bei Gudrun (Laxd.) zu betonen, wo das Geschlecht an sich ein geringeres ist. Der Vornehme muß äußerlich stattlich und erkennbar sein. Bezeichnenderweise kann ein Wort wie vænn, schön, das so oft in der Verbindung væn ok virdúlig, væn ok vinsæl uns edle Frauen vorstellt, (schön und würdevoll, schön) und beliebt bzw. geehrt und der Freunde würdig), auch geistige Eigenschaften mit umschließen, also die günstige schöne Anlage körperlich und seelisch meinen. Wolfgang Krause weist auf die Stelle Laxd. 32, 5: „sie war die am günstigsten veranlagte Frau von allen, die auf Island aufwuchsen — sowohl dem Ansehen nach wie an Verstandesgaben." Und so gehört in die Reihe der Begriffe, die den ganzen Menschen und das Ideal vorbildlichen Menschentums kennzeichnen, die Schönheit wie das klug und mit eigenem Geschmack gestaltete Auftreten und Aussehen nach Art großer, vornehmer und ahnenstolzer Menschen und die entsprechende prächtige und würdige Kleidung. „Sú kona var vaen ok stǫrmannlig ok vel búin" (Laxd. 23), die Frau war schön und nach edler Leute Art und gut angezogen. Die Bezeichnung „vel búin oder skrautbúin, wohl oder prächtig gekleidet und geschmückt, besagt etwas Positives in bezug auf Blut und Charakter, in einer Bauernwelt, die noch im Helden- und Götterlied voll großer stolzer Menschlichkeit sich selber spiegelt: Die Hjaltisöhne, erzählt die „Landnama", „ritten so wohlgerüstet zum Thing, daß die Leute meinten, die Asen seien gekommen".

Walther Gehl in seiner Studie: Ruhm und Ehre bei den Nordgermanen, Studien zum Lebensgefühl der isländischen Saga, 1937, betont, wie sich ein isländischer Großbauer bemühte, den Ruhm zu haben, „mikilmenni" zu gelten, d. h. als ein Mann von großer Art, und wie man lieber noch ein illmenni,, ein Bösewicht hätte sein mögen als ein litilmenni, ein Mann von kleiner Art. „Mikilmannligt" sich zu benehmen, als Mensch von großer Art aufzutreten und als solcher nicht nur sich selbst, sondern auch die Gemeinschaft zu repräsentieren, war die Forderung der Sitte, der Männer wie Frauen guter Geschlechter nachstreben. Der Bezeichnung mikilmenni verwandt ist das Wort stórmenni, und dazu stórmenzka, was Gehl ganz treffend mit „großzügig-herrenhafter Sinnesart" übersetzt und was als Eigenschaft auch von edlen Frauen gerühmt wird. Dies „Litilmenni und Mikilmenni" (oder stórmenni) sind die Zentralbegriffe der Wertung innerhalb des isländischen forn sidr (Gehl S. 16). Innere und äußere Haltung wird gemeinsam durch diese Worte gewertet. Bezeichnend, daß es dem Björn Ketilsson (in der Eb.s. c. 5) „litilmannligt" scheint, also schäbig oder nach kleiner Leute Art, daß seine Verwandten auf den Hebriden den alten Glauben der Väter verlassen haben. Und es ist ein Beweis für den Zusammenhang von diesem Streben nach der stórmenzka, nach der Geltung als mikilmenni und der heidnischen Weltanschauung, wenn der Verfechter des Christentums, Hallr af Sidu, in der Njalssaga seine Rede zur Schlichtung des Streites als Christ beginnt mit den Worten: „mun ek enn sýna, er ek em litilmenni", Nj. 145, 49. Gehl, S. 16: „Ich will auch diesmal zeigen, daß ich kleiner Leute Art habe." Und er bittet, den Schmerz um den soeben von unbekannter Hand getöteten Sohn Ljot unterdrückend, die Gegner, ihm einen Vergleich zu gönnen und damit den schlimmen Mordbrand seines Schwiegersohnes Flosi Thordssohn an Njal durch Geldbußen zu sühnen, während Kari, der nach Flosis Urteil „dem Gunnar von Haldenende am nächsten kommt in allen Stücken", viel zu sehr noch durchdrungen ist von der heidnischen Gesinnung, um auf die notwendige Rache zu verzichten. Gerade hier in der Njala, die vom Heidentum ins Christentum führt, von der Verurteilung des versuchten Mordbrandes an Gunnar durch heidnische Ethik zu der durch Messelesen und Absolution pseudochristlich ermöglichten Verbrennung Njals und dem listigen Rechtshandel danach, kann man lernen, wie sehr sich auch die heidnische Wertung des „mikilmenni" wandeln muß. Sidu-Hall bekennt sich bereits zur mittelalterlichen Idee der Humilitas, die ihm das Wesen des „Litilmenni" als Ideal vorstellt und die *gegen* die Superbia, die vana gloria, die Eitelkeit des Ruhmes und der weltlichen Ehr- und Selbstgefühle sich wendet mit dem Pauluswort: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, aber haltet euch hernieder zu den Niedrigen" (Römerbrief 12/16). (Es muß besonders betont werden, daß diese Wertungen sich auf *beide* Geschlechter erstrecken, und daher auch „mikilmenni" ein *Neutrum* ist.)

Aus einer Welt, die Selbstgefühl, Ehrgefühl und Blutsstolz weltanschaulich und im Einklang mit ihrer Religion auch äußerlich kundzugeben sich verpflichtet fühlte, die durch die betont prächtige Tracht und den Schmuck, beides oft Geschenke, die auf Weitfahrt erworben sind, Tatenruhm oder Verdienst des Trägers verkündete, treten wir in eine ganz andere Welt christlich-abendländischer Bildung und Erziehung. War in der heidnischen Saga der weltliche Führer, der Mikilmenni, maßgebend für das, was an Tracht und Schmuck zu tragen sich ziemt, der ringereiche Fürst, der Scharlachmäntel wie Spangen und Schilde und Schmuckschwerter verschenkt wie der Edelbauer, der Bondi (denn Bondi war ein ehrender Titel), so wird jetzt das Höfische maßgebend für die Mode und ein gewisser Gegensatz zwischen höfischer und bäuerlicher Tracht und Mode macht sich wachsend bemerkbar, wozu natürlich noch der Gegensatz zwischen weltlicher und geistlicher Tracht kommt, den es ebenfalls in dem germanischen Heidentum, das keine scharfe Grenze zwischen profan und heilig kannte, nicht geben konnte. Und die ganze Bewertung der Kleidung, die jetzt Ausdruck für *Hoffart* wie für *Demut* werden kann, die Bewertung auch des Schmuckes und des Sichschmückens als eines der weiblichen

Eitelkeit nun einseitiger zugeteilten Mittels, die Blicke der Umwelt auf den Träger zu lenken, wandelt sich in einer bezeichnenden Weise. Das, was unsere Rassenseelenkunde wie die von Dr. Clauß den Darbietungstyp genannt hat und dem Menschen des Mittelmeers besonders zuspricht, jene Haltung der Menschen, die sich gleichsam bewußt auf der „Bühne“ des Lebens der Umwelt zeigen, und ihr Leben mehr vorspielen als durch Leistung vorkämpfen, mag mit gebührender Vorsicht hier auch mit bedacht werden als Ursache manch neuer Art, Schmuck und Tracht zu gestalten, zu werten und zu tragen. Schmuckfreudig und auf gute Kleidung und sitte-gemäße Tracht bedacht war das heidnische Bauern- und Kämpfertum so gut wie Volk und Ritterschaft in christlicher Zeit. Die Geschlechter scheinen daran einst gleichmäßiger teilgenommen zu haben als in manchen späteren Zeitabschnitten. Die Meinung, daß „Kleider Leute machen“, trat in Gegensatz zu mancher Demutspredigt des Christentums, entsprach aber auch nicht dem, was ein germanischer Bauer oder Gefolgsmann der Sagazeit unter der Forderung nach der dem inneren Wert entsprechenden wertvollen Kleidung verstanden hatte. Wie man Blut, also Abkunft, und Ehre und damit Achtungswürdigkeit, noch in einem bestimmten Zusammenhang erlebte, so forderte man Übereinstimmung von innerem Wert und äußerer Auszeichnung, sichtbare Würde und Art des Auftretens. Wer verzichtet hätte auf eine gewisse äußere Pracht, der hätte sich damit etwas von der notwendigen Geltung und somit letztlich auch vom „Wortruhm“, dem in den Havamal „unsterblich“ genannten „orđstírr“, der guten, den unsterblichen Ehrenwert des Menschen feiernden Nachrede selbst vernichtet. Deshalb ist Geiz im alten Norden ein kaum bekanntes Laster, Freigebigkeit, Gastfreundschaft aber sind unerläßliche Tugenden, und das Schenken von guten Mänteln, Tüchern, Hüten oder kostbaren Waffen steigert Gebern wie Beschenkten die Ehre.

Das Christentum bedingte und betonte die Trennung zwischen Blutsbewußtsein und religiös erfaßtem Seelenwert mit einer Lehre, die herauserlöste aus Blut und Stamm zugunsten neuer Glaubensbruderschaft der ganzen Welt, und die darum selbst oder durch das Mißverständnis ihrer Diener zwischen Kirchenprunk und Bettlerkleid der Frommen ganz andere Wertungen schuf. Oft wurde um innerer Werte willen das äußerlich Dürftige, ja Mißgestaltete betont, wie jene großen Mönche beweisen, deren Beinamen körperliche Gebrechen bezeichnen, die Vorbilder der Armut, Armseligkeit, Kränklichkeit, Schmucklosigkeit (bis zur Schmutzigkeit) waren und die geputzte Dirne, Frau Welt, verachteten. Nun lernten die Ernsten, den inneren Wert durch äußere Schlichtheit darzuleben, während der heiter Geschmückte in den Verdacht kam, mehr scheinen zu wollen, als er war, oder mehr der Welt und ihrer Lust zu dienen, als seiner Seele gut sein konnte. Der Schmuck Fausts, den Gretchen im Kämmerlein findet, ist vom Teufel geschenkt wie aller solcher Schmuck, je schöner, um so eher. Wer sein Herz hängt an den „Tand“, der reicht dem Teufel den kleinen Finger, und der nimmt die ganze Hand und die ganze Seele. So zeigen uns fromme Dichter den Ritter, der nach welscher Mode vor der Dame prächtig gerüstet turnieret, und dann die goldene Rüstung im Sieg der wahren Tugend mit dem Pilgerkleid vertauscht. Verzicht auf den äußeren Schein bringt nun erst das Bewußtsein des inneren Wertes vor Gott, das in der heidnischen Welt gerade der hatte, der sein prächtiges Schwert eine Königsgabe, seine Ringe eine Kampfbeute nannte, seinen Scharlachmantel und seine goldenen Spangen auf das Allthing mitbrachte und daran gewertet wurde als das, was er war. Und wir, die wir aus Jahrzehnten kommen, in denen gerade die Leute mit den meisten Ringen an den Händen, mit den modischsten Kostümen und dem meisten Sinn für Edelsteine uns oft zu den Verächtlichen zählten vor dem armgewordenen Volk, haben es nicht ganz leicht, Schmuck- und Prachtliebe der Männer und Frauen im heidnischen Bauernhof der Saga richtig zu verstehen. Um so wichtiger dürfte es sein, sich darum zu bemühen. Das Bild der Sagabauern, ihr Äußeres in Kleidung, Schmuck und Wehr zu Fest und Kampf, gibt Aufschluß auch über die germanische Seele, im Sinne des Wortes, das ein Islandbauer nach der Njalssaga sprach: „Ich werde stets beweisen, daß mein Inneres kein Dunkel liebt.“

Zur Kenntnis der Wikinger Tracht nach den Birkafunden

Von

Agnes Geijer, Stockholm

In den Jahren 1874—79 und 1881 nahm Hjalmar Stolpe auf der Insel Björkö im Mälarsee eine Reihe von Ausgrabungen vor, durch die er die Lage der berühmten, während der Wikingerzeit so bedeutenden Handelsstadt Birka feststellte. Die Ausgrabungen erstreckten sich teils auf das Siedlungsgebiet der Stadt, die sogenannte „Schwarze Erde“, teils auf die umliegenden Gräberfelder, die ca. 2500 Gräber umfassen. Dieses wichtige Fundmaterial ist nur zum Teil veröffentlicht. Ein vollständiges — deutschsprachiges — Werk über die Gräberfunde, bearbeitet von Dozent Holger Arbman, wird indessen demnächst erscheinen sowie auch ein besonderer Teil, der sich mit den bisher sehr wenig bekannten Textilien beschäftigt und von der Verfasserin dieses Beitrages stammt[1]).

Einige Zierate aus Gold und Silber haben schon früher Beachtung gefunden und waren ausgestellt. Außerdem wurden bei der letzten genauen Inventarisierung des gesamten Ausgrabungsmaterials eine Menge kleinerer Kleiderfragmente entdeckt, die unter Schmucksachen u. dgl. versteckt lagen. Sie sind sehr verschiedenartig, manche weisen eine ungewöhnliche oder sogar bisher unbekannte Technik auf. Darüber will ich zunächst kurz berichten.

In sehr vielen Gräbern sind Wollstoffe erhalten. Einige davon sind grob und im übrigen wenig bemerkenswert; die meisten sind aber umgemein zart und fein, als Rautenköper gewebt, oft blau gefärbt. Sowohl das Wollmaterial selbst als auch die in webetechnischer Hinsicht sehr geschickte und ebenmäßige Ausführung beweisen, daß die Stoffe aus einer hochentwickelten, ganz gewerbsmäßig betriebenen Erzeugung hervorgegangen sind. Sie müssen unbedingt importiert worden sein und zwar irgendwoher aus dem fränkischen Reich. Die schwedische Handelsstadt unterhielt ja rege Beziehungen zu den friesischen Handelsleuten. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß es gerade solche feinen Wollstoffe waren, die der St. Gallner Mönch als „palla fresonica“ bezeichnete. Eine andere Gruppe kunstvoller Wollgewebe sind jedoch als einheimische Arbeit anzusprechen: nämlich mehrfarbige Stücke, für die Flachs- und Wollgarn manchmal zusammen verwendet wurden. Sie sind sowohl mit dem gleichaltrigen Osebergfund als auch mit der späteren skandinavischen Volkskunst verwandt.

Flachs erhält sich in der Erde mit ihrer wechselnden Feuchtigkeit schlecht. In den schalenförmigen Spangen findet man aber oft Spuren oder winzige Reste feiner Leinwandstoffe.

Seidenstoffe waren sehr häufig, im allgemeinen wurden sie wohl als Verzierung, auf anderen Stoffen angenäht, verwendet. In der Regel ist es der wohlbekannte Doppelköper, wie ihn die Webereien des Mittelmeergebietes durch Jahrhunderte hindurch erzeugten. Ob diese kostbare Ware auch auf dem westlichen Handelsweg bezogen wurde oder über Rußland hierherkam, läßt sich nicht entscheiden.

---

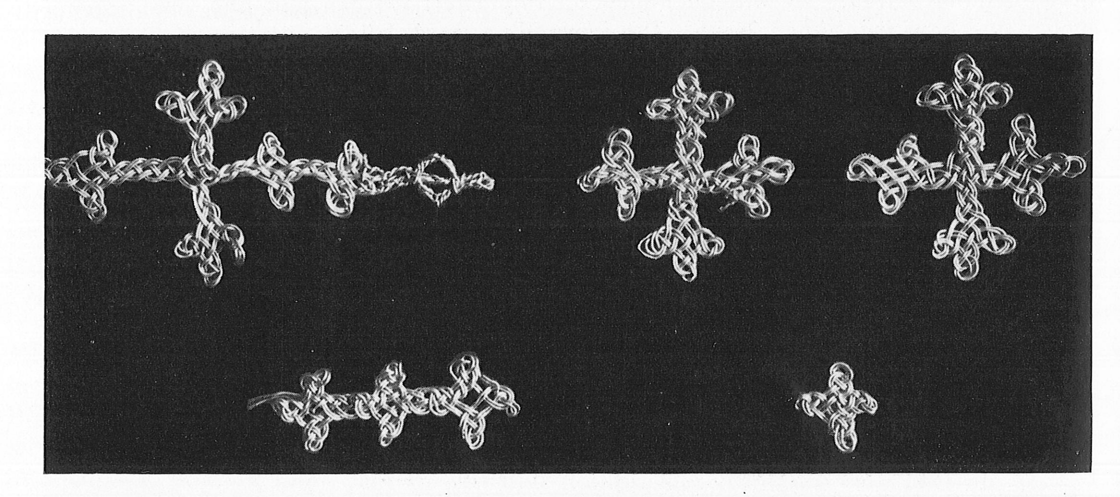
[1]) 1938 erschien: Birka III, Die Textilfunde aus den Gräbern, von A. Geijer.


Abb. 52. Ein Hirsch mit Golddraht auf Seidenstoff gestickt. Naturgröße

Das Merkwürdigste an den Birkatextilien sind aber unstreitig all die schönen Arbeiten aus massivem Gold- oder Silberdraht: posamentartige Borten usw. mit Knoten und Flechten, allerlei Stickereien, manche so unglaublich zart und fein ausgeführt, daß sie heutzutage unmöglich nachzumachen sind. Vor allem aber die mit Brettchen gewebten Borten aus Seide, bei denen die mannigfaltigen Muster aus Hakenkreuzen u. dgl. durch den goldenen und silbernen Schuß klar hervortreten. Woher diese verschiedenen Arten von Arbeiten stammen, läßt sich ohne genaue Untersuchung des russischen Materials nicht sagen. Jedenfalls bestehen da viele Beziehungen zum Südosten. Vieles spricht andererseits dafür, daß ein Teil davon einheimisches Erzeugnis ist.

Wie die einzelnen Stücke angebracht waren und wie die Kleider im ganzen aussahen, läßt sich aus dem vorliegenden Material allein nicht ersehen. Wenn auch die Gräber zufolge des weit fortgeschrittenen Zerfalls einzeln nur sehr wenig Aufschluß über die betreffenden Kleider geben können, so ergeben sich doch aus der Betrachtung der Gesamtheit des Materials wichtige Tatsachen. Die Beobachtungen gründen sich auf rund 160 Gräber, in denen textile Überreste gefunden wurden. Durch genaue Beachtung der jeweiligen Lage der Stoffreste an den Metallgegenständen im Zusammenhang mit den ausgezeichneten Grabplänen Stolpes, durch Vergleich mit den vorhandenen Abbildungen und den späteren Volkstrachten, besonders aus dem ostbaltischen Gebiet, läßt sich doch manches erraten oder sogar eindeutig feststellen.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die weibliche Tracht der schwedischen Wikingerzeit einheitlich sowie verhältnismäßig einfach war. Die männliche Tracht der reichen Birkagräber war aber immer verschiedenartig und bestand oft aus den prachtvollsten und kostbarsten Stücken.


Abb. 53. Geflochtene Zierknoten aus Golddraht.

Die Frauen trugen immer zwei ovale schalenförmige Spangen, die die Rockschleifen zusammenhielten. Der Rock oder die Röcke — manchmal waren es zweifellos mindestens zwei — bestanden aus weißem, bisweilen blauem Leinen. Der Rock hatte eine gerade Oberkante, an der Schleifen oder lange Ösen aus Stoffriemen festgenäht waren. Zwei derartige Ösen, je eine von hinten und von vorn, wurden mit einer Spange zusammengebunden. Die Tragweise dieses Rockes erinnert an den im Ostbaltikum noch lange verwendeten, sogenannten „offenen Rock" oder das „Umlegetuch", und es ist ja nicht unwahrscheinlich, daß die Wikingerfrauen eben solchen Rock trugen. Hervorgehoben sei auch, daß in Birka keine Spur eines Gürtels zu finden ist, ebensowenig wie Schnallen u. dgl.

Unter den Rockschleifen, also zunächst dem Körper, sind oftmals noch Reste von Leinenstoffen vorhanden, vermutlich Teile des Hemdes. Bisweilen war dieser Stoff sehr fein plissiert oder gauffriert. Über den Schultern trugen die Frauen einen Mantel aus feinem Wollstoff, der vorn mit einer dritten Spange befestigt wurde.

Über die alltäglich gebräuchliche, einfache Tracht der Männer geben uns die Birkagräber sehr wenig Aufschluß, eine Schalenspange, wie bei den Frauen, oder derartiges für die Erhaltung der Textilien vorteilhaftes war ja dort nicht vorhanden. An den ziemlich regelmäßig vorkommenden bronzenen Hufeisenfibeln sind oft noch winzige Reste aus grobem Wollstoff festgeklebt; sie rühren offenbar vom Mantel her. Die männlichen Gräber, soweit sie überhaupt textile Überreste enthalten, sind fast alle äußerst verschiedenartig. Die allerfeinsten Posamente und Stickereien aus Gold gehören Männern. Leider verbietet es sich von selbst, darüber hier einen Überblick zu geben, da man das mannigfache Material nicht ohne Bilder besprechen kann. Ich muß also auf meine obengenannte Abhandlung verweisen. Es seien nur einige bemerkenswerte Beispiele aufgezählt: kugelförmige Bronzeknöpfe, die sicher zum Verschluß des Leibrockes verwendet wurden; „Gamaschenverschlüsse" aus Bronze; Teile eines seidenen Rockes mit sehr kompliziertem Schnitt, dicht mit parallelen Silberbändern besetzt; eine Zipfelmütze aus Seidenstoff, mit einem tütenförmigen silbernen Belag in Granulationsarbeit verziert.

Die Kopfbedeckung scheint bei Männern wie bei Frauen sehr reich und mannigfaltig gewesen zu sein, was auch einige weibliche Silberfigurinen aus derselben Zeit, die in der schwedischen Erde gefunden wurden, bestätigen.

Aus der Zusammensetzung der übrigen Grabbeigaben läßt sich über den Ursprung der einzelnen Stücke wenig entnehmen. Die bereits bestimmten Gegenstände — Keramik, Gläser, Metallschmuck usw. — sind vermischter Herkunft. Die schönsten Textilien kommen in solchen Gräbern vor, welche hervorragende Stücke westeuropäischen Ursprungs zusammen mit rein orientalischen enthalten.

Der internationale Charakter der nordischen Kaufmannsstadt tritt dadurch aber deutlich in Erscheinung, daß einheimische und fremde Waren verschiedenen Ursprungs zum Verkauf und Tausch auf den Markt gebracht werden. Die Trachtensitten wurden selbstverständlich dadurch beeinflußt. Es ist auch möglich, daß etliche dieser „eleganten Herren" fremde Kaufleute waren. Obgleich wir uns also den erstaunlichen Kleiderluxus von Birka nicht ohne weiteres als Norm für die schwedische Tracht der Wikingerzeit vorstellen dürfen, so geben uns diese Funde doch eine Ahnung davon, wie reich und mannigfaltig die Lebensbedingungen jener Zeit waren.

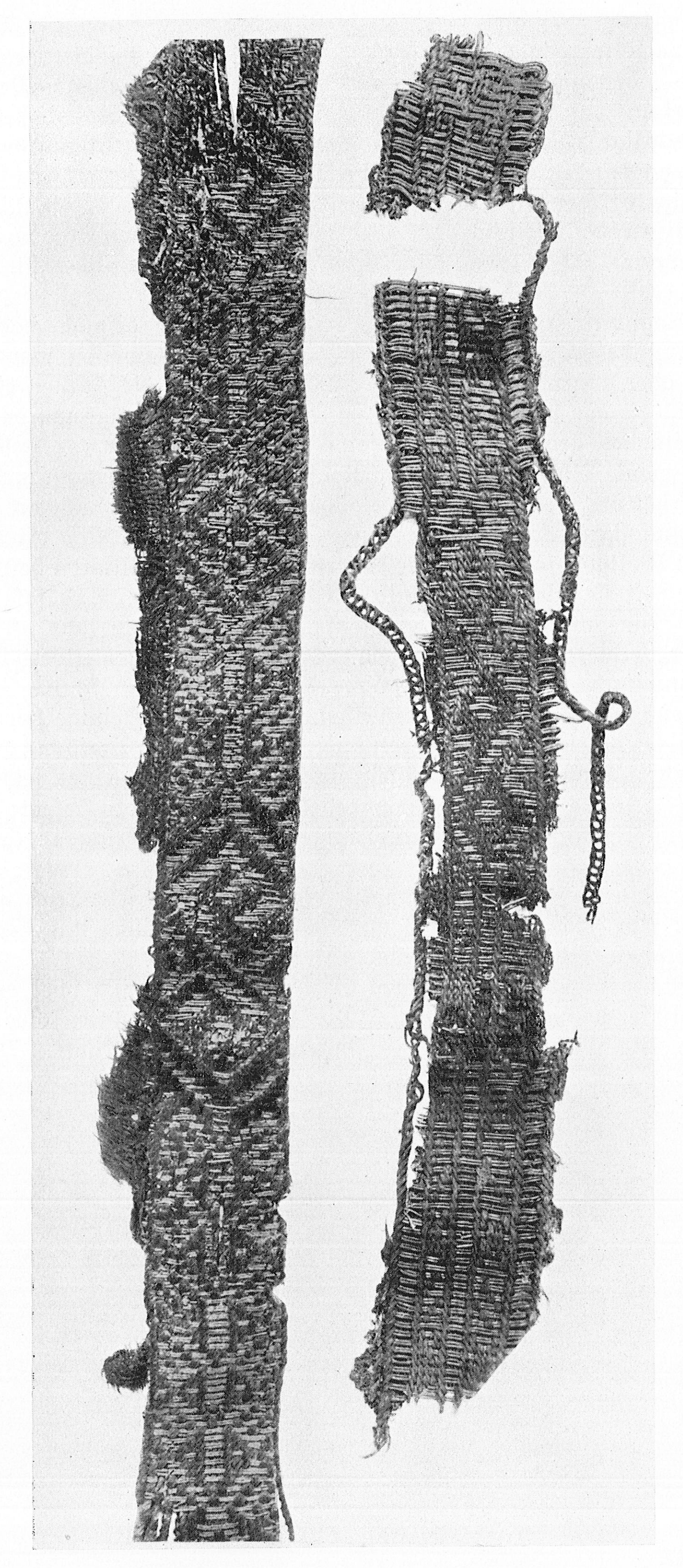


Abb. 54. Brettchenband aus Seide mit Silberdraht als Effektschuß

Das Spinngut der Nordischen Vorzeit

Von

Walter von Stokar, Köln

Liest man ältere Arbeiten über die Kleidung der nordischen Vorzeit durch, findet man immer wieder die Ansicht vertreten, der alte Norden habe im Gegensatz zu den Pfahlbauleuten im südlichen Mitteleuropa nur Wolle als Spinngut zur Herstellung von Garn und damit weiterhin, nur Wollfäden zum Weben der Kleidung gekannt. Dem Süden dagegen schrieb man lediglich die Kenntnis pflanzlichen Spinngutes, also die Verwendung von Bastfasern im weitesten Sinne zu. Besonders bevorzugte man scheinbar im Süden Linden- und Flachsbast, letzteren aufbereitet zum Leinen.

Man mußte durch die gemachten, verschiedenartigen Funde in Nord und Süd zwangsläufig zu derartigen Ansichten gelangen, denn niemand war bisher auf den Gedanken gekommen, daß sowohl Bastarten, wie auch Wollen organische Stoffe sind, die, einst aus dem Leben und mit dem Leben der Natur entstanden, also auch nach dem Leben, besonders im Boden dem Abbau zu einfachen, unorganischen Stoffen unterliegen. Dieser Abbau ist in vieler Hinsicht verschieden, einmal da Wolle und Bast, chemisch und biologisch gesprochen, zwei ganz verschiedenen Welten angehören, zum anderen aber weil dieser Abbau vollkommen abhängig ist von der Reaktion der Kulturschicht, in der die Kleiderreste, deren Fäden und somit das Spinngut gefunden werden.

Die *Wolle*, aus der Decke eines Tieres in früherer Zeit durch Rupfen, seit der Frühen Eisenzeit durch Scheren gewonnen, ist eine Art Hornsubstanz, daher außerordentlich reich an Stickstoff. Außerdem ist jedes Tierhaar, also auch die Wolle kein einheitlicher Körper, sondern ein ungeheuer kompliziertes Gebäude aus unzähligen Zellen, die wiederum ganz verschiedene Funktionen ausüben. Wir unterscheiden an jedem Tierhaar drei verschiedenartige Zellgebäude: Von innen nach außen

1. den Markstrahl, zugleich Lebenspender für das Haar. Dieser kann jedoch verkümmern, wodurch das feste, oft steife Tierhaar eben zur Wolle und zum Flaum wird (Abb. 55);
2. die sogenannte Rindenschicht, die auf allen Seiten den Markstrahl umgibt (Abb. 56);
3. die sogenannte Kutikula, im Gebäude des Haares die festeste und beständigste Substanz, die die Aufgabe hat, alle Einflüsse von außen von Rindenschicht und Mark fernzuhalten, daneben aber auch die nötige Festigkeit zu gewährleisten. Diese Kutikula ist in sich aber wiederum kein einheitlicher, starrer Körper, sondern besteht aus Ringen, die das Haar fest umschließen und meist dachziegelartig oder schuppig übereinander gehen (Abb. 57). Dies gewährleistet bis zu einem gewissen Grad Beweglichkeit des Haares und, was für uns wichtig ist, die selbst mikroskopisch schwer erkennbaren Vorsprünge, ähnlich wie bei Ziegeln oder Schuppen, verhaken sich gern gegenseitig. Dies hat der Mensch schon bald erfaßt, ja hat das Verhaken durch alkalische Bäder, die das Zellgebäude lockern, somit die Vorsprünge verstärken, sich zunutze gemacht. Dadurch entstand das Filzen, bis jetzt seit Ende der Bronzezeit *gesichert* nachgewiesen. Chemisch ist Wolle in schwachem Alkali langsam, in starkem Alkali, namentlich bei Erwärmung, sehr schnell löslich.

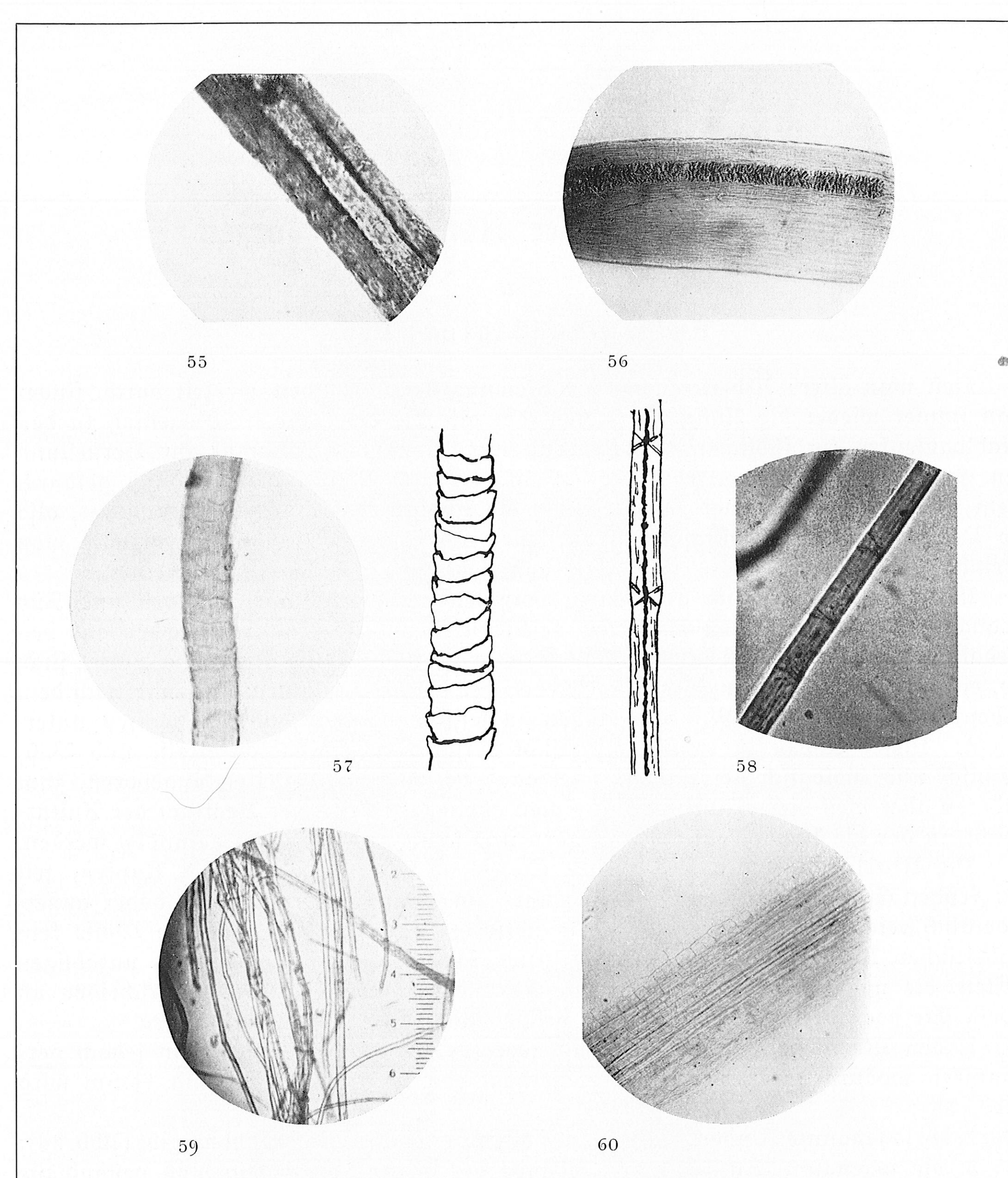


Abb. 55. Schafgranne. In der Mitte das (hellscheinende) Mark. Gewebestaub von Amrum. B. Z. P. I. Vergr. 180 ×

Abb. 56. Ziegenhaar mit Markstrahl und Rindenschicht, letztere durch Präparation gequollen. Eisenzeitlich. Vergr. 120 ×

Abb. 57. Schafwolle. Kutikula deutlich erkennbar. Links mikroskopische Aufnahme, rechts Zeichnung. Zu beachten: die Zahnung am Rande. Mantel von Neddenaverbergen. Späte Bronzezeit. Vergr. 120 ×

Abb. 58. Eine Flachsfaser. Links Zeichnung, rechts Originalaufnahme. Vergr. 180 ×. Leinenfund von Luckau, Kr. Luckau. Datierung unsicher

Abb. 59. Flachsfasern in Verrottung. Die Zelle spaltet sich längs. Gewebefund von Barnstorf. 3. Jhd. n. Ztw. Vergr. 60 ×

Abb. 60. Rindenschicht an einer Flachsfaser („Fremde Zellen"). Vergr. 60 ×

Ganz anders der Bast. Er entstammt der Pflanzenwelt und übt im Gebäude der Pflanze auch andere Funktionen aus. Er ist eine Schutzvorrichtung gegen die Wirkungen der Schwerkraft und des Windes. Grashalme werden vom Winde gebogen und müssen biegfest sein, Bäume müssen, um das Gewicht der Krone tragen zu können, strebefest sein. Das erreicht, namentlich in jungen Wachstumsjahren, der Bast. Bastfaser liegt so in der Pflanze an Bastfaser und jede ist, ihrer Bestimmung entsprechend, im Vergleich zu den anderen Zellen der Pflanze sehr lang, alle sind durch Pektinstoffe sehr fest miteinander verbunden, so daß der Mensch erst lernen mußte, sie durch Gärung (Rösten) und mechanische Behandlung (Hecheln) voneinander zu lösen. Dies gelingt aber nur bei ganz wenigen Pflanzen, von denen für die Nordische Vorzeit nur der Lein (linum ussitatissimum) und der Hanf (Cannabis sativa) wesentlich sind. Da der Bast in der Pflanze diese wichtige mechanische Funktion erfüllen muß, ist er von der Natur auch entsprechend gebaut worden. Jede Faser ist eine einzige Zelle mit stark verdickten Wänden und, bei den für uns wesentlichen Arten, ganz engem Hohlraum im Inneren (Lumen) (Abb. 58). Chemisch gesprochen ist die Bastfaser reine Zellulose $(C_6H_{10}O_5)n$. Sie ist in Säuren und Alkalien sehr schwer, ja meist gar nicht löslich, einzig und allein in Kupferoxydammoniak (Schweizers Reagenz), eine Eigenschaft, die in der Kunstseide- und Zellwollefabrikation hinreichend Verwendung findet. Aber auch für uns ist diese Eigenart wichtig, denn in bronzezeitlichen Körperbestattungen bildete sich bei der Verwesung der Leichen in Böden mit einer P_H von 6,5 und mehr unter Anwesenheit von Bronzepatina dieses Schweizer Reagens.

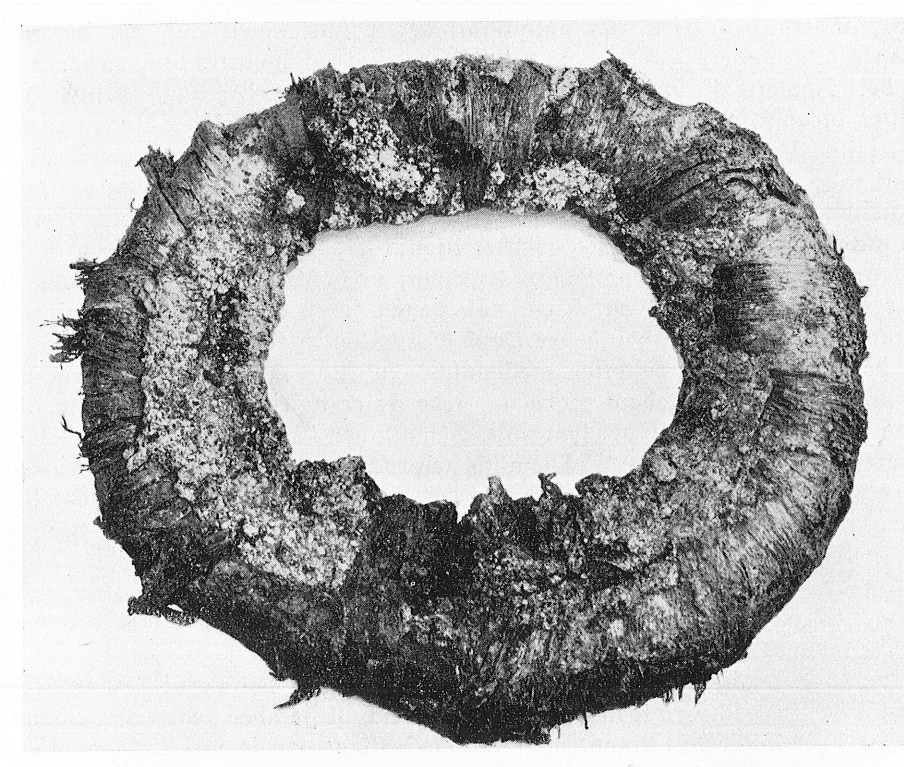
So wenig also Zellulose in Chemikalien, namentlich bei der Konzentration, wie wir sie in Böden vorfinden, löslich ist, so empfindlich ist sie aber gegen den Abbau durch Bakterien. Zellulose mit einem molekularen Aufbau von so viel Kohlenstoff, Sauerstoff und auch Wasserstoff ist für diese Kleinlebewelt mit der günstigste Nährboden, den es gibt, zumal sie hydrolytisch und vor allem enzymatisch so außerordentlich leicht aufspaltbar ist. Die Zahl der Zellulose vertilgenden Bakterien, Aërobionten und Anaërobionten ist Legion. Kaum unter Erde, beginnt schon der Abbau und viele Bakterienarten lösen einander bei fortschreitender Verwesung und den dadurch sich für sie ändernden Lebensbedingungen ab. Damit aber ist nur eine Abbaumöglichkeit im Boden, freilich die ausschlaggebendste, geschildert. Daneben bestehen im Boden sicher noch andere, Katalysen, Enzyme, die wir heute noch gar nicht fassen können, ja bei unserer Kurzlebigkeit vielleicht niemals fassen werden (Abb. 59).

So können wir die Zellulosen (pflanzliche Spinnfasern aus der Vorzeit) nur dann finden, wenn sie möglichst rasch in bakterienfreie Verhältnisse kommen und das ist vor allem in den Kulturschichten der Seen, die, je tiefer sie im Wasser liegen, um so eher ihre Erhaltungsmöglichkeit gewährleisten, da die Zahl der abbauenden Bakterien, je tiefer die Kulturschicht im Wasser liegt, um so geringer wird.

Neben diesen — fast möchte man sagen — Idealbedingungen in Seen gibt es noch andere, beschränkte Fundplätze. Stets aber müssen sie bakterienfrei sein. Hierher gehört die unmittelbare Nähe von Bronzen in sauren Böden in unseren Klimabreiten. In Frage kommen weiterhin Hortfunde, wie beispielsweise der von Packisch und Brandbestattungen in Bronzekesseln, wie Barnstorf. Kupfer und Kupfersalze nämlich gehören zu den stärksten Bakteriengiften, die wir kennen (Abb. 61).

Stark bakterizid ist auch Brandschutt. Freilich ist dabei ein glücklicher Fund von Zellulose sehr selten, da sie ja mit ihrem molekular gebundenen starken Gehalt an Kohlenstoff und Sauerstoff leicht brennbar ist, vor allem nahe dem Entflammungspunkt aus sich heraus lange nachglimmt. Erfreulicherweise mehren sich in letzter Zeit als Folge dauernder Veröffentlichungen und Vorträge bei der begeisternden Beobachtungsschärfe der deutschen Vorgeschichtler Funde aus Brandschutt[1]). Der letzte und

[1]) Der Verfasser möchte dies einmal ausdrücklich und dankbar betonen.



Phot. Landesanstalt Halle

Abb. 61. Ring aus dem Bronzehortfund von Packisch Kr. Liebenwerda. Die Bronze hat den Bast infiltriert und dadurch erhalten. $^3/_4$ nat.

für uns wesentlichste Fundplatz vorgeschichtlicher Zellulosefasern ist das norddeutsche und skandinavische Moor bzw. die Schicht in den Mooren, in denen die Huminsäuren so stark angereichert sind, daß sie ausgesprochen bakterizid wirken. Hierher gehören auch die in den Grabhügeln mit Baumsärgen stagnierenden Wässer, denn auch hier sind allein die Huminsäuren an deren Erhaltung schuld und nicht die Gerbsäure, wie der Verfasser an anderer Stelle dargestellt hat[1]). Freilich sind hier die Zellulosefunde meist nurmehr mikroskopisch greifbar, da es lange Zeit gedauert haben mag, bis eine Moorleiche und ein Baumsarg in bakterienfreie Bedingungen gelangte. Doch ist die Anwesenheit der Zellulosefaser selbst gar nicht immer notwendig, um sie nachzuweisen. Es gibt nämlich, und zwar wieder wesentlich für den Norden, noch eine Möglichkeit besonders Flachs aufzufinden. Diese Möglichkeit gab uns der Mensch der Vorzeit selbst.

Soweit heutzutage noch der Flachs in manuellen Betrieben geröstet, getrocknet, geschwungen, gerauft und gehechelt wird, geschieht dies mit hochwertigen Werkzeugen, Ergebnissen einer Jahrtausende alten Erfahrung. Damals, in der Vorzeit, waren die Werkzeuge aus Holz und Knochen noch reichlich urtümlich. Die Folge davon war eine Aufbereitung, die noch technische Mängel zeigte. Vor allem war es nicht möglich, den Flachs vollkommen rein zu gewinnen, d. h. es blieben an den Fasern allenthalben noch Bruchstücke von Zellgefügen hängen, die mit dem Bast nichts zu tun haben, sondern auf Grund mangelnder Aufbereitung daran hängen geblieben sind. Wollen wir sie „fremde Zellen" nennen. Sie stammen hauptsächlich von der Kutikula, der grünen Außenhaut des Stengels, in beschränktem Maße auch vom Holzteil. Als solche sind sie

[1]) v. Stokar, Spinnen und Weben bei den Germanen. Mannus-Bücherei Bd. 59, S. 9ff., 1937.

teils kutin-, teils suberinhaltig, schwer zersetzbare Substanzen, die dem Angriff der Bakterien trotzen konnten. Eine chemische Veränderung dieser Zellen wird wohl stattgefunden haben, doch war sie nicht so weittragend, daß sich die Form der Zellen verändert hat, so daß sie im Mikroskop erkennbar bleiben. Diese „fremden Zellen" sind also für uns greifbar und geeignet, Flachs nachzuweisen, selbst dann, wenn dieser nicht mehr vorhanden ist (Abb. 60).

Soweit die Zellulose im allgemeinen, Flachs im besonderen. Jetzt zurück zur Wolle. Wir haben weiter oben gesehen, daß Wolle in Alkali löslich ist. Nun sind aber die zirkumalpinen Seen, namentlich in der Nähe der Seekreiden, wo wir die Kulturschicht finden, alkalisch. Begreiflich, denn die Seen werden aus Quellen und Flüssen gespeist, die aus dem Dolomit kommen. Die Abwesenheit von Wolle in den Pfahlbaugebieten hat also nicht ihre Ursache in der mangelnden Kenntnis der Wolle bei den Pfahlbauern, sondern einzig und allein im chemischen Verhalten der Kulturschicht, in die sie einst eingebettet wurde. Denn nicht nur die Hornsubstanz Wolle fehlt ja dort, sondern auch die Hornsubstanz[1]) Leder ist ungeheuer selten, ja sogar Gehörne der Rinder und Schafe nicht eben häufig, obwohl genügend Knochenmaterial der Haustiere ihr Vorhandensein bestätigt.

Sehen wir die weiter oben behandelten Fundplätze in bezug auf Wolle an, so müssen wir feststellen, daß auch bei ihr das Kupfersalz an Bronzen konservierend einwirkt. Es liegen uns fast aus ganz Deutschland Bestattungen vor, an denen sich in unmittelbarer Nähe der Bronzeschmuckstücke alle Hornsubstanzen gehalten haben, nicht nur Kleiderreste, sondern auch Leder, menschliche Haare und menschliche Haut. Auch an Eisen ist Wolle nachweisbar, besser als Flachs, nur daß es sich in diesem Falle nicht mehr um die Hornsubstanz handelt, sondern um Eisenoxyde, die die Form der Wolle angenommen haben.

Brandschutt ist für Wolle ein ausgezeichneter Fundplatz. Begreiflicherweise, denn ihr hoher Gehalt an Stickstoff verhindert ein Weiterbrennen, sobald die Temperatur unter den Entflammungspunkt gesunken ist (Abb. 62).

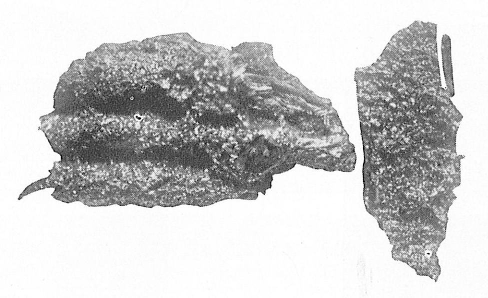


Abb. 62. Wollgewebe aus Brandschutt. Nordherringen, Kr. Hamm. Frühes Mittelalter. Vergr. $1^1/_2$ ×

Da die Wolle auf Grund ihrer Anatomie, besonders der Eigenschaften der Kutikula gegen physikalische Einflüsse beständig ist, kann ihr bei Moorleichen und in Baumsärgen die schwache Huminsäure auch nicht viel anhaben. Lediglich das Zellgefüge wird stark gelockert, so daß ein Angehen mit starken Säuren bei der Untersuchung leicht zur Auflösung der Haare führt. Das zeigt uns auch, daß sie im Laufe der Jahrtausende doch einem chemischen Abbauprozeß unterlegen ist, wenn er auch im Mikroskop nicht sofort erkennbar ist. Der Abbau ist sicherlich bakteriell, enzymatisch und wahrscheinlich auch durch Peptone bedingt, nur können wir ihn noch nicht fassen.

[1]) Vgl. E. von Tröltsch, Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes. S. 109ff., Stuttgart 1902.

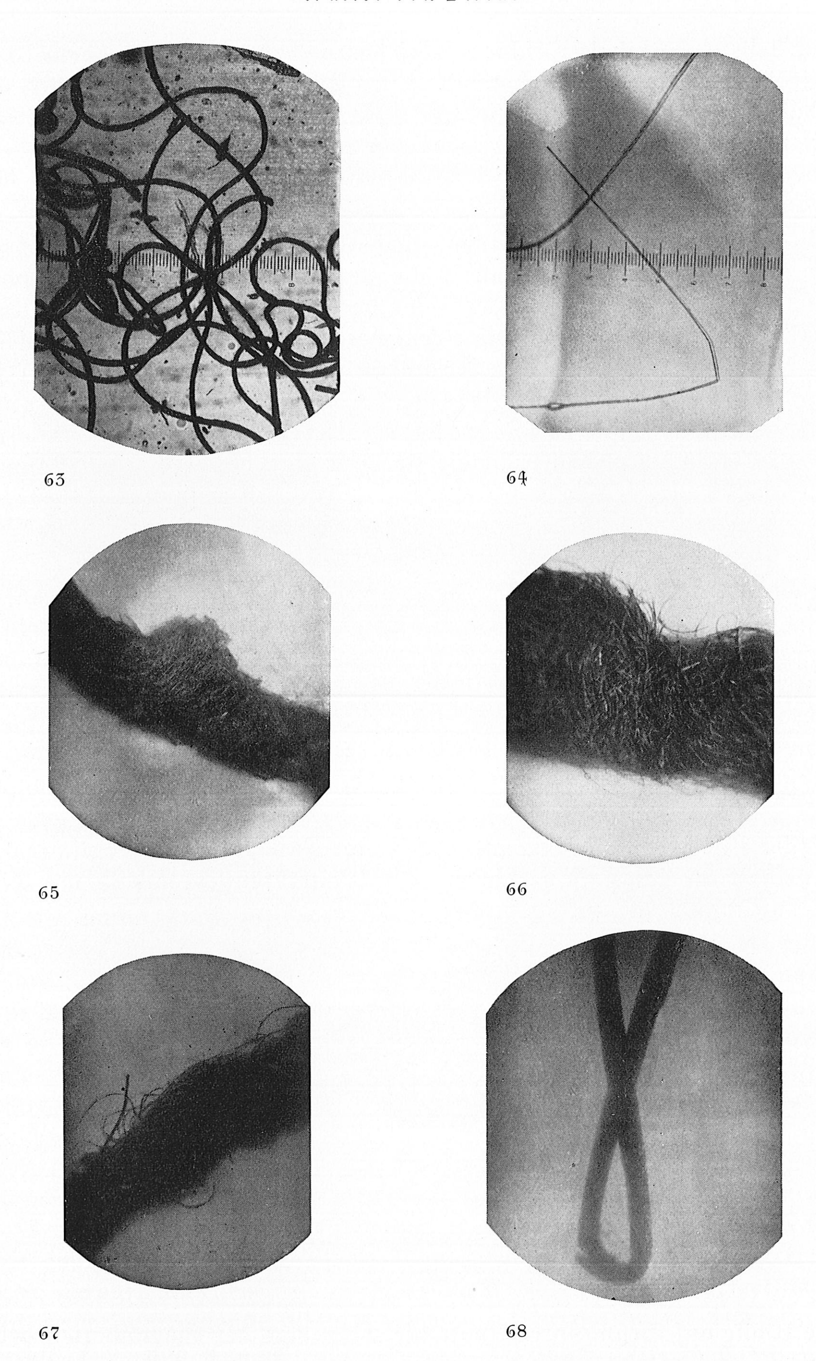


Abb. 63. Schafwolle mit Resten verrotteten Leins. Moorleiche Marx-Stapelstein. Vergr. 90 ×

Abb. 64. Flachsfaser aus einem bronzezeitl. Baumsarg-Gewand. Westre, Kr. Süd-Tondern. Vergr. 90 ×

Abb. 65. Neolithischer Woll„faden“ vom Dolch von Stade-Wiepenkathen, Kr. Stade. Vergr. 15 ×

Abb. 66. Wollfaden aus Per. II. Bronzezeit. Noch sehr unausgeglichen. Die „fremden Haare“ sind im Faden versponnen. Vergr. 15 ×

Abb. 67. Faden Per. V. B. Z. Die „fremden Haare“ stehen nach außen

Abb. 68. In der Mitte schleifenförmig geknicktes Rotwildhaar

Stark abgebaut wird die Wolle durch die Stoffwechselprodukte der zellulosezerstörenden Bakterien. Dies finden wir stets, wenn Flachs und Wolle in einem Faden versponnen waren, was aus technischen Gründen Ende der Steinzeit, Anfang der Bronzezeit geschehen mußte (Abb. 63).

Zusammenfassend kann also gesagt werden: Die Ursachen, warum uns aus dem Pfahlbaugebiet nur Flachs, im Norden in größeren Mengen nur Wolle erhalten ist, sind einzig und allein im chemisch-biologischen Verhalten der Kulturschichten zu suchen. Der Schluß, der Norden hätte nur Wolle, der Süden nur Flachs gekannt, ist in keiner Weise gerechtfertigt. Im Gegenteil! Am Anfang war das Spinngut, der Faden, der gewebte Stoff aus Pflanzenfasern; die Tierhaare, speziell die Wolle und deren Weiterverarbeitung sind eine verhältnismäßig späte Angelegenheit. Es soll versucht werden, im weiteren den Beweis dafür zu erbringen.

Als erstes wollen wir der Frage nähertreten, ob überhaupt Leinenfunde aller Art der Jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit im Norden nachweisbar sind. Wir können es bejahen. Die von Montelius und Sophus Müller beschriebenen Gewebereste aus Leinen sind ja allgemein bekannt, ebenso das Restchen an der Kugelflasche von Svendborg, das Kossinna beschrieben hat. Weiterhin ist an das, freilich später zu setzende Stück von Voldtofte[1]) zu denken. Endlich ist des Netzfundes von Antrea Erwähnung zu tun, das zwar der kammkeramischen Kultur zuzuschreiben ist, was aber die Beweiskraft nicht beeinträchtigen dürfte, wenn man bedenkt, wie die Kultureinflüsse hin- und hergingen.

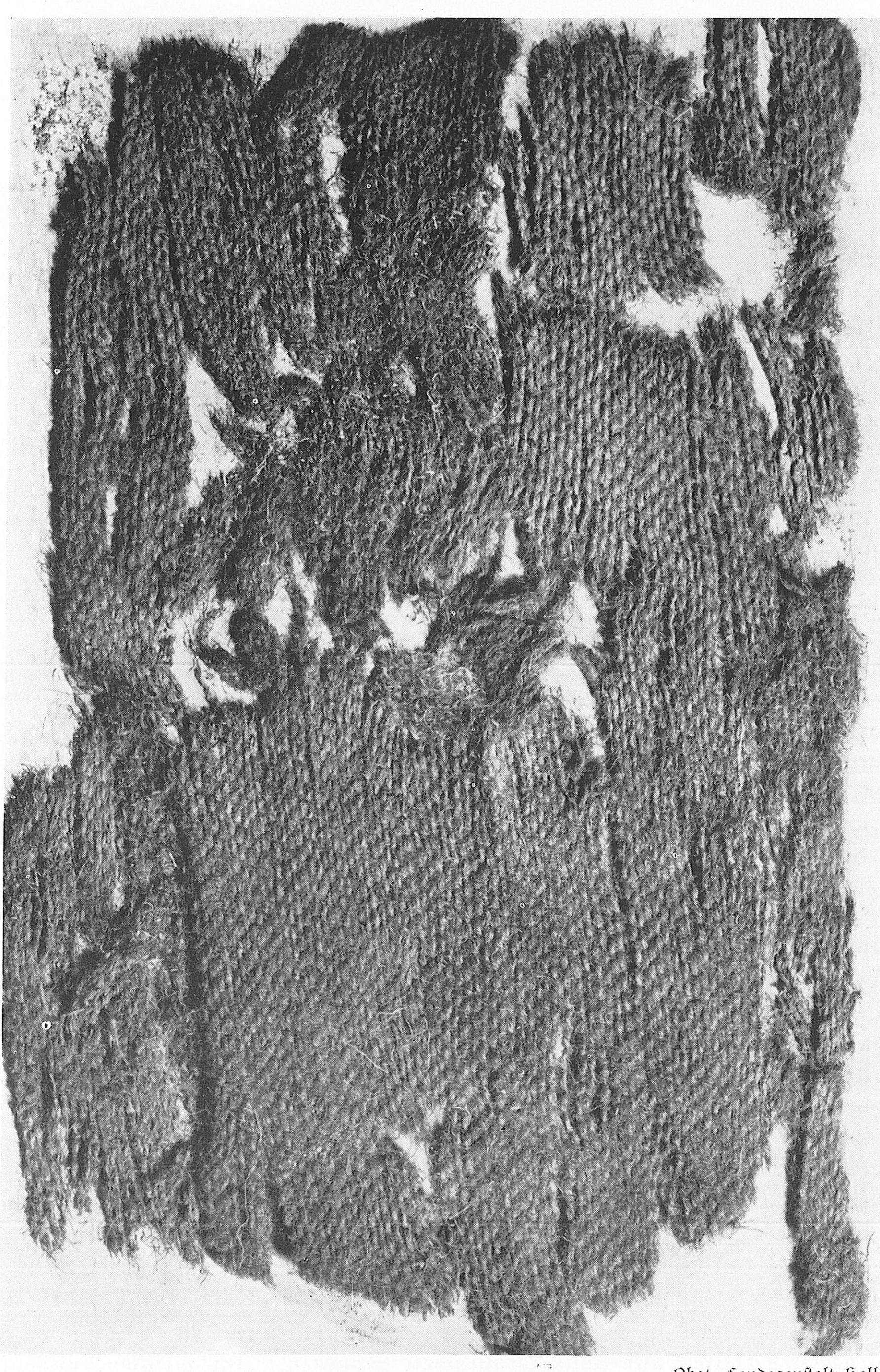
Dazu kommen nun die Leinsamenfunde. Einen beschreibt Götze aus Latdorf-Bernburg, den anderen W. Buttler nach einer Untersuchung des Altmeisters Netolitzky aus der bandkeramischen Station Köln-Lindenthal. Daß die beiden letzteren Funde bandkeramisch bzw. bandkeramisch beeinflußt sind, hat nichts zu sagen. Im Verlauf der fortschreitenden Nahrungsmittelforschungen, die der Verfasser im Verein mit Prof. Netolitzky-Cernowitz und Dr. Schütrumpf-Berlin weiter vortreibt, schält sich immer klarer heraus, welch ungeheueren Einfluß jene Schmalbeetbauern der Donaulandkultur auf die Entwicklung des Ackerbaues auch im Norden hatten. Wie Erbse und Bohne wird auch der Flachsanbau in frühester Zeit im bandkeramischen Kreis zu suchen sein.

Daß dem Norden des Neolithikums und der Bronzezeit der Flachs bekannt war, beweisen zweitens neuerliche Flachsfunde mit Hilfe der Chemie und Mikroskopie. Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle nochmals eingehend die Untersuchungsmethoden genauestens darlegen. Es ist anderweit schon geschehen[2]). Hier wollen wir nurmehr zusammenfassend feststellen, daß sich Lein einwandfrei nachweisen ließ an Geweben:

1. für das Neolithikum am Dolche von Wiepenkathen (Museum Stade) und am Schnuröckchen von Litzendorf (schnurkeramisch);
2. für die Bronzezeit in Amrum, Aspe, Krs. Stade, Toppehoi, Bjolderup, Westre (Abb. 64), Trindhoi, Dömestorp, Dömestorp-Haslöf, Unterteutschenthal (Abb. 69).

Ein dritter Beweis ist indirekt. Man besehe einmal unter einer Lupe den Verlauf der Schnureindrücke auf schnurkeramischen Scherben. Im weichen, ungebrannten Ton angebracht, haben sie die Schnurform beibehalten, hartgebrannt hat der Eindruck die Jahrtausende überdauert. Man sieht genau den aus Fasern gesponnenen Faden, in manchen Fällen eine Zwirnung und muß vor allem feststellen, daß der Faden haarscharfe Abdrücke geschaffen hat, wie wir sie nur mit einer Schnur aus Pflanzen-

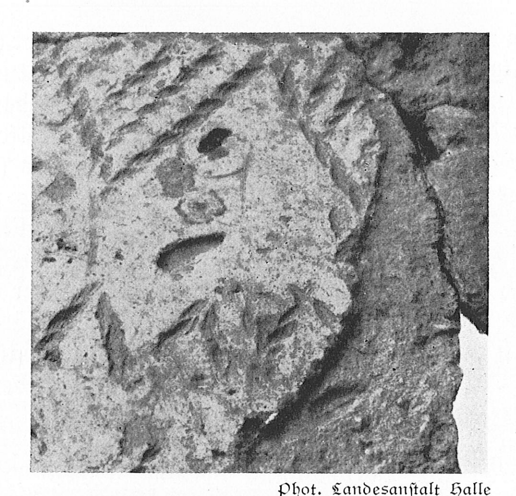
[1]) E. Wilhelmson, Eberts Reallexikon. Bd. XIV. S. 177 unter Voldtofte.
[2]) v. Stokar, l. c.



Phot. Landesanstalt Halle

Abb. 69. Bronzezeitl. Gewebe von Unterteutschenthal. Museum Halle. Leinenbindiges Gewebe. Die Kette war aus Flachs und ist vergangen

fasern, nie aber mit einem in sich leichter dehnbaren Wollfaden herstellen können. Wir sehen weiterhin, daß der Faden so gut wie gar keine Spinnfehler zeigt, besonders ungleichmäßige Stärke und Knoten. Endlich bemerken wir, daß das Spinngut vollkommen gleichmäßig ist, keine Beimischung dickerer Spinnfasern enthält. Beides aber, fehlerhaftes Spinnen und ungleich starke Spinnfasern, sind ein typisches Merkmal neolithischer und frühbronzezeitlicher Wollfäden (Abb. 65 u. 66).



Phot. Landesanstalt Halle

Abb. 70. Schnurkeramische Scherbe aus Sittichenbach, Prov. Sachsen

Zusammenfassend können wir feststellen, daß 1. der Norden den Flachs und den daraus aufbereiteten Lein seit der Steinzeit sehr wohl gekannt hat und daß die Bäuerin im Norden den Flachsfaden genau so gleichmäßig und sauber zu spinnen verstand, wie die ihr gleichzeitige Pfahlbäuerin im Süden. Daß sie zudem weben konnte, beweisen uns gefundene Webegewichte, wie Wollgewebe. Es ist daher doch wohl ein Unding, wenn man annehmen wollte, sie hätte den von ihr gesponnenen Leinenfaden nicht auch zu Gewändern verwebt. Für die Bronzezeit glaubt der Verfasser in Westre an den Kleiderresten einer Baumsargbestattung die Überreste eines Leinenunterkleides gefunden zu haben. Weitere Baumsargfunde, mit naturwissenschaftlichen Methoden untersucht, werden, davon ist der Verfasser überzeugt, die leinenen Unterkleider bestätigen.

Nun wieder zur Wolle zurück. Zerzupfen wir unter starker Vergrößerung einen steinzeitlichen bzw. frühbronzezeitlichen Wollfaden, so überrascht ein Umstand besonders: Der Faden besteht nicht nur aus Schafwolle, sondern — und zwar bis zu 50% des Spinngutes — aus Haaren anderer Tiere. Vor allem stark vertreten sind Rotwildhaare (Hirsch und Reh), weiterhin Rinder-, Pferde-, Hasen- und Ziegenhaare. Erst gegen Ende der Periode III BZ. sinkt das Verhältnis 1 : 10, höchstens 1 : 15. Nach den Gründen brauchen wir nicht lange zu suchen. In jenen frühen Zeiten spielte die Viehzucht, besonders die Schafzucht, noch keine so große Rolle. Die Jagd war hauptsächlich zur Fleischversorgung herangezogen, als Milchspender aber unter den Haustieren Rind und Ziege wirtschaftlicher als das Schaf. Als man zum Wollespinnen überging, hatte man noch nicht genügend Schafe, um einen Faden aus reiner Wolle zu machen. Man mußte zum Wildhaar greifen, nur um den Bedarf an Tierhaaren einigermaßen zu decken. Schafwolle wurde nur so viel zugesponnen, als zur Haltbarkeit des

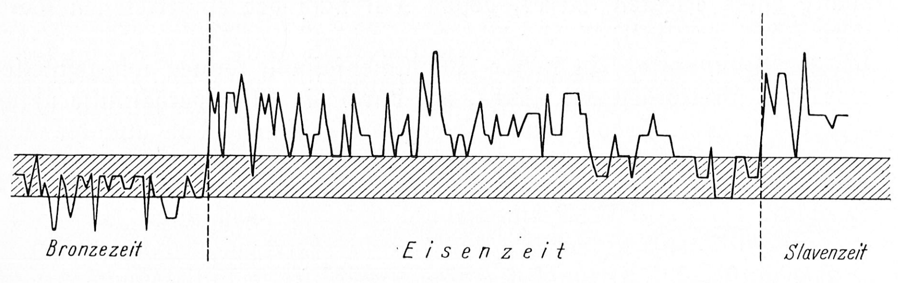


Abb. 71. Die Feinheit der Schafwolle in vorgeschichtlicher Zeit. Die schraffierte Stelle ist die Variationsbreite moderner Schafwollen

Schußfadens notwendig war. Denn in frühester Zeit war nur der Schußfaden aus Wolle, zur Kette diente der altgewohnte Leinenfaden. Stade und Amrum sind Beweise dafür. Die Kette aus Leinen war technisch bedingt. Nur sie konnte dem Zug und dem Ruck der Webegewichte und des Schaftziehens standhalten, der Wollfaden auf Grund seiner Beimischung nicht. Er genügte nur zur Füllung des Gewebes (Abb. 69).

Erstaunlich ist aber die Feinheit der Schafwolle. Niemals in der Vorzeit wieder finden wir derart feine Schafwolle, wie um die Wende des Neolithikums. Zwei Gründe können es gewesen sein, die diese Feinheit bedingt. Einmal eine hochgezüchtete, fast überzüchtete Schafrasse, die einer Viehseuche erlegen ist, oder man hat ursprünglich die Schafe gerupft und nur die zarteste Wolle ausgesucht. Später ging man dann zur Schafschur über, die erst auf die wolligen Stellen beschränkt, später, bei fortschreitender Züchtung, das ganze Vlies abnahm. Die Entscheidung darüber haben die Zoologen (Abb. 71).

Warum nun haben die Alten überhaupt auf einmal die Tierhaare im allgemeinen, die Wolle im besonderen zur Verwendung herangezogen? Die Erklärung gibt uns die Klimaforschung. Durch sie wissen wir, daß das ausgehende Neolithikum und die Bronzezeit nicht mehr die günstigen Temperaturbedingungen früherer Abschnitte hatte. Besonders machte sich im Winter die harte, wenn auch nicht ungesunde Strahlungskälte bemerkbar. Da griff der Mensch auf das Tier zurück. Das Wissen um die Fellkleidung war jedoch abgerissen. Man verwandte das Tierhaar so, wie man es lange vorher von der Pflanzenfaser gelernt hat, man spann es zu einem Faden aus. Das neue Spinngut machte aber der Spinnerin sichtliche Beschwer. Sie war damit noch nicht so sehr vertraut. Die Folge sind Fäden aus Wolle, die man eher als eine fortgesetzte Kette von Knoten bezeichnen möchte. Und das in einer Zeit, in der die Flachsfäden längst schon in ausgeglichener Feinheit gesponnen wurden. Es dauerte Jahrhunderte, bis der Wollfaden es an Kunstmäßigkeit mit dem Leinfaden des Neolithikums aufnehmen konnte (Abb. 65, 66).

Wie schon weiter oben erwähnt, hörte die Beimischung von „fremden Tierhaaren" auch späterhin nicht auf, jedoch verringerte sie sich stark. Die Gründe der Beimischung aber sind andere geworden. Man hatte nun genügend Schafwolle. Nicht „Rohstoffmangel" war mehr maßgebend, sondern bedachte Farbwirkung. Darum sind die fremden Tierhaare auch nicht mehr der Länge nach eingesponnen, sondern zur Schleife gebogen, in der Schleife von der Wolle gefaßt, stehen die Spitzen nach außen (Abb. 67, 68). Wir bekommen dann eine Spielart des Stoffes, die heutzutage wieder modern geworden ist — ich vermute dahinter das verdienstvolle Wirken des Neumünster Forschers und Museumsdirektor Schlabow —, das Stichelhaar. Es muß ein hübsches Bild gewesen sein, ein Wollgewand in einer Grundfarbe, übersät mit braunen, bläulich weiß endenden Flimmern, gleichgültig ob das Grundgewebe naturfarben war oder künstlich gefärbt. Denn auch bei künstlicher Färbung tönten sich die Wildhaare anders, da eine von einem lebenden Tier geschorene Decke jeden Farbstoff ungleich fester und intensiver aufnimmt als die Haare eines erlegten Tieres, dessen Fell nach der eingetretenen Totenstarre gerupft wird (Gerberwolle!).

Soweit die Spinnstoffe. In kurzer Zusammenfassung können wir feststellen: Am Anfang war auch im Norden der Flachs, erst durch die Klimaverhältnisse gezwungen, ging man zur Wolle über. Jedoch beweist sowohl der Wollmangel als auch die mangelnde Technik wiederum das Altersvorrecht der pflanzlichen Spinnfaser.

Nordischer Schmuck der Steinzeit

Von

Otto-Friedrich Gandert, Berlin

Der nordische Schmuck der Steinzeit hat bisher noch keine zusammenfassende Darstellung erfahren. Auch hier kann eine solche nur in sehr gedrängter Form erfolgen. Sie muß dabei die reiche Verwendung von Schmuck mannigfacher Art während der älteren Steinzeit Europas als bekannt voraussetzen. Das Wesen des menschlichen Schmuckes, Erörterungen des Schmuckbedürfnisses im allgemeinen und die Systematik des Schmuckes überhaupt können in diesem Vortragsauszuge aus Gründen des Raummangels nicht behandelt werden. Eine völlige Erfassung der einschlägigen Bestände ist deshalb ebenfalls nicht möglich. Wir haben uns vielmehr auf eine Zusammenstellung des wichtigsten Fundstoffes und auf seine zeitliche und kulturelle Gliederung zu beschränken, um zunächst einmal zu den Quellen selbst hinzuführen.

Die Ältere Steinzeit

Während der Älteren Steinzeit handelt es sich vornehmlich um Hängeschmuck (Muscheln, Schnecken, Zähne usw.). Mittel- und Westeuropa sind reich an Belegen hierfür. Im Norden könnte man als Fundstätten altsteinzeitlicher Art nur die von Meiendorf und Ahrensburg bei Hamburg heranziehen. Aber sie haben keinen ausgesprochenen Schmuck (1).

Die Mittlere Steinzeit

Auch die eigentliche Stufe von Ahrensburg bzw. Lyngby, an der genannten Fundstelle in höher gelegenen Schichten erschlossen, die die frühe Mittelsteinzeit beherrscht, hat an Schmuck für unsere Betrachtung bisher noch nichts geliefert.

Während der Blüte der Mittelsteinzeit, der Stufe von Maglemose, sind es vor allem die großen seeländischen Moorsiedlungen, die den Schmuck ihrer Bewohner bewahrt haben. Aber sie verraten nichts über die Tragweise, und aufschlußgebende Gräber fehlen. Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir die an den Wurzeln durchbohrten Tierzähne als Bestandteile von Halsketten auffassen. Von den Tieren der Hirschfamilie wurden besonders die Eck- und Schneidezähne, von den Raubtieren nur die Eckzähne (Caninen) ausgewählt. So ist aus dem Maglemose, aus Svaerdborg und dem benachbarten Moor von Lundby derartiger Zahnschmuck von Hirsch und Reh, Bär, Wolf und Fuchs bekannt (2).

Auch Bernstein tritt auf; so in Svaerdborg ein tropfenförmiges Hängestück (2), in Lundby ein zungenförmiges unverziertes und ein verziertes, unten zweizipfliges Stück (3). Aus stilistischen Gründen können mit S. Müller (3) einige Einzelfunde hierher gestellt werden, die feingebohrte Punktgrübchen in einer Anordnung zeigen, wie sie von maglemosezeitlichen Hirschhorngeräten bekannt ist. Es ist wiederum tropfenförmiger Hängeschmuck.

Aus dem Havellande sind kreisrunde, in der Mitte gelochte Scheiben aus Elchgeweih bekannt, die auch zum Schmuck der Mittelsteinzeit gerechnet werden dürfen. Vielleicht waren sie ein Bestandteil der Tracht. Ein besonders großes Stück trägt als Punktgrübchenverzierung ein stern- oder netzartiges Muster (4) (Abb. 72).

Der jüngere Abschnitt der Mittelsteinzeit, eingeleitet durch die Siedlung am Brabrandsee (Jütland) (5) und besonders vertreten in den dänischen Muschelhaufen der Ertebøllestufe, zeigt in dem dortigen Zahnhängeschmuck das Festhalten am alten Brauch. Aus Ertebølle selbst sind zwei Hirschhaken (sogenannte Grandeln) zu nennen,

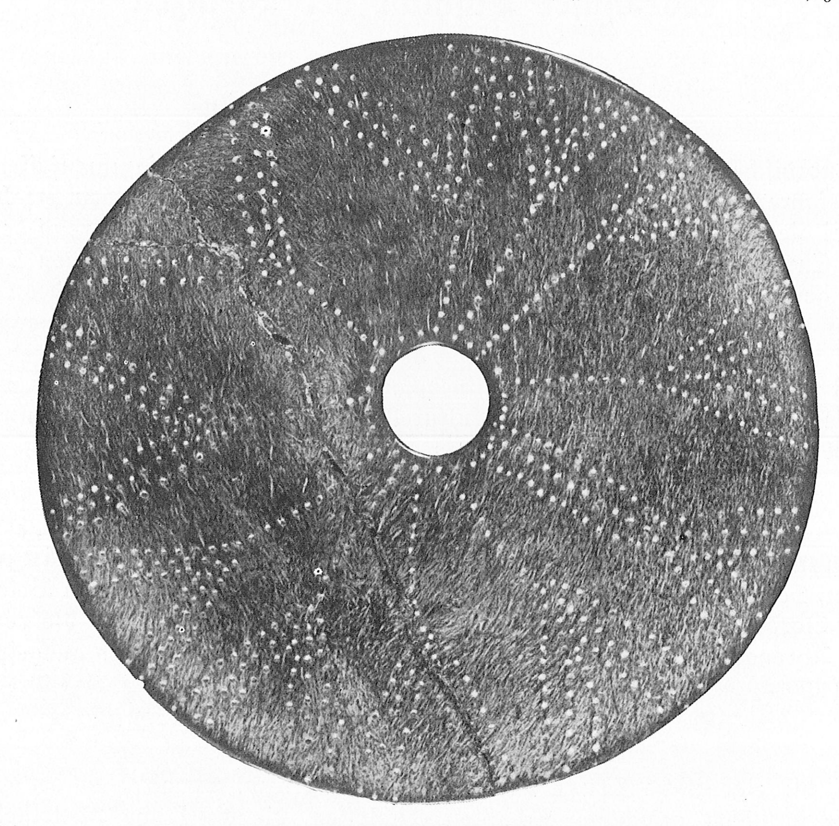


Abb. 72. Schmuckscheibe aus Elchgeweih. Pritzerber See, Kr. Westhavelland. Staatl. Museum f. Vor- und Frühgeschichte Berlin. $^1/_1$ n. Gr.

aus Mejlegaard Schneidezähne vom Wildschwein. Von großen Eberzähnen gibt es in den Muschelhaufen nur Bruchstücke, doch scheinen sorgfältig angebrachte Löcher auf Hängeschmuck hinzuweisen, denn die aus solchen Zähnen hergestellten Messer der Maglemosestufe sind ungelocht. Wichtig ist eine oben gelochte, flache, spitzbogige Knochenscheibe mit halbrundem Ausschnitt am unteren Ende aus Ertebølle selbst. Sie kann nur als Hängeschmuck angesprochen werden, und zwar als solcher, der eine sorgfältige Herrichtung zeigt und nicht einfach naturgegeben ist. Damit steht er im Gegensatz zu den reinen Naturformen der Tierzähne (6). Auch in Schweden gibt es Schmuck in dieser frühen Zeit. Die ertebøllezeitliche Siedlung Rotekärrslid lieferte zwei durchbohrte Hirschzähne (7).

Die Jüngere Steinzeit

In die älteste Stufe der Jungsteinzeit leitet Bernsteinschmuck über, der sich in der Form an den mittelsteinzeitlichen anschließt, aber durch seine Verzierung Beziehungen

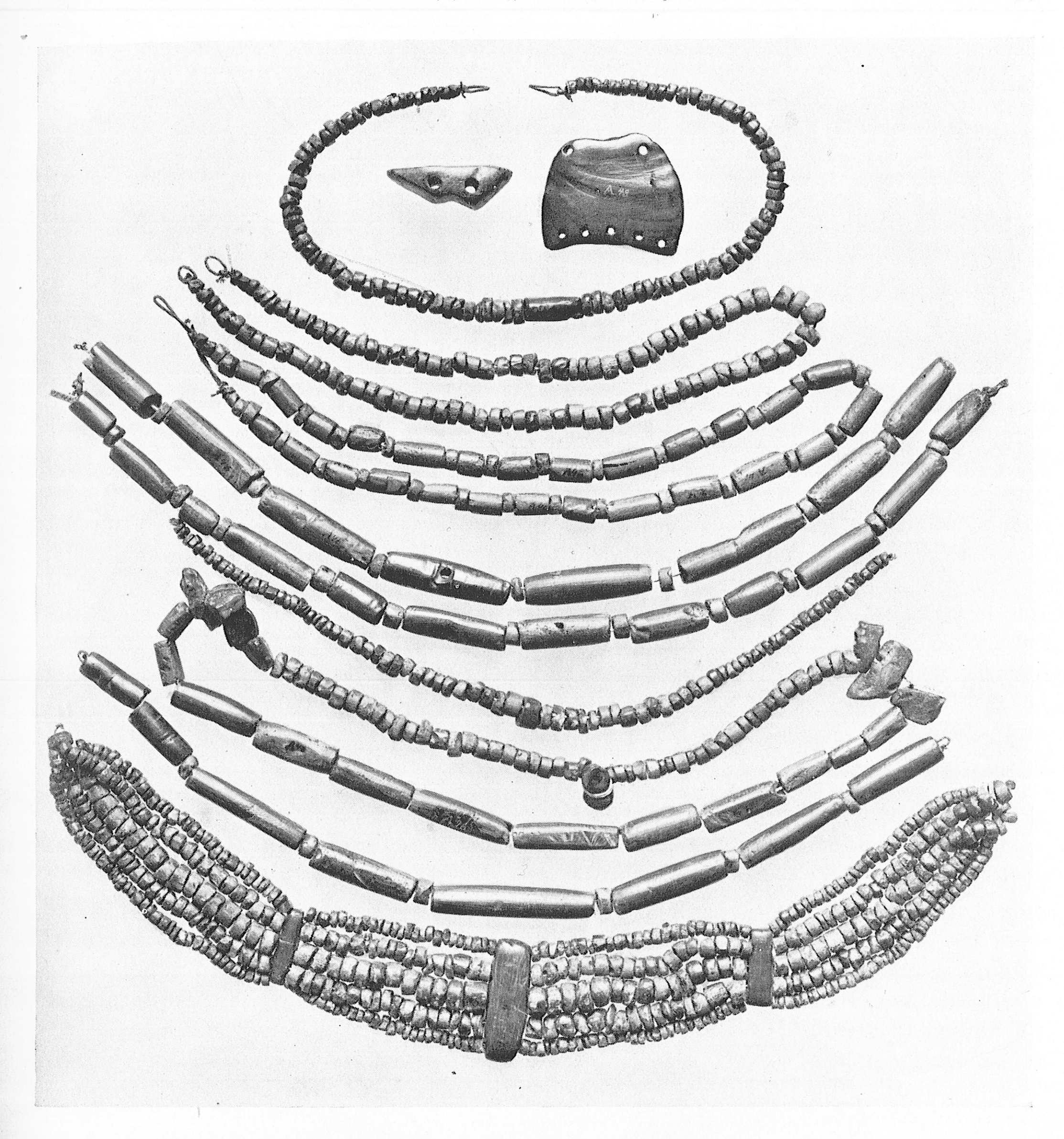


Abb. 73. Bernsteinketten. Sortekaers Mose, Amt Ringkøbing (Westjütland). Nach G. Ekholm. Nat.-Museum Kopenhagen. Etwa $^1/_3$ n. Gr.

zur frühen Tonware mit Schnurfransenabdrücken erkennen läßt. Hauptsächlich sind Kammuster verwendet; aber auch Zickzack- und Tannenzweigritzungen, sowie Sinnbilder kommen vor. S. Müller widmete diesen Erscheinungen seine besondere Aufmerksamkeit (8) (Abb. 74).

Hieran schließt sich der in großen Moor- und Erdfunden zutage getretene schlichte Bernsteinkettenschmuck, wie er am bekanntesten geworden ist aus dem großen Mooropfer von Laesten (Jütland). Dieses umfaßt etwa 4000 Einzelstücke im Gesamtgewicht von 17 Pfund, teils unregelmäßig, teils rund oder röhrenförmig. Die Perlen wurden als mehrreihige Halsketten getragen, wobei die Zahl der Reihen an der Zahl der Löcher auf den trapezförmigen bis dreieckigen Abschlußplatten und den zur Ordnung zwischengeschalteten schmalen Trennstücken abgelesen werden kann. Meistens sind es

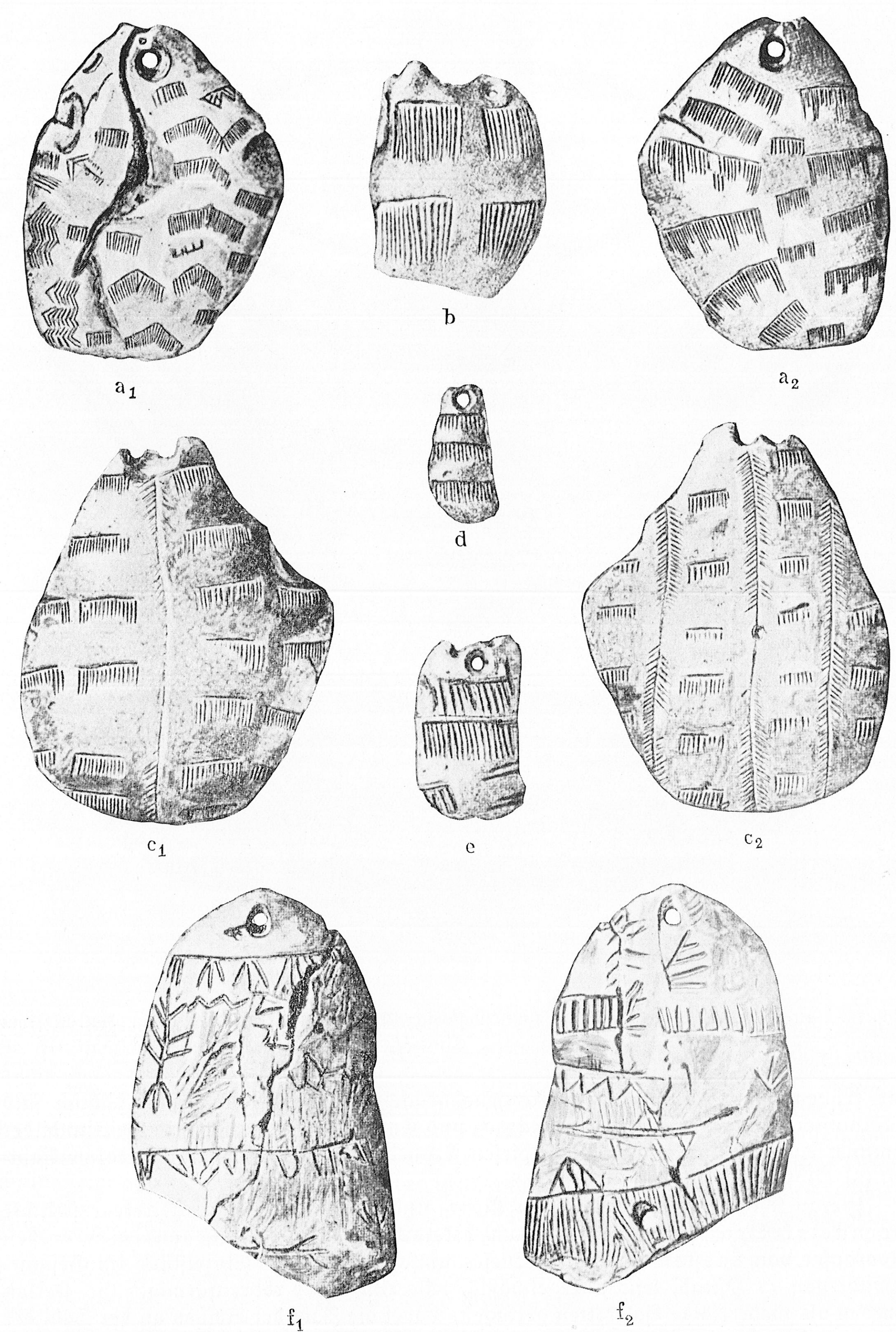


Abb. 74. Verzierte Bernsteinanhänger. Dänemark. Nach S. Müller. Nat.-Museum Kopenhagen. Etwa 1/2 n. Gr.

vier bis fünf Reihen gewesen (9) (Abb. 73). Doch kommen Ordner mit bis zu fünfzehn Löchern vor. Als Mittelstücke einfacher Ketten, die um den Hals gelegte Umrahmung auf der Brust unterbrechend und damit die Mittelachse des menschlichen Körpers betonend, werden immer noch *naturgeformte Hängestücke* getragen. Sie haben bisweilen als schlichte Verzierung Lochgrübchen, die entweder auf der Schauseite den Rand einfassen oder in den Rand selbst von der Schmalseite her eingetieft sind. Die mehrreihigen Halsketten mit *Röhrenperlen* bleiben auch in der *Dolmenzeit* in Gebrauch. Sie kommen ebenfalls als *Knochenperlen* vor, wie der Fund von *Liserbjerg* aus einem jüngeren Dolmen auf Møen zeigt (10). — Auf norddeutschem Gebiete sind alle diese Erscheinungen äußerst spärlich vertreten.

Die nordische Großsteingrabkultur

Von der *Ganggrabzeit* an können wir innerhalb Mittel- und Nordeuropas eine größere Anzahl von Kulturgruppen unterscheiden, die im folgenden auf ihren Schmuck hin untersucht werden sollen.

Die Ganggräber des Nordens haben mancherlei Schmuck ergeben. Beginnen wir mit dem *Bernstein*, so sind da wesentliche Unterschiede gegenüber der älteren Zeit festzustellen. An Stelle der von Natur tropfenförmigen, nur wenig geschabten Stücke gibt es jetzt immer mehr die Kunstformen. Die *Röhrenperlen* treten zurück und werden durch ganz runde und kleine scheibenförmige ersetzt. Die großen flachen Mittelstücke nehmen *Beilform* an, bisweilen mit stark geschwungener Schneide, und die Bohrlöcher auf den Schmalseiten werden mit dunklem Harz ausgefüllt. Hierdurch erhöht sich der auf Lichtwirkung berechnete Reiz des „nordischen Goldes". Möglicherweise ist auch in der Mittelsteinzeit schon die Harzeinlage im Bernstein üblich gewesen, denn auf Hirschhornprunkäxten wurde sie angewendet. Tatsächlich erhalten haben sich *Harzeinlagen* nur auf Ganggräberbernstein. Sodann entwickeln sich Perlen, die als Abbilder von *Doppelkeulen* und *Doppeläxten* ihrem Sinngehalt nach gewissermaßen Vorläufer der wikingischen Thorshämmer sind.

Von den Sonderformen sind solche zu nennen, denen wir vor allem in dem Funde von *Laadenhøj* in *Rørby* (Seeland) begegnen (11) (Abb. 75). Verzierung durch Zickzacklinien oder dgl. ist beim Bernsteinschmuck der Ganggrabzeit äußerst selten. Er sollte hauptsächlich durch seine Form und das ihm innewohnende Licht wirken. Am Schluß der Ganggrabzeit gibt es gewölbte Knöpfe mit einer kleinen Öse an der flachen Unterseite.

Neben den Bernstein ist der *Knochenschmuck* zu stellen. Zumeist ist er von der eintönigen Art der ring-, scheiben- oder röhrenförmigen Knochenperlen. Dazu treten beinerne Nadeln mit Öhr an dem einfachen oder verbreiterten Kopf. Sie leben noch in der Steinkistenzeit weiter (Abb. 76). Hervorzuheben sind die beiden Stielringe von *Stege* auf Møen (12) und *Luttra* in Västergötland (13) (Abb. 77). In mitteldeutschen Funden begegnen sie uns wieder (vgl. S. 83).

Eine Sonderstellung nehmen auch *dreieckige oder trapezförmige Knochenplatten* ein, mit und ohne Verzierung, die oben ein, unten zwei oder vier Löcher haben und ganz an die entsprechenden Abschlußglieder der alten mehrreihigen Bernsteinketten erinnern. Da sie aber nur als Einzelstücke vorliegen, hält *Nordman* (14) es für möglich, daß es die Halter von Perlenquasten waren.

Recht häufig ist die alte ursprüngliche Verwendung von gelochten *Tierzähnen*. Hier stehen Hundeeckzähne obenan. Aber nur selten sind sie im Ganggräberkreise in größerer Zahl beisammen gefunden worden; so in *Westfalen* und auch in dem schon erwähnten Ganggrabe *Laadenhøj*, wo einige dreißig Stück vorliegen. Meist treten sie vereinzelt auf. Ausnahmsweise werden die Caninen anderer Raubtiere benutzt, nämlich vom Wolf, Seehund, Fischotter (15), Bär (Abb. 77) und Fuchs. Häufiger dagegen sind Schweinezähne, und zwar Schneidezähne (Abb. 77) und Eberhauer.

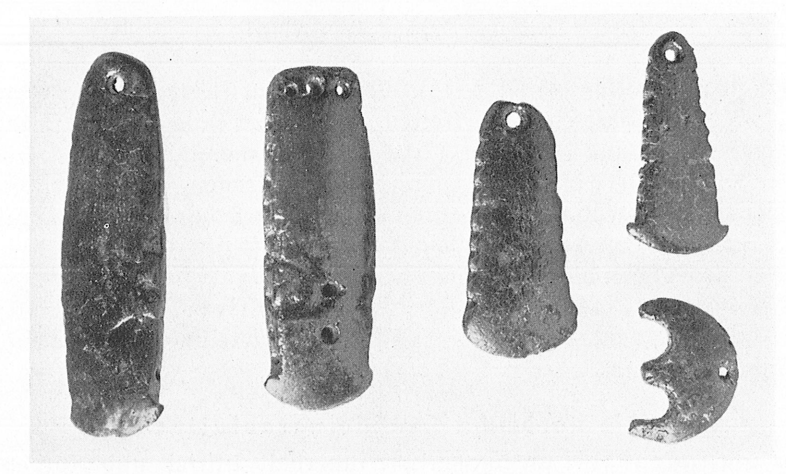


Abb. 75. Beilförmige Bernsteinanhänger. Aus dem Laadenhøj. Rørby (Seeland). Nach H. Kjaer. Nat.-Museum Kopenhagen. Etwa $1/2$ n. Gr.

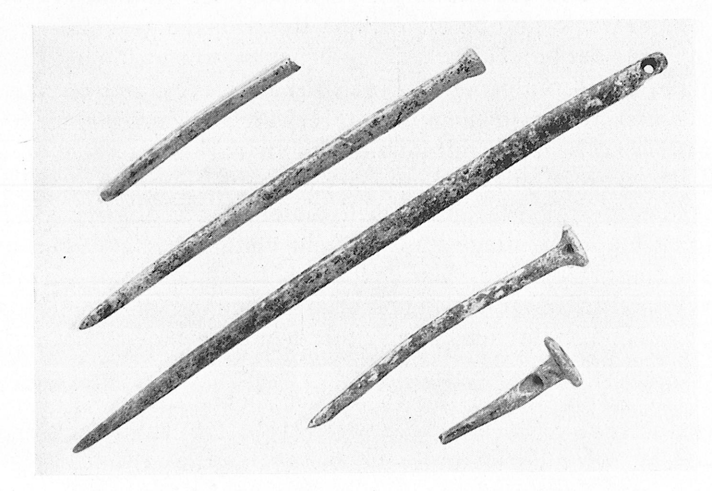


Abb. 76. Knochennadeln. Luttra (Västergötland). Stat. Histor. Museum Stockholm. Etwa $1/2$ n. Gr.

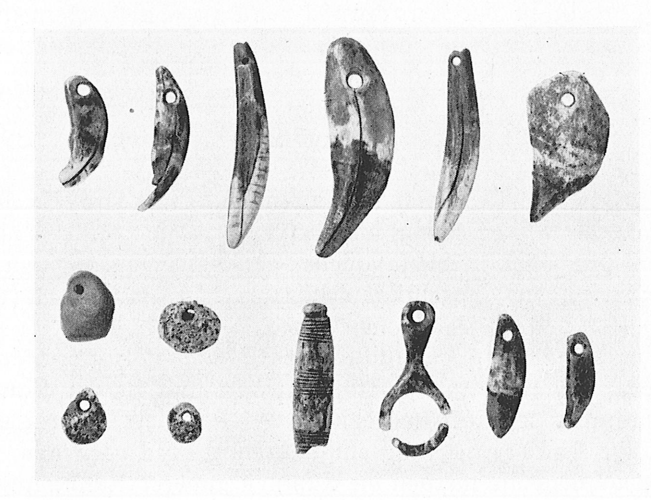


Abb. 77. Anhänger aus Tierzähnen und Knochen. Luttra (Västergötland). Stat. Histor. Museum Stockholm. Etwa $1/2$ n. Gr.

Schließlich ist noch des Metalls zu gedenken, welches in der Ganggrabzeit aufzutreten beginnt. Bezeichnenderweise hat das norddeutsche Ganggrabgebiet mehr Funde als der eigentliche Norden, denn von Süden, aus Mitteldeutschland und weiterher, auch aus Westeuropa, kam es ja zuerst. Besonders war es das Kupfer, das nun in Gestalt kleiner Röllchen und Bleche erscheint, bald auch schon mit Zinn versetzt. Sein Platz ist ebenfalls die Halskette.

Neben dem Reichtum der Ganggräber dürfen wir die Funde aus Flachgräbern nicht übersehen, die ebenfalls fast überall im Norden auftreten und in Norddeutschland auch zu Friedhöfen vereinigt sind. Hier steht das Flachgräberfeld von Himmelpforten, Kr. Stade für uns obenan, denn außer einer Röhrenperle mit leicht gewölbten Seiten aus einem Frauengrabe (Grab IV), wie sie uns in der Einzelgrabkultur wiederbegegnen werden, sehen wir zum ersten Male Gold in Gestalt eines schlichten dünnen Armringes (16). Wahrscheinlich stammt er aus einem Männergrabe. Es ist das früheste Vorkommen von Gold im Norden. Die Sitte des Armschmuckes gibt sich schon an dem fremden Metall als fremd zu erkennen (vgl. S. 81). Nur ein zweites Mal, aber viel später, nämlich im Übergang zur Bronzezeit, erscheint noch einmal ein ähnlicher dünner Goldarmreif in dem Flachgräberfelde von Buchholz, Kr. Greifenhagen zusammen mit anderem Schmuck (17). Während der Friedhof von Himmelpforten im allgemeinen nicht aus dem nordischen Rahmen herausfällt, erhalten wir von einem anderen, weit größeren Flachgräberfelde einen fremdartigen Eindruck. Es ist das auf dem Tannenwerder von Ostorf bei Schwerin. Es hat schon früher und auch 1935 wieder erstaunlich viel Schmuck geliefert (18). Keulen- und doppelaxtförmige Bernsteinperlen zeigen die Gleichzeitigkeit mit den Ganggräbern an. Im übrigen besteht der Schmuck aus Tierzähnen. Die Zahl der Hirschhaken wird von der der Hundeeckzähne stark übertroffen (19). Sie liegen an Hals und Kopf, also vielleicht auch zu einer Kopfbedeckung gehörig (Abb. 78), besonders zahlreich aber an den Hüften, wo in einem Falle (Grab 12) 89 Stück von Hirsch und Hund gemischt eine Gürtelzier gebildet haben. Eberzähne treten als Brustschmuck auf. Von Bedeutung ist das 1935 einmal beobachtete Vorkommen von Zähnen am Unterarm (Grab 4) (Abb. 79). Es handelt sich hier um den seltenen Beleg von Armschmuck, der der eigentlichen nordischen Kultur fremd ist.

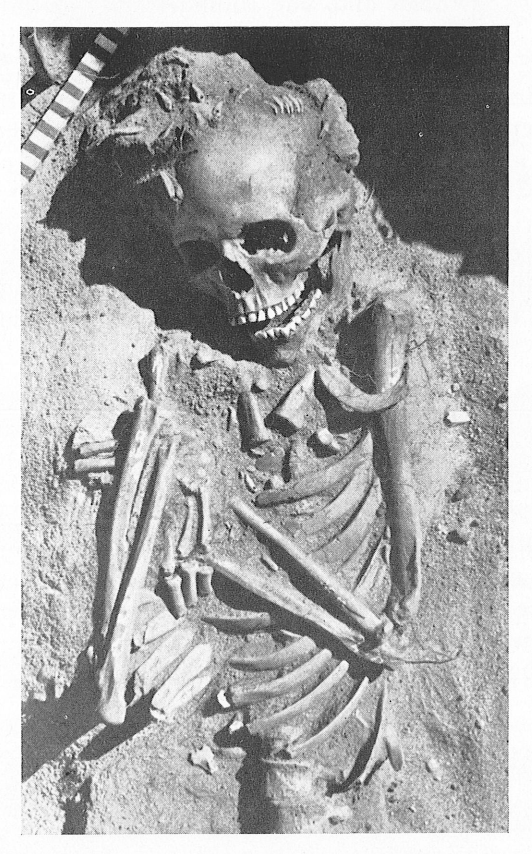


Abb. 78. Kopfschmuck aus Tierzähnen auf dem Schädel in Grab 2. Tannenwerder bei Ostorf. Nach Hollmann. Museum Schwerin

Auch der Gürtelschmuck der Ostorfer Toten ist ein nicht-megalithischer Zug. Wichtig ist vor allem, daß die Ostorfer Gräber eindeutig den Tierzahnschmuck bei Toten, die nach den sonstigen Beigaben männlichen Geschlechtes zu sein scheinen, erkennen lassen. Auch

auf die 1935 gehobene Bestattung mit Hüftgürtel, axtförmiger Bernsteinperle und Armschmuck dürfte das zutreffen. Man hat von den Ostorfer Flachgräbern den Eindruck, es handele sich insgesamt um eine unter den Ganggräberleuten stehende Bevölkerung mit urtümlichem Gepräge. Auch die rassenkundliche Untersuchung durch Schliz bestätigt diese Annahme.

Der Ganggräberzeit gegenüber bedeutet die Steinkistenkultur ein Nachlassen der Selbständigkeit des eigentlichen Nordens. Wie die Großartigkeit des Grabbaus verblaßt, die Schönheit der Töpferkunst ermattet, die im „großen Stil" und im „schönen Stil" eine unerhörte Blüte erlebte, so zeigt auch das Kunstgewerbe bei dem Körperschmuck selbst einen Rückgang. Der Bernsteinzierat erschöpft sich nur noch in bescheidenen Formen der glatten gelochten Scheiben und schlichten Röhrenperlen. Die gewölbten Knöpfe mit der Öse an der Unterseite verlegen die Öse in die Fläche. Es entsteht die V-Bohrung, sicherlich nicht ohne fremden Antrieb, der jetzt von der ostpreußischen Küste ausgeht. Die Nordleute haben sich mit der neu aufkommenden Einzelgrabkultur auseinanderzusetzen. Sie erliegen neuem Einfluß immer mehr, und der Feuersteindolch, der der Zeit den Namen gab, wird in seiner hochstehenden Technik zum Ausdruck einer anderen Zeit. Auch der spärliche Zahnschmuck und die dünnen Röhrenperlen aus Knochen wirken wie ein letzter Ausklang (20), Knochennadeln als Nachbildungen solcher aus Bronze künden schließlich ein neues Zeitalter an. Nur in Schweden gibt es jetzt noch reichere Formen (Abb. 76 u. 77).

Die Einzelgrabkultur

Die „Streitaxt- oder Becherleute", die Träger der Einzelgrabkultur in Dänemark, sind in ihrem Schmuckbedürfnis ziemlich anspruchslos. Zur Tracht der Männer gehören paarige, in der Mitte gelochte Bernsteinscheiben, welche am Gürtel getragen werden (21) (Abb. 80). Zuletzt, in den „Oberstgräbern", gibt es auch vierseitige längliche Schieferanhänger mit verschiedenartiger Verzierung. Bei den Frauen sind schlichte einreihige Bernsteinhalsketten aus gewölbten Röhrenperlen oder kurzen und rundlichen Perlen üblich (22) (Abb. 81). Sie kommen auch am Gürtel vor. Dagegen fehlt der in den mitteldeutschen Becherkulturen so beliebte Zahnschmuck.

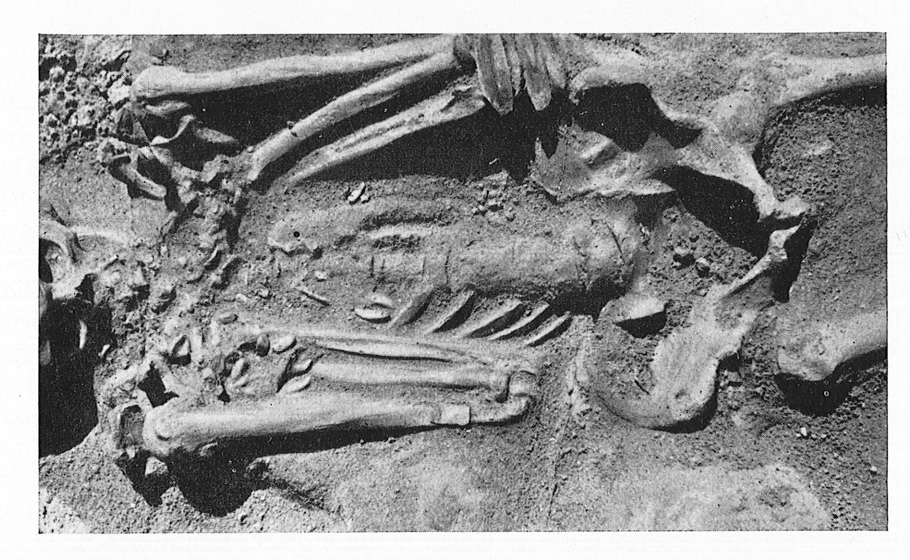


Abb. 79. Tierzahnschmuck am rechten Handgelenk in Grab 4. Tannenwerder bei Ostorf. Nach Hollmann. Museum Schwerin

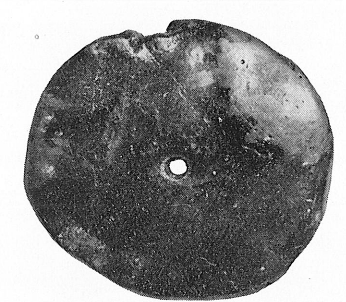




Abb. 80. Gürtelscheiben aus Bernstein. Männerschmuck der Einzelgrabkultur. Lustrup, Amt Ringkøbing (Westjütland). Nat.-Museum Kopenhagen. Etwa 2/3 n. Gr.

Die schwedische Bootaxtkultur

Ein ganz anderes Bild ergibt die Streitaxtkultur in Schweden. Erst kürzlich hat ihr Schmuck eine Zusammenstellung durch Forssander erfahren (23). Danach ist Bernstein auffallend unscheinbar und nur durch eine dreieckige und eine kleine Ringperle vertreten. An Tierzahnschmuck gibt es einige Eberhauer, z. B. von Vellinge, Ksp. Vellinge in Schonen (24). Nach den Durchbohrungen zu urteilen, wurden sie auch waagerecht getragen. Und schließlich sind kleine Knochenringe (Durchmesser etwa 3—4 cm) mit annähernd dreieckigem Querschnitt zu nennen. Sie haben Strichverzierung in Winkelstellung und liegen in drei Beispielen aus einem Kindergrab bei Skepparslöv (Schonen) vor (25). Ihre einzige Entsprechung ist in einem schonischen Ganggrabe gefunden worden (26).

Die Walternienburg-Bernburger Kultur

Auch bei der mitteldeutschen Ausprägung der Ganggrabkultur gibt es Bernsteinschmuck, aber nicht häufig und von nicht sonderlichem Formenreichtum. In dem großen Steinkammergrab von Schortewitz (Windmühlenberg), Kr. Köthen, lag eine 5,7 cm lange halbmondförmige Bernsteinperle mit mehrfacher Durchbohrung (27). Die Steinkammer vom Heidenberg bei Schortewitz (28) enthielt runde und halbkreisförmige

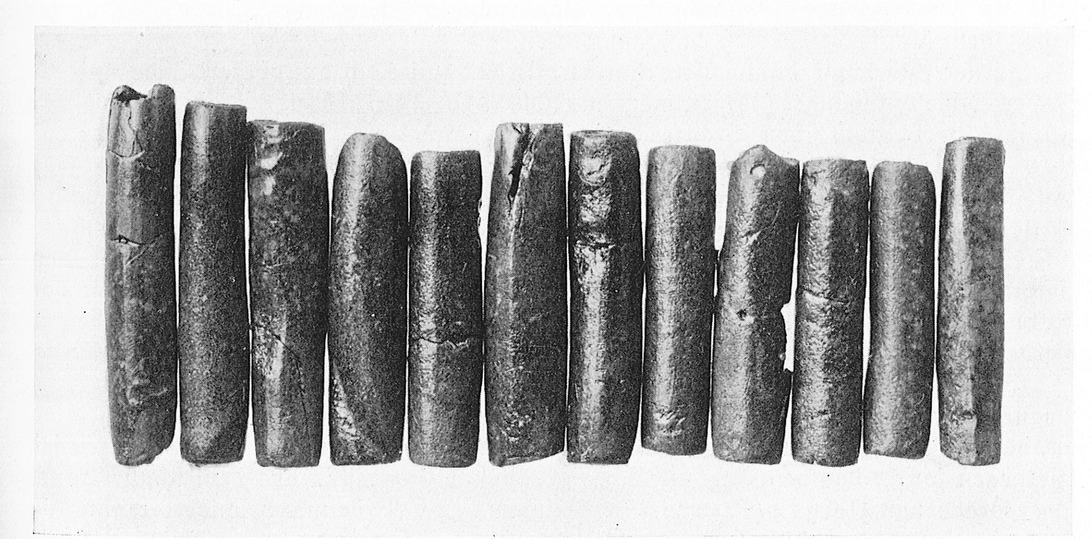


Abb. 81. Röhrenperlen aus Bernstein. Frauengürtelschmuck der Einzelgrabkultur. Ettrup, Amt Viborg (Jütland). Nat.-Museum Kopenhagen. 1/1 n. Gr.

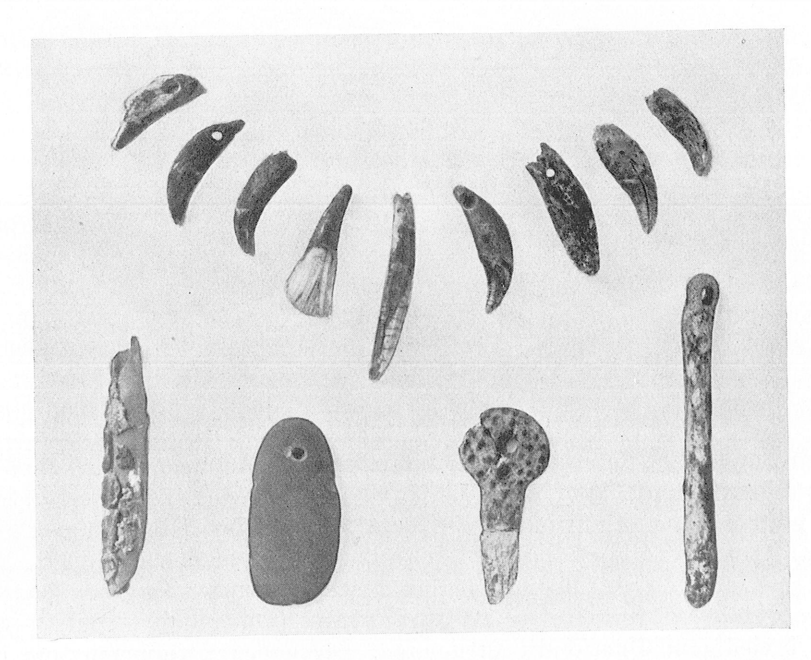


Abb. 82. Schmuck der Walternienburg-Bernburger Kultur. Drosa, Kr. Köthen. Museum Köthen. Etwa $^1/_2$ n. Gr.

Bernsteinscheiben mit ein und zwei Löchern, sowie zahllose winzige schwarze und weiße Perlen, deren Stoff noch nicht recht bekannt ist (Knochen und Pflanzensamen?). In dem gleichaltrigen Grabe von Nietleben (Saalkreis) lagen eine hammer- und eine rautenförmige Bernsteinperle mit Bruchstücken bei zahlreichen Hundeeckzähnen. Diese Zähne sind in der Walternienburg-Bernburger Kultur eine beliebte Erscheinung, wenn auch nicht so häufig und jeweils so zahlreich wie in der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik, von woher sie offensichtlich übernommen sind. Andere Tierzähne (vom Hirsch und Wildschwein, z. B. aus Drosa, Kr. Köthen (29)) sind selten (Abb. 82). Ebenfalls als Jagdtrophäen muß man einen Bärenzahn (30) und eine Bärenkralle (31), die neben dem Kopfe des Toten lag, ansprechen.

Ferner sind lange dünne Knochenanhänger mit Loch am oberen Ende und ein flacher Schieferanhänger (32) zu nennen (Abb. 82). Metall gibt es in Gestalt von Kupfer-, wohl auch schon Bronzeröllchen, und einmal ein Ringelchen, vielleicht von einer Spirale (33). Alles dieses ist, wie auch aus verschiedenen Fundberichten hervorgeht, Halsschmuck gewesen. Zur Tracht kann eine kreisrunde Knochenscheibe mit zwei in der Mitte angebrachten Löchern gehören (34). Hierher sind auch die gelochten Knochennadeln zu stellen. Sie haben teils Ringscheiben-, teils Gabelköpfe mit Grübchenverzierung (35) (Abb. 82). Eine ähnliche doppelt gelochte, fast viereckige Knochenplatte von Zorbau, Kr. Weißenfels (36) hat einen zu kurzen Stiel, um als Nadel angesprochen zu werden, auch fehlt die Grübchenverzierung. Vielleicht war es ein Verschlußstück der Kleidung.

Ist doch gerade aus der Bernburger Kultur im Spitzen Hoch bei Latdorf abwechselungsreich gewebter Wollstoff reichlich bekannt (37). Niklasson (38) nimmt scheinbar an, daß die eine Nadel von Latdorf abgebrochen und zu einem Kreise zu ergänzen sei. Hiergegen spricht das bestimmt unbeschädigte völlige Gegenstück aus dem schnurkeramischen Grabe von Peißen (Saalkreis) (39) (Abb. 88 b), das für uns besonders wichtig ist, weil es neben dem rechten Oberarm eines großen mit Streitaxt ausgerüsteten Mannes lag. Offensichtlich war es eine „Fibel“ zum Verschluß des Mantels (vgl. unten S. 83). Auch die Latdorfer Nadeln dürften zur Männertracht gehört haben.

Die Havelländer Kultur

Eng verschwistert mit der Walternienburg-Bernburger Kultur ist die Havelländer (Burg-Molkenberger). Sie bildet im mittleren Elbegebiet die östliche Fortsetzung der erstgenannten. Ihr Schmuckbesitz hilft das schon gewonnene Bild abrunden, fügt jedoch einige besondere Züge hinzu. Er konnte besonders auf dem Gräberfelde von Tangermünde, Kr. Stendal, beobachtet werden (40). Bernstein fehlt bis jetzt. Dagegen sind Tierzahngehänge häufig, sowohl als Halsschmuck, wie, besonders nach Ostorfer Art, als Gürtelzier. In einem Falle waren es 104 gelochte Zähne, die rings um den Leib lagen und zwar nicht nur vom Haushunde, sondern auch reichlich vom Dachs. Derselbe Tote, ein junger Mann, hatte außerdem am linken Unterarm ein aus zwei schmalen Kupferblechstreifen bestehendes Armband und dicht daneben ein solches von Tierzähnen. Der Hund war mit Zähnen aller Art, von den Eckzähnen bis zu den Backenzähnen, vertreten, die Wildkatze mit einem Eckzahn und wahrscheinlich ebenso der Dachs. Auch Eberhauer wurden bei einem anderen Skelett festgestellt.

Als besondere Merkwürdigkeit sei hervorgehoben, daß auch Haustiere mit Halsschmuck versehen wurden, wenngleich der Gedanke an Eigentumsmarken nicht ganz von der Hand zu weisen ist. In dem einen Tangermünder Grabe, das durch eine Tasse im Stile Walternienburg II zeitlich bestimmt ist, haben zwei beigegebene Rinder Hirschhornanhänger am Halse. Diese beiden zylindrischen Anhänger tragen reichen flächenbedeckenden Schmuck nach Havelländer Art (41).

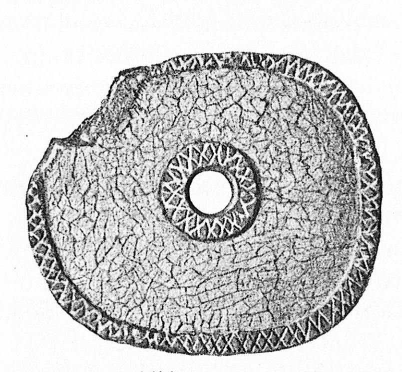


Abb. 83.



Abb. 84.

Abb. 83. Verzierte Bernsteinscheibe. Wahrscheinlich Trichterbecherkultur. Breslau. Nach Seger. Museum Breslau. $^1/_3$ n. Gr.

Abb. 84. Gürtelscheibe aus Bernstein. Kugelflaschenkultur. Beckendorf, Kr. Oschersleben. Museum Halle. $^1/_1$ n. Gr.

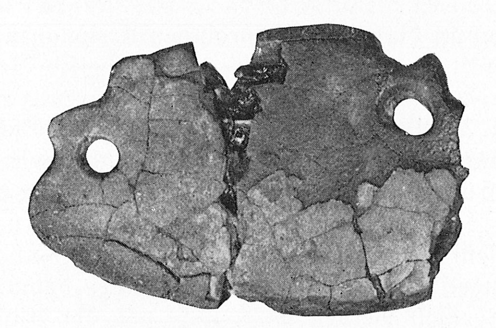


Abb. 85. Bernsteinscheibe von Schönefeld, Kr. Wittenberg. Museum Halle. $^1/_1$ n. Gr.

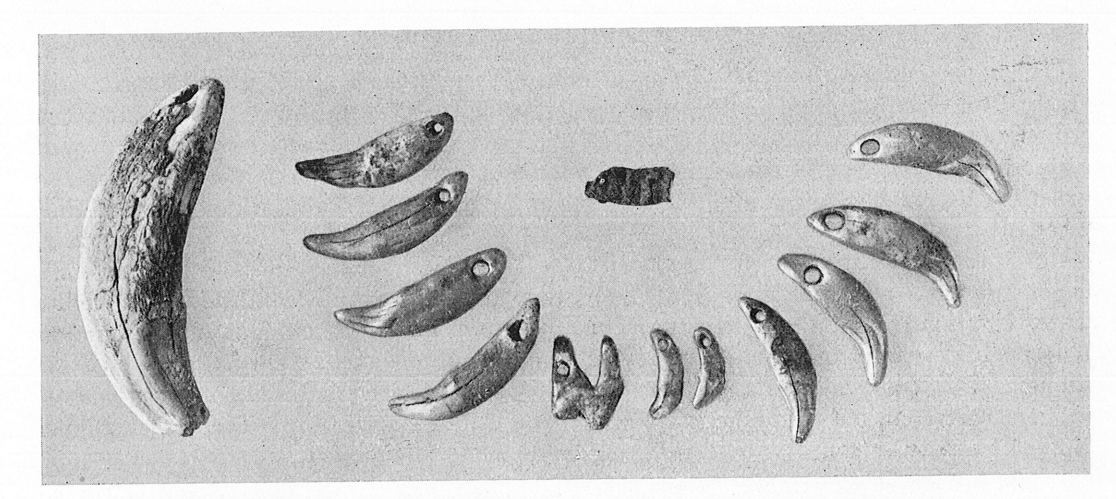


Abb. 86. Bärenzahn, Hundezähne und Kupferröllchen. Kugelflaschenkultur. Gotha-Ostheim. Museum Gotha. $^{2}/_{3}$ n. Gr.

Die Baalberger Kultur

Die Baalberger Kultur in Mitteldeutschland (42) hat nach unserer jetzigen Kenntnis überhaupt keinen Schmuck hinterlassen. Dieser seltsame Zug entspricht ganz der schmucklosen Tonware. Trotz ihrer Berührung mit der Saaleschnurkeramik scheint ihr auch der Hundezahnschmuck fremd geblieben zu sein. Eine ganze Reihe von Hundeschädeln aus der Siedlung Braunsdorf, Kr. Querfurt, die ich untersuchen konnte, befand sich im Besitze sämtlicher Zähne einschließlich der sonst so begehrten Caninen.

Die Trichterbecherkultur

In Nord- und Ostdeutschland lebte eng verbunden mit den östlichen Ausläufern der Baalberger Kultur die Trichterbecherkultur. Aber wir kennen auch von ihr nur wenig Körperschmuck. Wahrscheinlich stammt aus ihrem Besitze die große prächtige Bernsteinscheibe von Breslau (43) (Abb. 83). Hundezahnschmuck dürfte bekannt gewesen sein, denn aus der Siedlung Noßwitz, Kr. Glogau (44) gibt es einen gelochten Eckzahn. Von dort rührt auch ein Knochenknopf mit V-Bohrung her (45) und von der Siedlung Jordansmühl, Kr. Reichenbach, ein mit Zickzacklinien verzierter Knochenanhänger (46). Seltsamerweise ist aus Gräbern nichts zu nennen, denn die von Jażdżewski angeführte kleine Knochenplatte mit dem auch auf der Tonware dieses Kreises so beliebten Leitermuster stammt ebenfalls aus einer Siedlung (47).

Die Kugelflaschenkultur

Die letzte Kulturgruppe, die wir dem nordischen Kreise anzuschließen haben, obwohl sie mitteldeutscher Herkunft ist, zeigt wieder eine Vorliebe für Bernstein. Zumeist tritt er hier in Gestalt flacher, in der Mitte gelochter linsenförmiger Perlen von 4—5 cm Durchmesser auf. Da z. B. ein Grab von Beckendorf, Kr. Oschersleben (48) (Abb. 84) diese Perle in der Lendengegend eines Mannes ergab, haben wir einen Fingerzeig für die Tragweise. Es ist eine Gürtelzier, vielleicht ein Verschlußstück der Männertracht. Von Mitteldeutschland (Börtewitz i. Sa.) bis Galizien (Beremijany) gibt es Belege dafür. Eine andere flache Perlenform ist länglich rund mit zwei Löchern (49) (Abb. 85). Der Bernsteinvorrat der Kugelflaschenleute ist, wie in einer demnächst erscheinenden Zusammenfassung (50) dargestellt werden wird, nicht von der Küste bezogen, sondern als Geschiebe den eiszeitlichen Kiesen und Sanden Mittel- und Ostdeutschlands entnommen.

Als Tierzahnschmuck werden vornehmlich Eberhauer getragen, und zwar sowohl hängend, als auch waagerecht auf der Brust angebracht, wie aus den Löchern an Wurzel und Spitze hervorgeht. Dazu treten Hundezähne, wenn auch selten. Das Massengrab von Gotha-Ostheim (51) ergab solche Ketten am Halse der Toten in zwei Fällen. Außer den Caninen nahm man dazu auch Schneide- und Reißzähne. Ebendort fand sich ein gelochter Bärenzahn (Abb. 86).

Knochenzierat, wie Ringe und Röhrchen, sowie seltene Kupferblechröhrchen beschließen den Reigen.

Die sächsisch-thüringische Schnurkeramik

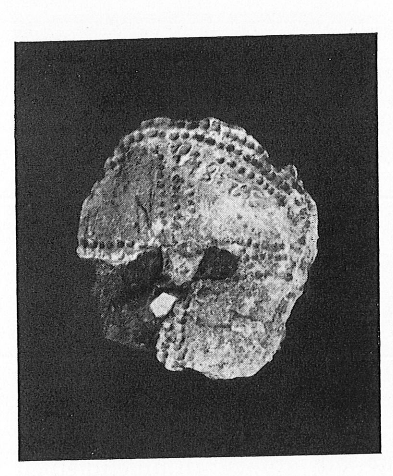
Wie im Norden die Einzelgrabkultur der mächtige Gegenspieler der Großsteingrabkultur war, so in Mitteldeutschland der schnurkeramische Kreis. Bernstein fällt als Werkstoff für Schmuck fast ganz aus. An seine Stelle tritt Perlmutter, gewonnen aus den einheimischen Unioarten (51 a). Am eindrucksvollsten sind die großen Muschelscheiben mit doppelter oder mehrfacher Durchbohrung und strahlenartiger und kreisförmiger Punktgrübchenzier (Abb. 87a u. b). Wahrscheinlich handelt es sich um Gürtelschmuck wie bei den Bernsteinscheiben der Einzelgrab- und Kugelflaschenbevölkerung. Einmal allerdings (52) sollen sie zu einer Mädchenhalskette aus mehr als 120 Hundezähnen gehört haben, vielleicht als Schlußstücke. Hierbei waren etwa 80 Eckzähne, die übrigen Schneidezähne.

Überhaupt ist der Hundezahnschmuck ein Kennzeichen der Schnurkeramiker. Einige tausend Zähne sind insgesamt bisher festgestellt worden. Es ist also die „große Mode" gewesen. Nur in diesem Kulturkreise findet sich übrigens die Sitte, diesen Schmuck dem Toten bisweilen in einem Tongefäß beizulegen. Andere Tiergattungen werden weniger herangezogen. Eine Halskette von Charlottenhöhe, Kr. Prenzlau, besteht aus etwa 40 Schneidezähnen des Elches. Aber ob das betreffende Grab zu den benachbarten Schnurkeramikern gehört, ist noch nicht ausgemacht (53). Häufiger dagegen gibt es die Eberhauer, sowohl zum Hängen als auch zum waagerechten Brustschmuck hergerichtet.

Daß der Stielring aus Bein den Schnurkeramikern bekannt war, beweist das Grab von Uthleben, Kr. Sangerhausen (54). Die spätere ankerförmige Verbreiterung war jedoch noch nicht ausgebildet (vgl. unten S. 84). — Ferner gibt es hier und da Kupfer in Gestalt von Röllchen, Spiralen und Ringelchen.

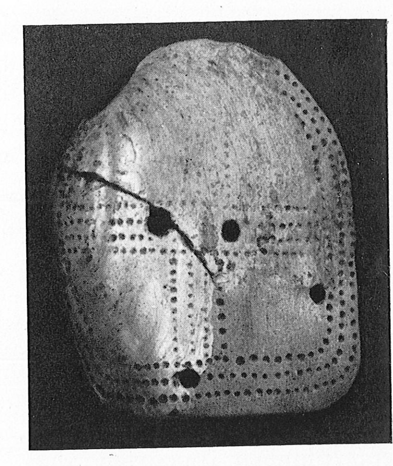
Schließlich haben wir unsere Aufmerksamkeit auf Schmuckstücke zu richten, die größtenteils wohl mit der Tracht zusammenhängen. W. v. Stokar machte schon bei der Aussprache im Anschluß an diesen Bericht auf der Lübecker Tagung darauf aufmerksam und hat in seinem inzwischen erschienenen Buche (55) näher ausgeführt, daß die Schnurkeramiker den kurzen Fransenrock kannten. Sein Beispiel von Weimar-Lützendorf zeigt tausende von kleinen Beinringen, in deren Löchern Bast mit Leinen- und Wollefäden nachgewiesen werden konnten (56). Nun sind gelochte Perlmutterscheibchen von gleicher Größe (etwa 1 cm) in schnurkeramischen Gräbern recht häufig, bisweilen in einer Stückzahl von einigen Hundert (57). Wir dürfen annehmen, daß auch diese der Besatz von Schnurröckchen waren. Daneben wurden sie zweifelsfrei auch als Halsketten getragen.

Ein Licht auf die Tracht wirft weiter das schon erwähnte Grab von Peißen (vgl. S. 80), in welchem eine Knochennadel neben der rechten Schulter lag (Abb. 88b). Hier handelt es sich um den Verschluß des Männermantels. Knochennadeln verschiedener Formen gibt es in der Schnurkeramik auch sonst noch (58) (Abb. 88a). Mantelbesatz nach Art angeknüpfter Hundezähne hat v. Stokar wahrscheinlich gemacht (59).



a

Abb. 87a und b. Verzierte Perlmutterscheiben. Saaleschnurkeramik. a Schraplau, Mansfelder Seekreis, b Unbekannt. Nach W. Schulz. Museum Halle. 2/3 n. Gr.



b

Die Schönfelder Kultur

Als eine Tochter der Saaleschnurkeramik ist die Schönfelder Kultur anzusprechen (60). Von ihrem Schmuck kennen wir nur Halsketten aus Knochenperlen mit zwischengeschalteten Stielringen. Die Perlen sind sehr klein, bald scheiben- und ring-, bald doppelkegelförmig oder rundlich (Abb. 89). Die Stielringe aus Knochen sind zweifellos Erbgut von der Schnurkeramik, die ankerförmige Ausgestaltung des Stieles Schönfelder Zutat (61) (Abb. 90). Wie das Rätsel der Stielringe zu deuten ist, wissen wir nicht. Waren es Fassungen irgendwelcher, vielleicht bunter Scheiben aus vergänglichem Stoff? Oder sollte der Ring, der heilige Kreis an sich, in seiner Bedeutung, etwa als Sonnenscheibe, dadurch herausgehoben werden, daß er nicht selbst aufgereiht wurde, sondern einen Stiel erhielt? — Auf den Tierzahnschmuck scheint die Schönfelder Kultur keinen Wert gelegt zu haben.



a b

Abb. 88a und b. Knochennadeln. Saaleschnurkeramik. a Grockstedt, Kr. Querfurt. b Peißen, Saalkreis. Museum Halle. 1/1 n. Gr.

Die Haffküstenkultur

Von den Ausstrahlungen der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik in verschiedene Richtungen haben wir nur die noch heranzuziehen, die an die ostbaltische Bernsteinküste führte, also in ein Rohstoffgebiet von allergrößter Bedeutung. Die mitteldeutschen Auswanderer werden hier zu Begründern der Haffküsten- oder Rutzauer Kultur, wobei sie sich allerlei anderen Kulturströmungen nicht verschließen. Besonders innig ist ihre Berührung mit dem großen nordeurasischen Kreise, auf den wir am Schluß noch einen Blick werfen werden. Schwarzort auf der kurischen Nehrung ist seit langem der berühmteste Fundort baltischen Bernsteinschmuckes. Er entstammt dort nicht Gräbern, sondern von den Wellen zerspülten Siedlungen (62). Wesentlich für unsere Betrachtung ist ein Versuch, die mitteldeutsch-schnurkeramischen Bestandteile in Schwarzort von den nordeurasisch-kammkeramischen zu trennen.

Der schnurkeramischen Haffküstenkultur dürften, um nur die auffälligsten zu nennen, angehören auf Tafel 119 bei Sturms: die zylindrischen Röhrenperlen (b, c), die Knöpfe mit V-Bohrung (a, d) und die Doppelknöpfe (e—f), die kleinen axtförmigen Perlen (r), die Hirschgrandelnachahmung (t), ferner unverzierte halbrunde Scheiben (u), die Stielringe (p, q) und die runden Scheiben mit Mittelloch und Punktgrübchen in Kreis- und Kreuzanordnung (h).

Die Stielringe hat A. W. Brøgger (63) sehr einleuchtend in eine formenkundliche Reihe gebracht mit solchen Ringen, auf deren Rand oder Randerweiterung ein Loch angebracht ist. Es könnte aber doch auch der schnurkeramische Knochenstielring das Vorbild gewesen sein und nur die Zerbrechlichkeit des Bernsteins die Verfertiger davon abgehalten haben, den Stiel gleich dünn zu gestalten. Auch Punktgrübchenzier kommt bei diesen Ringen vor (64). Die verzierten Scheiben (h) entsprechen ganz den Muschelscheiben der Schnurkeramik, bis auf die einfache Durchbohrung.

Die einfachen Ringe (g) und Anhänger (n, s) werden beiden Kulturen gemeinsam sein. — Nordeurasisch sind dagegen die dreieckigen bis trapezförmigen Anhänger, vornehmlich wenn sie gekerbte Ränder haben (k) und die mehr oder weniger stilisierten Menschenbilder (a. a. O., Taf. 120 u. 119i).

Vergleicht man damit den großen Hortfund von Končanskoje, Gouv. Novgorod (65) mit seinen bald 300 Einzelstücken, so überwiegen die östlichen Anhänger; daneben aber gibt es auch die westlichen Röhrenperlen und V-förmig gelochte Knöpfe. Soweit erstreckt sich also der ostpreußische Handel, d. h. nach Westen (Jütland) ebensoweit wie nach Osten. Auch das ostdeutsche Hinterland gehört zur Abnehmerschaft. Gelochte Scheiben mit Punktgrübchenverzierung gibt es in der früheren Provinz Posen einige Male als Grabbeigaben der östlichen Kugelflaschengruppe und der Streitaxtkultur. Ebenso sind nordeurasische Menschenbilder weit verstreut (66). Das nach Bernburg a. d. Saale verschlagene nordeurasische Figürchen könnte im Sinne Kossinnas als Rückwirkung der sächsisch-thüringischen Auswanderung aufgefaßt werden.

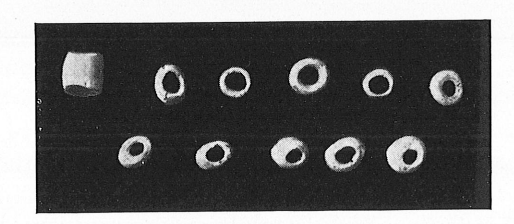


Abb. 89.

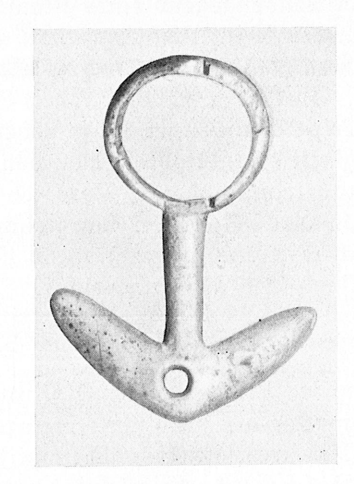


Abb. 90.

Abb. 89 und 90. Perlen und Stielring aus Knochen. Schönfelder Kultur. Schönfeld, Kr. Westprignitz. Nach W. Bohm. Museum Perleberg. (Die Perlen [Abb. 89] etwa 1/1, der Stielring [Abb. 90] etwas vergrößert)

Jedenfalls sehen wir an der Bernsteinküste, wie die Rutzauer Kultur in Wettbewerb zu der nordeurasischen tritt, wie sie den Bernstein zu arteigenem Schmuck verarbeitet und trägt (67) und auch weitergibt, selbst in nordeurasisches Gebiet hinein.

Zum sonstigen Schmuck der Haffküstenkultur gehören gelochte Tierzähne (68) und gepunktete Knochenplättchen. Eine runde gelochte



Abb. 91. Armringe aus Marmor. Rössener Kultur. Grünow, Kr. Prenzlau. Märk. Museum Berlin. 1/1 n. Gr.

Knochenscheibe mit Strichverzierung (69), auch von Rußau, könnte eine Gürtelzier sein.

Bestimmt von der Tracht stammen eigenartig verzierte, löffelförmige, flache Gürtelplatten aus einem Hügelgrabe in der Kaup bei Wiskiauten am Südende der Kurischen Nehrung (70). Sie lagen in der Lendengegend eines Mannes. Auch die beiden anderen bekannt gewordenen Paare wurden so in Männergräbern gefunden, nämlich bei Groß-Czernosek (Grab 27) in Böhmen (71) und bei Nohra (Grab 6), Kr. Grafschaft Hohenstein (72) in Mitteldeutschland. In beiden Fällen handelt es sich um Gräber, die zeitlich zwischen Schnurkeramik und der Frühaunjetitzer Stufe stehen. Die jüngsten Platten sind die entarteten, kaum noch verzierten von Nohra. Von dem saalischen Heimatgebiet der Schnurkeramik hat sich dieser Gürtelschmuck nach Nordosten, Südosten und Westen ausgebreitet. Bei dem Toten von Groß-Czernosek lag zwischen beiden Platten noch ein stumpfer Knochenknebel; jedoch klärt auch dieser Befund uns noch nicht völlig über die Verwendungsart des Plattenschmuckes am Gürtel auf.

Schluß

Wir beschließen hiermit unsere Musterung der Kulturgruppen. Wenn wir die Ergebnisse der Durchsicht des Schmuckes der nordischen Steinzeit zusammenfassen, so zeigen sich folgende Haupttatsachen. Ureigentümlich als unmittelbarer Körperschmuck ist der nordischen Kultur nur der Halsschmuck. Er erscheint von der Mittelsteinzeit an zuerst als Hängezierat aus Siedlungen. Sicher nachweisbar durch seine Lage bei den Toten ist er seit der jüngeren Steinzeit bei beiden Geschlechtern. Naturgegebene Formen (Bernstein und Tierzähne) stehen neben künstlichen (Bernstein und Knochen). In Bernstein schwelgt man förmlich.

Armschmuck kennt der Nordkreis überhaupt nicht. Nur die nordischen Tochterkulturen und die Becherkulturen haben ihn angenommen, wenn sie fremde Einflüsse erfuhren. So kommt mit dem fremden Metall (Kupfer und Gold) die neue Sitte und wird dann erst auch bei altgewohntem Schmuck (Tangermünder Tierzähne) angewendet.

Auch die Gürtelzier ist dem eigentlichen Großsteingrabgebiet fremd, sowohl Hüftketten aus Tierzähnen, wie Gürtelplatten. Die Hüftketten in Norddeutschland sind ein altertümlicher Zug, wie besonders aus dem gesamten Kulturgut der sie tragenden Ostorfer hervorgeht. Die Gürtelplatten, ein Schmuck, der die körperliche Mitte in der Senkrechten und Waagerechten betont und eine ähnliche Aufgabe wie das Mittelstück einer Halskette erfüllt, sind in Norddeutschland schon seit der Mittelsteinzeit da. Als Bestandteile der Männertracht der Bechergruppen sind sie anscheinend ein mittelsteinzeitliches Erbe. Nur bei den Tochterkulturen des Nordkreises, die von den Becherleuten beeinflußt wurden, kommen sonst noch Gürtelplatten vor.

Während bei diesen Unterschieden die Becher- oder Streitaxtkulturen als die Gebenden oder wenigstens als die Mittler erscheinen, läßt es sich bei anderen Dingen nicht ausmachen, ob eine gemeinsame Wurzel vorliegt oder ob der Norden oder Mitteldeutschland der Spender ist. So kommen die Stielringe aus Bein in Schweden, Dänemark und Mitteldeutschland vor; desgleichen offensichtlich die Manteltracht, denn beinerne Nadeln lassen darauf schließen. — Das Schnurröckchen ist vorläufig in Mitteldeutschland älter.

Weiter konnte festgestellt werden, daß der Bernstein im Nordkreise und bei seinen Tochterkulturen heimisch ist, bei den Becherkulturen dagegen nur dann vorkommt, wenn sie in die Nähe des Meeres gelangen. — Hundezahnschmuck und kleine Perlmutterscheibchen als Halsketten sind ein Hauptkennzeichen der Saaleschnurkeramik, bei ihren Tochterkulturen aber nicht mehr.

Die Unterschiede in Schmuck und Tracht, wie wir sie hier erkennen konnten, sind ohne Zweifel als Stammesunterschiede zu werten. Aber wir dürfen dabei die großen Gemeinsamkeiten nicht übersehen. Sie werden uns klar, wenn wir einen Blick auf die fremden Nachbarn werfen, auf die donauländische Bandkeramik in allen ihren Zweigen und auf den großen nordeurasischen Kreis.

Bei der Bandkeramik sind es zunächst die Armringe aus mancherlei Werkstoff, die uns auffallen. Sie sind hier alteinheimisch und offenbar nicht erst durch Metallschmuck angeregt. Die Marmorringe als Oberarmschmuck sind besonders bei der unter stärkstem bandkeramischen Einfluß stehenden Rössener Kultur üblich. Einen nördlichsten Vorstoß von Mitteldeutschland her bedeuten die beiden an den Unterarmen getragenen Marmorringe von Grünow, Kr. Prenzlau (Abb. 91) (73).

Dem einheimischen Uniomuschelschmuck der Schnurkeramik stehen im Donaukreise die meist von weit her eingeführten dickschaligen Spondylus- und Tridacna-Arten gegenüber. Die Rössener haben allerdings auch Unioscheibchen, aber sie tragen sie sogar als Arm- und Beinschmuck, was keinem Vertreter der Becher- oder Großsteingrabkultur eingefallen wäre. — Hundezahnschmuck gehört bei der Bandkeramik und in Rössen zu den größten Seltenheiten. Wenn er in Rössen einmal auftritt (Grab 5) (74), so ist er fast in der Mitte durchbohrt und nicht am oberen Ende; daher sitzen die Zähne merkwürdig unschön zwischen den Knochenperlen. Dagegen kommen Schneidezähne vom Pferd bei der Bandkeramik einige Male als Hängeschmuck vor (75), Hirschhaken sogar häufig, auch unecht. Schließlich sei noch an die hübschen Kieselketten aus den jungbandkeramischen Brandgräbern erinnert (76), um anzudeuten, daß es der Unterschiede genug gibt.

Auch der nördliche und östliche Nachbar der nordischen Kultur trägt andere Züge im Bilde seines Schmuckes. Wir stoßen bei der nordeurasischen Kammkeramik auf unverzierte kleine Steinringe, die nach einem Grabfunde von Kölljal auf Ösel als Hängeschmuck am Halse getragen wurden, gleichzeitig mit Tierzähnen (77); ferner auf dreizackige Schieferanhänger und glatte oder randgekerbte Steinplättchen (78). Wir sehen außer den durchbohrten Tierzähnen auch solche, die

durch Kerben an der Wurzel zum Hängen eingerichtet sind (79), ein der nordischen Kultur unbekannter Brauch. Wir finden nur Jagdtierzähne, aber niemals solche vom Hunde (80), obwohl er ihr einzigstes Haustier war. Schließlich ist noch auf die schon gestreiften Unterschiede im Bernsteinschmuck hinzuweisen (vgl. S. 85).

Die Gegenüberstellungen seien hiermit beendet. Sie dürften die Eigenheiten der nordischen Steinzeit noch deutlicher haben heraustreten lassen. Auf den Sinngehalt des Schmuckes der nordischen Steinzeit, der sich u. a. als Sonnen- und Artglaube äußert, wurde absichtlich nicht weiter eingegangen, da zunächst einmal eine Übersicht über den vorhandenen wichtigsten Denkmälerbestand gegeben werden sollte.

Zum Schluß habe ich die angenehme Pflicht zu erfüllen, folgenden Museumsdirektionen für die freundliche Beschaffung von Abbildungsvorlagen bestens zu danken: Staatliches Museum f. Vor- und Frühgeschichte Berlin, Herzogliche Anstalten f. Kunst und Wissenschaft in Gotha, Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle, Heimatmuseum Köthen, Nationalmuseum Kopenhagen, Statens Historiska Museum in Stockholm; desgleichen Fräulein Dr. Bohm, Berlin, und für Ausleihung von Druckstöcken dem Schlesischen Altertumsverein in Breslau und dem Verlage Curt Kabitzsch in Leipzig.

Schrifttum und Anmerkungen

1. A. Rust, Das altsteinzeitliche Rentierjägerlager Meiendorf, 1937, S. 109.
2. Nationalmuseum Kopenhagen, Schausammlung.
3. S. Müller, Stenalderens Kunst i Danmark, 1918, Abb. 36—39. — J. Brøndsted, Acta Archeol. V, 1934, S. 145 ff.
4. Pritzerber See, Kr. Westhavelland. Staatl. Museum f. Vor- u. Frühgeschichte, Berlin.
5. K.-A. Gustawsson, „Brabrandsee". Eberts Reallexikon, Bd. 9, S. 20ff. Nach neuerer Ansicht steht diese Siedlung nicht am Beginn, sondern am Schluß der Ertebøllestufe.
6. Die angeführten Gegenstände der Ertebøllestufe befinden sich im Nationalmuseum Kopenhagen, Schausammlung.
7. J. Alin, Göteborgs och Boshusläns Fornminnesförenings Tidskrift, 1935, S. 18, Fig. 9, 5—6.
8. S. Müller, a. a. O., S. 14ff. u. Abb. 48—53.
9. Vgl. auch G. Ekholm, Eberts Reallexikon, Bd. 9, Taf. 98.
10. Nationalmuseum Kopenhagen, Schausammlung.
11. C. A. Nordman, Aarbøger for nordisk Oldkyndighed, 1917, S. 255ff. — Unsere Abbildung 4 nach H. Kjaer, Vor Oltidsmindesmaerker, 1925, S. 70, Fig. 53.
12. Neergaard, Aarbøger, 1888, S. 285, Fußnote.
13. O. Montelius, Minnen från vår Forntid 1917, S. 41, Nr. 639.
14. C. A. Nordman, Aarbøger, 1917, S. 265, Fig. 20.
15. S. Müller, Aarbøger, 1888, S. 276.
16. A. Cassau, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, 1933, Nr. 7, S. 50ff. u. Taf. Vb (Goldring); a. a. O. 1936, Nr. 10, S. 22ff. u. Taf. VII (Bernsteinperle).
17. O. Kunkel, Pommersche Urgeschichte in Bildern, 1933, Taf. 23, 6.
18. R. Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin 1912, S. 79ff. u. Archiv f. Anthrop., N. F. VII, 1908, S. 259; B. Hollmann, Nachrichtenblatt f. Deutsche Vorzeit 11, 1935, S. 176ff., Taf. 23—24; Zeitungsberichte 1935.
19. Ob auch andere Raubtiere — Wolf, Dachs usw. — vertreten sind, müßte einmal überprüft werden.
20. C. A. Nordman, a. a. O., S. 268.
21. S. Müller, Aarbøger 1898, S. 217. — C. J. Becker, Aarbøger, 1936, S. 145ff.
22. S. Müller, Aarbøger, 1898, S. 269. — Unsere Abb. 81 nach J. Brøndsted, Acta Archaeol. V, 1934, S. 156.
23. J.-E. Forssander, Die schwedische Bootaxtkultur und ihre kontinentaleuropäischen Voraussetzungen, 1933, S. 20ff.
24. J.-E. Forssander, a. a. O., Taf. XX.
25. J.-E. Forssander, a. a. O., Taf. VIII.
26. O. Montelius, Minnen, S. 41, Nr. 671 a—b.
27. Stil Walternienburg II nach N. Niklasson, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, XIII, 1925, S. 49.
28. Stil Bernburg II nach N. Niklasson, a. a. O., S. 50.
29. O. Gorges u. H. Seelmann, Jahresschrift IV, 1905, S. 43 u. Taf. V, 36—39.
30. Mittelhausen, Kr. Apolda; Stufe Walternienburg II nach N. Niklasson, a. a. O., S. 109.
31. Heiligenthal, Mansfelder Seekreis; Stufe Walternienburg II/Bernburg I nach N. Niklasson, a. a. O., S. 76.
32. A. Götze, Jahresschrift X, 1911, Taf. XIX, 17 und O. Gorges u. H. Seelmann, a. a. O., Taf. V, 40 u. 24.
33. Burg, Kr. Jerichow I; Herms, Jahresschrift XIV, 1926, S. 17 u. Taf. VIII, 3a. Stufe Walternienburg I.

34. Nägelstädt, Kr. Langensalza; N. Niklasson, a. a. O., Taf. L, 9.
35. Drosa (Stufe Walternienburg II/Bernburg III) und Latdorf (Stufe Bernburg II—III), Kr. Köthen; N. Niklasson, a. a. O., Taf. XXIV, 21 u. XXXI, 6—7.
36. N. Niklasson, a. a. O., S. 100, Abb. 95b (Stufe Bernburg I—II).
37. O. Merkel, Katalog des Altertums-Museums der Stadt Bernburg, 1911, S. 26—27.
38. N. Niklasson, a. a. O., Taf. XXXI, 6.
39. G. Krüger, Jahresschrift XI, 1925, S. 16 u. Taf. V, 2.
40. Zeitschr. f. Ethnol. (Verhandl.) XV, 1883, S. 150ff. u. 449; XVI, 1884, S. 113ff.; XIX, 1887, S. 741ff.
41. Zeitschr. f. Ethnol. (Verhandl.) XXIV, 1892, S. 182.
42. P. Grimm, Mannus 29, 1937, S. 155ff.
43. H. Seger, Schlesiens Vorzeit VII, 1916, S. 45, Abb. 189.
44. H. Seger, a. a. O., S. 31, Abb. 100.
45. H. Seger, a. a. O., S. 31, Abb. 99.
46. H. Seger, a. a. O., S. 50, Abb. 201.
47. K. Jażdżewski, Congressus secundus archaeol. Baltic. Rigae, 1931, S. 83.
48. J. Schmidt, Mitt. Prov.-Mus. Halle, 1894, H. 1, S. 34ff.
49. O. Förtsch, Jahresschr. I, 1902, S. 55ff. u. Taf. X, 8.
50. H. Priebe, Jahresschr. (erscheint 1938).
51. E. Spießbach, Mannus 24, 1932, S. 238ff., Abb. 5.
51a. W. Schulz, Altschlesien 5, 1934, S. 37ff., Taf. VIII, 2—3.
52. Zeitschr. f. Ethnol. (Verhandl.) XVIII, 1886, S. 37ff.
53. H. Schumann, Die Steinzeitgräber der Uckermark, 1904, S. 11. — Das Rötelgrab von Dürrenberg, Kr. Merseburg (F.-K. Bicker, Jahresschr. XXIV, 1936, S. 59ff.) mit der reichen Tierzahnausstattung halte ich nicht für schnurkeramisch, sondern für das eines Vertreters der Jäger-Sammlerkultur. Weitere Beispiele: Plau in Mecklenburg, Smolong, Kr. Preuß. Stargard und wohl auch Charlottenhöhe.
54. A. Götze, Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flußgebiete der Saale, 1891, S. 24.
55. W. v. Stokar, Spinnen und Weben bei den Germanen, 1938, Mannusbücherei, Bd. 59.
56. W. v. Stokar, a. a. O., S. 41, Abb. 56.
57. P. Höfer, Jahresschr. I, 1902, S. 41, Fußnote.
58. Grockstedt, Kr. Querfurt; J. Schmidt, Mitt. Prov.-Mus. Halle, 1894, H. 1, S. 18, Abb. 3.
59. W. v. Stokar, a. a. O., S. 42, Abb. 59.
60. W. Nowothnig, Jahresschr. XXV, 1937, S. 68ff.
61. Beispiele: Nowothnig, a. a. O., Taf. 11, Fig. 66c Vahldorf; a. a. O., Taf. 23, Fig. 128 Gr.-Ammensleben; a. a. O., Taf. 19, Fig. 112 Schönfeld, Kr. Stendal. — W. Bohm, Die Vorgeschichte des Kreises Westprignitz, Taf. 14, Fig. 3—4. Schönfeld, Kr. Westprignitz. — Dazu nordwestliche Ausläufer: Jacob-Friesen, Brandenburgia 39, 1930, S. 30ff., Abb. 4—5. Lübeln u. Dangenstorf, Kr. Lüchow.
62. R. Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit 1882. — Sturms, „Schwarzort", Eberts Reallexikon, Bd. 11, S. 373. — Vgl. ferner den Bernsteinschmuck beider Kulturen auf Taf. 9 bei La Baume u. Langenheim, Blätter für Deutsche Vorgeschichte, H. 9—10, 1933; bei La Baume, „Bernstein", Eberts Reallexikon, Bd. 1, S. 430ff, Taf 133; bei W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, 1933, Abb. 32.
63. A. W. Brøgger, Den arktiske Stenalder i Norge, 1909, S. 220ff.
64. Mus. Bromberg (Katal.-Nr. 763 i).
65. M. Ebert, „Končanskoje", Reallexikon, Bd. 7, S. 22 u. Taf. 13.
66. Vgl. die Karte bei B. v. Richthofen, Altpreußen, 1935, H. 1, S. 14.
67. J. Kostrzewski, Congressus secundus archaoel. Baltic. Rigae 1931, Abb. IV, 11—13.
68. J. Kostrzewski, a. a. O., S. 61, Abb. IV, 8 (Pferdeschneidezahn?) und Abb. IV, 9—10.
69. J. Kostrzewski, a. a. O., Abb. IV, 14.
70. W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, 1933, Abb. 33a u. 35e u. g.
71. R. v. Weinzierl, Mitt. Anthropol. Ges. Wien, N. F. XV, 1895, S. 45, Fig. 67.
72. P. Grimm, Mannus 24, 1932, S. 248, Abb. 4.
73. H. Schumann, a. a. O., S. 28, Fig. 11—12.
74. Staatl. Mus. f. Vor- u. Frühgeschichte Berlin (Katal.-Nr. Ig 3568a).
75. G. Wolff, Prähist. Zeitschr. III, 1911, S. 18 u. 24.
76. G. Wolff, a. a. O., Taf. 1—11.
77. R. Hausmann, Sitz.-Ber. d. Gelehrten Estn. Ges. 1903, S. 71ff.
78. J. Ailio, Die steinzeitlichen Wohnplatzfunde in Finland, 1909, S. 47ff.
79. Poljakow, Anthropologisches und Prähistorisches aus verschiedenen Teilen des europäischen Rußlands, 1885, S. 112 u. Taf. X, 8 Siedlung am Onegafluß nahe dem Latschasee, Gouv. Olonez; O. Montelius, Minnen, S. 41, Nr. 642—643 Alvastra u. Åloppe (Uppland).
80. Im starken Gegensatz hierzu hat die Fatjanovokultur in Rußland an ihren Halsketten neben Jagdtierzähnen (Wildschwein, Bär, Luchs, Fuchs) auch solche vom Haushund. Man darf hierin mitteleuropäisches Erbe sehen.

Schmuckkunst der Urgermanen

Von

F. Adama van Scheltema, Gauting bei München

Es ist meine Aufgabe, über die Schmuckkunst der urgermanischen Zeit zu berichten, jener nordischen Bronzezeit, die sich zwischen etwa 1800 und 750 v. d. Ztr. erstreckt, Jahrtausende vor der so viel besser bekannten großgermanischen Zeit, um viele Jahrhunderte auch vor der Kultur, die uns Tacitus in seiner Germania geschildert hat. Und doch besteht genügend Grund zur Annahme, daß gerade diese nordische Bronzezeit die goldene Zeit, die höchste und reinste Blüte des vorgeschichtlichen germanischen Bauerntums darstellt. Im Gegensatz zu den nachfolgenden Stufen der Eisenzeit zeichnet diese urgermanische Kultur sich aus durch eine ganz besondere Friedsamkeit und durch eine Seßhaftigkeit, die erst durch die intensive Ausnützung und allgemeine Verbreitung des Pflugbaus möglich wurde. Auffallend ist sodann die große Geschlossenheit und Einheitlichkeit dieser urgermanischen Kultur, die sich über Norddeutschland, Dänemark und die südlichen Teile Norwegens, Schwedens und Finnlands erstreckt. Bemerkenswert ist die Stetigkeit dieser bronzezeitlichen Kulturentwicklung, ihre große Selbständigkeit auch den sparsam einwirkenden südlichen Einflüssen gegenüber. Bezeichnend ist ihr Reichtum an Gold und an der kostbaren, goldglänzenden Bronze, die wir geradezu als das Sinnbild dieses goldenen Zeitalters betrachten dürfen. Endlich: diese nordische Bronzezeit war auch zweifellos die Stufe, in der die Naturreligion unserer nordischen Vorzeit ihre höchste und reinste Ausprägung fand, der Kult der Sonne und der noch von Tacitus erwähnten mütterlichen Erde.

Die Frage ist nun: wie bringen wir die Fundstücke der Bronzezeit zum Reden, wie erhalten wir namentlich aus den Schmuckgeräten eine Aussage über das Seelenleben der Menschen, die diesen Schmuck an sich trugen? Das Nächstliegende ist wohl, daß wir die *meisterhafte Beherrschung des Bronzegusses* hervorheben, der z. B. bei der Herstellung der papierdünnen Luren die technische Überlegung vor die schwierigsten Aufgaben stellte. Es liegt nahe, den guten Geschmack zu loben, den der Körperschmuck bekundet, wenigstens dort, wo dieser noch nicht die für die Spätzeit kennzeichnende barocke Überladung gewinnt. Besonders auffallen kann dann das feine künstlerische Empfinden, das sich in der Auszierung dieser Bronzen, in dem äußerst feinen, eingepunzten Spiral- und Wellenbandmuster offenbart. Aber mit solchen Feststellungen kommen wir doch nicht viel weiter. Soll es uns wirklich gelingen, den Schluß von diesem Schmuckgerät auf dessen Träger, auf den lebendigen Menschen zu ziehen, so haben wir zuerst ein paar grundlegende Fragen zu beantworten. Erstens: was ist Körperschmuck? Zweitens: wie erklärt es sich, daß in unserer gesamten Vorzeit, aber ganz besonders auch in der nordischen Bronzezeit, die Schmuckkunst einen so unverhältnismäßig großen Platz im Kunstschaffen beansprucht, viel größer als es in irgendeiner der späteren, historischen Entwicklungsstufen der Fall sein konnte? Und endlich: wodurch unterscheidet sich der Schmuck der Bronzezeit von dem der früheren und der späteren vorgeschichtlichen Kulturstufen?

Zu der ersten Frage ist zu betonen, daß der *Körperschmuck* sich offenbar auf einen ganz bestimmten, in der Natur vorgefundenen Gegenstand bezieht, auf den menschlichen Körper, und zwar nicht nur äußerlich, sondern innerlich, indem er die menschlichen Körperformen und -glieder künstlerisch bejaht, auszeichnet und als reine Form deutet. Das gilt ganz besonders von den verschiedenen Formen des Ring- und Kettenschmuckes: von den Halsringen, Arm- und Fingerringen, dem Gürtel, den Bein- und Fußringen, alles Schmuckformen, die die Rundung der Körperglieder begleiten und betonen, deren Ansatz unterstreichen, die Mitte des Körpers umhegen. Damit ergibt sich die Unterscheidung einer weiteren Schmuckgattung, die sich nur mittelbar auf den Körper, unmittelbar aber auf das Gewand bezieht: das sind vor allem die stärker zweckmäßig bedingten Gewandnadeln, dann auch aufgenähte Knöpfe oder Schmuckplatten (Tituli), Hängeröhrchen an den Gürtelenden oder dem Schnurrock u. dgl. Im allgemeinen ist aber zu sagen, daß der Körperschmuck seine Begründung im menschlichen Körper findet, daß er somit als eine *naturhaft begründete* und gebundene Kunstgattung zu verstehen ist. Das mag selbstverständlich scheinen, ist aber deswegen so wichtig, weil wir diese Bindung an die greifbare Wirklichkeit der Natur oder des praktischen Zwecklebens in der gesamten Kunst, ja im gesamten Geistesleben unserer Vorzeit nachweisen können. Ich erinnere an die beispiellose Bedeutung der *Gerätekunst*, ganz vorzüglich der Geräteornamentik, die ja nur ein künstlerischer Kommentar auf die Zweckgeräte ist, ähnlich wie der Körperschmuck einen poetischen Kommentar auf den menschlichen Körper darstellt. Es ist dann an die *Kultbauten* unserer Vorzeit zu denken, die im Gegensatz zum Kultbau des christlichen Mittelalters *offen* sind und damit grundsätzlich naturbejahend und naturverbunden. Ich erwähne dann die *Naturreligion*, die Tatsache, daß das tiefste religiöse Erlebnis durch die Naturerscheinungen ausgelöst wurde und sich diesen wiederum im Kult zuwandte. Nicht zu vergessen ist hier die *Wirtschaftsform*, die Tatsache, daß wir es in der Vorzeit mit einer rein bäuerlichen, bodenverwurzelten Lebensform zu tun haben. Und damit kehre ich wieder zum Körper und zum Körperschmuck zurück: wie schon die urzeitliche Jägerkultur, wie jedenfalls noch die kriegerisch bewegte germanische Wanderzeit, war vor allem auch diese Bauernkultur der Bronzezeit auf die körperliche Leistung gestellt. Daraus erklärt sich, wie noch die späten Sagen zeigen, die ungemein hohe Bewertung des menschlichen Körpers, der körperlichen Vollkommenheit und der körperlichen Leistung bei der Arbeit, im Kampf, in Spiel und Sport. Und dieser Bewertung des Körpers entspricht eben die außergewöhnliche Bedeutung des Körperschmuckes. Wir können uns jetzt allgemeiner ausdrücken: die unvergleichliche Bedeutung der Schmuckkunst in unserer Vorzeit und ganz besonders in der urgermanischen Periode ist uns ein Zeichen von der noch ungebrochenen Naturverbundenheit unserer frühen Ahnen. Damit ist aber zugleich der Grund angegeben, weshalb noch heute in der bäuerlichen Volkskunst der Körperschmuck neben der Tracht und der Geräteverzierung einen so breiten Platz beansprucht.

Ich gehe jetzt auf die Entwicklungserscheinungen ein. Richten wir den Blick zunächst auf die Urzeit, auf die *Altsteinzeit*, so begegnen wir schon in der ersten Stufe des *Jungpaläolithikums*, im *Aurignacien*, einem reichen Schmuck, der nun aber auf eigenartige Weise die mehr konsumtive, d. h. die greifende und sammelnde Beziehung des Urzeitjägers zu der Natur verdeutlicht. Denn diese Halsketten, Arm- und Beinringe, Kopfhauben usw. sind aus Naturalien zusammengestellt, aus Muscheln Tierzähnen, Fossilien u. dgl., d. h. gleichförmigen Gegenständen, die der Jäger und Sammler in der Natur fand und die er nur aufzureihen brauchte, um seinen Schmuck zu erhalten. Obwohl nun seit der Urzeit Naturalien zum Schmuck immer wieder Verwendung finden und noch die kostbare Perlenkette der modernen Frau aus dem unveränderten Naturprodukt zusammengestellt ist, macht sich doch in der *Jungsteinzeit*



Abb. 92. Frauenschmuck der II. Stufe der nord. Bronzezeit. Depotfund von Langstrup, Seeland. Durchm. Gürtelplatte 28 cm. Nach Nordiske Fortids minder I.

eine Wandlung bemerkbar und zwar in Gestalt von Halsketten aus kunstvoll zurechtgeschliffenen Kieseln, Tonscherben, Gagat- und Bernsteinperlen. Darin bekundet sich der stärker schöpferische und geistige Charakter des frühen Bauerntums, daß es die brauchbaren Schmuckelemente nicht mehr aus der Natur aufliest, sondern planmäßig aus der Verarbeitung gewisser in der Natur vorgefundener Stoffe gewinnt. — Nun kommt die tief eingreifende Wandlung zur Bronzezeit. In der frühesten Stufe der schwedischen *Bronzezeit*, die noch der Aunjetitzer Kultur in Mitteleuropa entspricht, beschränken sich die Metallfunde ausschließlich auf den Schmuck. Neben dem Gold für Armringe, für die kleinen Noppenringe, die aus Irland eingeführten halbmondförmigen Halsgehänge — Lunulae — wird jetzt die glänzende Bronze der weitaus wichtigste Werkstoff, für den Schmuck wie auch für die Waffen und Geräte. Diese Bronze aber war in Gegensatz zu dem Feuerstein, dem Knochen, dem Holz, dem Ton ein naturfremder,

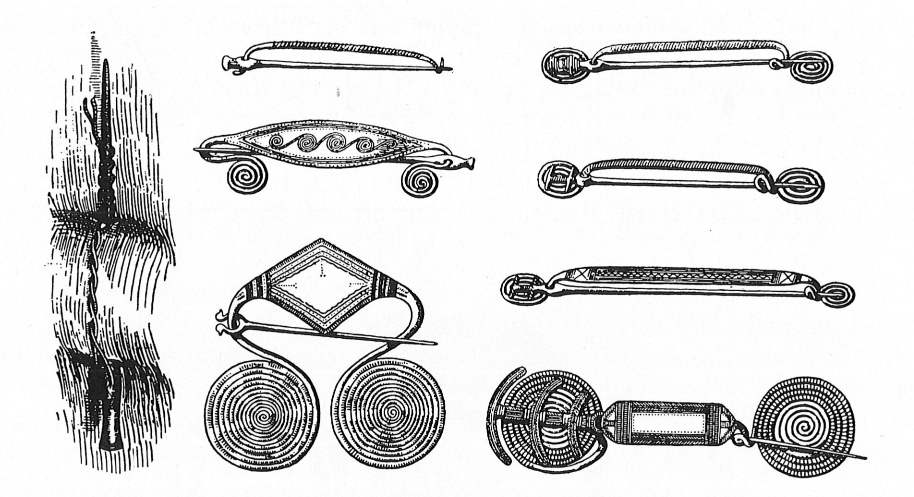


Abb. 93. Entwicklung der nordischen, zweigliedrigen Gewandnadel. Nach Reallexikon d. Vorgeschichte

ein synthetischer Stoff, der in der geeigneten Zusammenstellung von 90 Teilen Kupfer und 10 Teilen Zinn überhaupt nicht in der Natur vorgefunden wurde und zunächst durch den Bernsteinhandel aus der Fremde bezogen werden mußte. Dazu kommt das komplizierte Werkverfahren: während die neolithische Technik jedes einzelne Werkstück unmittelbar aus dem natürlichen Rohstoff, dem Stein, Knochen usw. gewinnt, mußte die Bronze zuerst in einen flüssigen Zustand gebracht werden und in negative Hohlformen gegossen werden, die dann eine serienweise Herstellung der beabsichtigten Form gestatteten. Schon damals mag der konservative Mensch der Jungsteinzeit von einem Untergang des ehrlichen Handwerks gesprochen haben! Ich brauche hier nicht näher auf dieses Gußverfahren, auch mit Hilfe von Wachsmodellen mit Tonkern und Tonmantel einzugehen, nur ist es deutlich, daß wir hier allein schon in Hinblick auf den Werkstoff und das Werkverfahren von einer freieren, mehr geistigen und schöpferischen Durchgestaltung der Schmuckkunst reden können.



Abb. 94. „Hängegefäß" aus Bohuslän, Schweden. V. Stufe der nord. Bronzezeit

Nun wäre es eine dankbare Aufgabe, diesen schöpferischen Charakter der urgermanischen Kultur auch auf anderen Gebieten des Geisteslebens nachzuweisen, in der Religion, der Wirtschaft usw. Ich darf das hier nicht tun, möchte aber daran erinnern, daß namentlich auch die *Auszierung* der Geräte aufs Deutlichste den gleichen Vorgang geistiger Befreiung und Erfüllung erkennen läßt. Denn während das ornamentale Muster der gesamten nordischen Jungsteinzeit geradlinig ist und zwar, weil es noch streng äußerlich gebunden ist, nur die gegebene mechanische Struktur seines Trägers, des Geräts, unterstreicht und betont, ist die ornamentale Form der Bronzezeit krummlinig, eigenlebendig und selbstbeweglich, um nur noch frei und eigenwillig die Gestalt der Geräte zu begleiten und zu umspielen. Und eben diese künstlerische und geistige Freiheit, dieses freie Umspielen auch der naturgegebenen menschlichen Körperformen ist es nun, wodurch die unvergleichlich reiche und mannigfaltige, dazu fortgesetzt wechselnde Schmuckkunst der Bronzezeit sich auszeichnet.

Ich gebe hier einen kurzen Überblick. Schon aus der ersten Stufe der nordischen Bronzezeit kennen wir Halsringe, schwere und massive Arm- und Fußringe, Manschettenarmbänder auch aus Gold, Ohrgehänge, Nadeln mit Kugelkopf. In der zweiten Stufe setzt dann der ganze Reichtum dieser Schmuckkunst ein. Aus den Halsringen der ersten Stufe entstehen breite und flache Halskragen, deren Seitenfelder durch Spiralmuster geschmückt werden. Dazu erscheinen kleine Gürtelplatten, die aber noch im Lauf der zweiten Stufe einen Durchmesser von 30 cm, dazu reiches Spiralornament

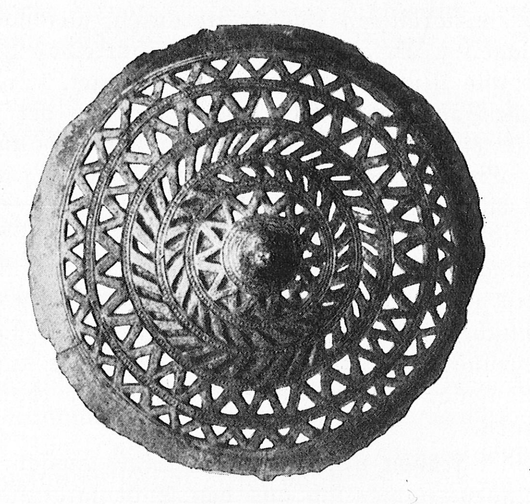


Abb. 95. Schmucksachen aus der letzten Stufe der nord. Bronzezeit. Dänemark. Nach Soph. Müller

erhalten. Zu dem Depotfund von Langstrup, Seeland (Abb. 92), mit wohl einer der schönsten dieser Gürtelplatten, gehörten gewaltige Armspiralen und ein Dolch, den wir, wie die anderen Stücke, zu der regelmäßigen Ausstattung der Frau zu rechnen haben. In dieser Stufe erscheinen nun auch die zweigliedrigen, nordischen Gewandnadeln (Abb. 93), die jedenfalls selbständig auf nordischem Boden entstanden und zwar aus einer einfachen Nadel mit durchbohrtem Kopf oder Hals, durch den eine Schnur zum Festhalten gezogen wurde. Man sieht hier die einfache Vorrichtung als das Vorbild zu der nordischen Urfibel, bestehend aus einem Bügel und der frei beweglichen Nadel, dann die klassischen Formen mit Spiralplatten am Bügel als Widerlager für den Nadelkopf und die Nadelspitze. Das ist die Grundform für die vielen, zeitlich und örtlich stark wechselnden, immer reicher ausgestalteten, nordischen Gewandnadeln: die Nadeln

mit hängenden Spiralen (Mecklenburg, Hannover), Spiralplattenfibeln mit Kolben- oder Kreuzbalkenkopf, die eine Länge von über 30 cm erreichen, flache oder auch gewölbte Plattenfibeln, Fibeln mit gebogenem und geripptem Bügel oder mit breiten, verzierten Bügelplatten, Brillenfibeln usw. Gleichfalls noch in der zweiten Stufe entstehen die eigenartigen Gürteldosen, die wiederum zum Frauenschmuck gehören. Aus diesen kleinen Gürteldosen mit flachem Boden entwickeln sich in der jüngeren nordischen Bronzezeit die gewaltigen „Hängegefäße" (Abb. 94) der fünften Stufe mit gewölbtem, reich mit Wellenbandmotiven verziertem Boden, Stücke, die wir nach Hahne und Neergaard gleichfalls als Gürtelschmuck der Frau zu betrachten haben. Kennzeichnend für die späte Entwicklung sind dann die hochgewölbten, zum Teil schon mit Tierornament geschmückten Gürtelglocken, die sich zu den Gürtelplatten der älteren Bronzezeit ähnlich verhalten wie die „Hängegefäße" zu den Gürteldosen. Ich zeige Ihnen nachher noch ein Beispiel, hier aber eine Zusammenstellung von Schmucksachen (Abb. 95) aus dieser späteren, barocken Stufe der nordischen Bronzezeit: in der Mitte ist eine solche Gürtelglocke zu sehen — ich weise dann auf den Halsschmuck mit ornamentierten Platten und Zierspiralen — es gibt da Stücke, die so schwer sind, daß sie (nach Sophus Müller) überhaupt nicht getragen werden konnten, sondern nur als Opfergabe dienten. Dazu die etwa 18 cm breite, gewölbte Plattenfibel, eine gewaltige Armmanschette, Nadeln mit phantastisch gebildeten, riesigen Köpfen, endlich ein tief zerklüfteter durch Drehung entstandener Halsring, ein sogenannter Wendelring.

Sollte diese gewaltsame Übersteigerung der Form, diese Bereicherung des Profils durch Wölbung, Drehung, durch allerhand plastische Auswüchse oder Hänge- und Klapperschmuck unseren heutigen Geschmack verletzen, so ist doch zweierlei zu betonen. Einmal, daß wir freudlose Stadtmenschen keine Bauern mehr sind und daß der heutige Volksschmuck oder auch die Volkstracht beweisen, daß auch überladener Reichtum keineswegs dem Geschmack des gesunden bäuerlichen Menschen widerspricht. Aber dazu tritt doch eine Erkenntnis, die viel wichtiger sein dürfte als unsere persönliche Ablehnung oder Anerkennung. Denn gerade diese phantastische Übersteigerung der Schmuckform beweist uns doch, daß der Künstler sich immer freier, selbständiger, schöpferischer mit dem menschlichen Körper oder — bei den Gewandnadeln — mit der ursprünglich schmucklosen Zweckform beschäftigt, d. h. daß der Prozeß geistiger Befreiung und Erfüllung, den wir seit der Urzeit am Körperschmuck nachweisen konnten, sich auch innerhalb der nordischen Bronzezeit fortsetzt und die Entwicklung der urgermanischen Schmuckkunst bedingt.



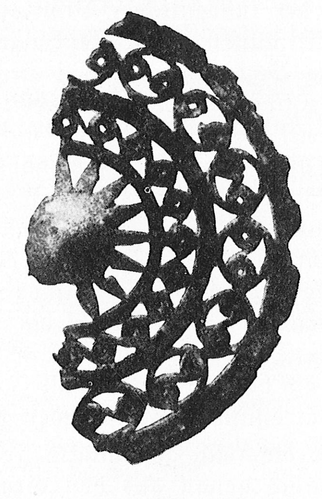


Abb. 96. Durchbrucharbeiten der älteren nord. Bronzezeit. Hadersleben



Abb. 97. Wendelringe der späten nord. Bronzezeit. Norwegen

Hier darf ich einen kleinen Ausflug unternehmen, denn namentlich für den Kunsthistoriker ist dieser Schmuck der nordischen Bronzezeit auch deshalb so besonders wichtig, weil er beweist, wie verfehlt es ist, gewisse Schmuckverfahren und Stilbestrebungen, die dann erst in der großgermanischen Zeit zu voller Geltung gelangen, voreilig aus einer fremden Kunstübung, aus der Antike abzuleiten. Nehmen Sie das bekannte Werk von Alois Riegl, „Die Spätrömische Kunstindustrie" zur Hand, so finden Sie, daß dieser Forscher für die Kunst der späteren Kaiserzeit eine ganze Reihe von Stilmerkmalen in Anspruch nimmt, die er dann auch in der Kunst der germanischen Wanderzeit, dann in unserer Volkskunst nachweist, um sie dort unbedenklich aus der spätrömischen Kunsttradition zu erklären. Riegl erwähnt da vor allem die Zerstörung der Grundebene durch die verschiedensten malerischen Schmuckverfahren: durch den schattenerzeugenden Kerbschnitt, durch Einlagen aus fremden, farbigen Stoffen, durch die Durchbrucharbeit — wobei wir regelmäßig beobachten können, wie das Verhältnis zwischen Grund und Muster sich umkehrbar gestaltet —; endlich auch weist er auf die Erzeugung tiefer Schatten und Lichter bei der Schrägkannelierung oder Schraubenwindung. Aber das alles sind nun Erscheinungen, die wir schon seit der dritten Stufe der nordischen Bronzezeit sehr gut kennen. Ich nenne hier neben den Kerbschnittgefäßen der süddeutschen Bronzezeit die nordischen Keilschnittbronzen, gleichfalls mit Kerbschnittmuster; dann die Harzeinlagen z. B. an Knöpfen und Gürteldosen, wobei so oft die Beziehung zwischen Grund und Muster sich umkehrbar gestaltet. Sie sehen hier eine schöne Durchbrucharbeit aus Hadersleben (Abb. 96), noch aus der älteren Bronzezeit, wobei wiederum nicht zu entscheiden ist, was wir als Grund und was wir als Muster zu betrachten haben. Endlich noch ein Wendelring (Abb. 97) aus der späten Bronzezeit, die in bezug auf die Auflösung der Fläche in grundlose Schatten und glänzende Lichter weit über die spiralgewundenen Säulen der Spätantike hinausgeht. Auf die stilgeschichtliche Bedeutung solcher Erscheinungen kommt es hier nicht an, ich wollte nur zeigen, wie sinnlos es ist, sofort den Einfluß der Mittelmeerkunst geltend zu machen bei der Erklärung von Kunstbestrebungen, die offenbar in der selbständigen Entwicklung der nordischen Kunst begründet sind und schon in einer Stufe auftreten, die um ein halb bis anderthalb Jahrtausende vor der Zeit liegt, wo wir überhaupt von einer spätrömischen Kunst reden können.

Wie die reich geschmückte Frau der frühen urgermanischen Stufe aussah, wissen wir ziemlich genau aus den Grabfunden, namentlich aus den Eichensargfunden der dritten Stufe. Sie sehen hier eine Frau — nach dem Fund von Borum-Eshøj — mit

breitem Halskragen, einer Gürtelplatte mit Spitze in der Mitte und Spiralornament, dann die großen Spiralbänder, die den ganzen Unterarm bedecken. Dazu kommen in dem soeben genannten Grabfund ein Dolch, eine Gewandnadel, zwei Fingerringe und drei Schmuckplättchen. Für den Mann, den freien und wehrhaften Bauern, waren die Waffen wohl der wichtigste Schmuck, aber auch er besaß Körperschmuck: Spiralringe aus Golddraht, Armringe, Gewandnadeln.

Es ist nicht meine Aufgabe, über den Schmuck der Großgermanischen Zeit zu berichten, und so werden noch einige Bemerkungen, die ich hier anknüpfen möchte, erst in den noch folgenden Vorträgen ihre Bestätigung erfahren müssen. Es handelt sich um folgendes: trotz der unzweifelhaften künstlerischen Freiheit und Phantasie, die aus dem Schmuck der Bronzezeit zu uns spricht, scheint es keine Frage, daß dieser sich viel treuer, unmittelbarer auf die menschliche Körperform bezieht, als es in den nachfolgenden Stufen der Eisenzeit der Fall sein sollte. Haben wir diese breiten Gürtelplatten, Armspiralen, Halskragen zugleich als einen Schutz, eine Panzerung des weiblichen Körpers zu denken, so geht schon daraus hervor, daß diese glänzenden Metallmassen nicht nur als solche, durch den goldenen Glanz wirken, sondern daß sie größere Teile des Körpers, den Bauch, die Arme, den Hals bedecken, einfassen und umhegen, d. h. künstlerisch auszeichnen. Im Gegensatz dazu denke ich nun nicht an den sichtlichen Verfall in der vorrömischen Eisenzeit, wo eine zumeist wohlfeile Ware den eindrucksvollen Schmuck der Bronzezeit ersetzt, sondern gerade an die Prachtstücke der Wanderzeit. Denn obwohl selbstverständlich der primäre Körperschmuck in Gestalt von Halsringen, Armringen usw. nicht verschwindet — wobei besonders auch das Silber große Bedeutung gewinnt —, ist es doch keine Frage, daß das Schmuckbedürfnis sich verschiebt zugunsten der Gewandnadeln, Schnallen, Schmuckbrakteaten usw., die nun ganz mit dem herrlichen Tierornament, mit bunten Steinen und Glasflüssen, mit Goldfiligran oder sogar mit figürlichen Darstellungen bedeckt werden. Das heißt: diese ruhmreiche altgermanische Goldschmiedekunst ist ganz vor allem auf die Herstellung kostbarer und kunstvoller Schaustücke gerichtet, die man in die Hand nehmen möchte, die auf den Nahblick berechnet sind, aber nicht in erster Linie durch ihre unmittelbare Beziehung zu den menschlichen Körperformen wirken und dort ihre natürliche Begründung finden. Sagt man nun, daß doch auch die Urgermanen größten Wert auf die künstlerische Ausgestaltung der Gewandnadeln legten, so trifft wieder sofort der Unterschied: bei den zweigliedrigen Nadeln der Bronzezeit geht die Kunstform immer unmittelbar aus der Zweckform hervor, ist selbst nur künstlerisch betonte Zweckform. Trotz barocker Vergrößerung und Ausgestaltung des Bügels, der Bügelplatten, des Nadelkopfes, bleiben diese Teile des Nadelmechanismus immer sofort erkennbar. Dagegen wird bei den altgermanischen Bügelfibeln, Scheiben-, Vogelfibeln usw. der eigentliche Mechanismus, die jetzt aus Eisen gefertigte Nadel mit Spiralfeder und Nadelhaft gänzlich durch die großen, aufgelöteten Schmuckplatten bedeckt und verneint. Nur nebenbei berühre ich hier ein paar weitere Erscheinungen: Während in der Bronzezeit der kostbare Werkstoff, die glänzende Bronze, zwar durch Harzeinlagen, Knochenplättchen u. dgl. bereichert werden konnte, aber doch schon als solche einen hohen Schmückwert besaß, führt die Einführung des Eisens auch dadurch zu einer Abspaltung der Kunst vom Zweck, daß das Eisen ein hervorragend nüchterner, künstlerisch schwer auszuwertender Werkstoff ist, die künstlerische Absicht sich somit von den aus Eisen hergestellten Geräten und Waffen ablösen mußte, um sich um so freier in den aus Gold, Silber, Bronze angefertigten Schmuckteilen und Schmucksachen auswirken zu können. Auch bei den altgermanischen Bügel- und Scheibennadeln besteht ja bloß die Nadel mit Spiralfeder aus Eisen. Und endlich entspricht dieser stofflichen sogar eine berufliche Spaltung. Denn während wir mit Sicherheit annehmen können, daß es der gleiche Künstler war, der in der Bronzezeit die Geräte, die Waffen und das Geschmeide herstellte, wissen wir, wie scharf man



Abb. 98. Bronzering von Roga, V. Stufe der nord. Bronzezeit

z. B. in der Wikingerzeit zwischen den Berufen des Eisenschmiedes und des Edelschmiedes unterschied und wie nur dieser letzte als Künstler galt.

Welche Schlüsse wir nun aus den hier angedeuteten Tatsachen ziehen, hängt davon ab, wie ernst wir sie nehmen und bereit sind, aus einer Teilerscheinung auf die Ganzheit der Kultur zu schließen. Ich glaube aber, daß wir allein schon aus der wechselnden Beziehung zwischen Schmuck und Körper oder zwischen dem Kunst- und dem Zweckgedanken eine tief bedeutsame geistesgeschichtliche Aussage erhalten und zwar diese, daß der Geist des Urgermanentums trotz seines schöpferischen Charakters ungleich fester, harmonischer auf das sinnfällig Wirkliche bezogen blieb als in der kriegerisch bewegten Wanderzeit, wo dieses überaus glückliche Gleichgewicht zwischen Mensch und Umwelt, Geist und Natur, Seele und Körper, Kunst und Zweck sichtlich gestört wird. Sollte diese Schlußfolgerung zu kühn erscheinen, so erinnere ich daran, daß wir genau die gleichen Entbindungserscheinungen auf den verschiedensten Gebieten beobachten können. Es wäre nicht schwer, in dem wild phantastischen Tierornament seit der Großgermanischen Zeit eine ganz ähnliche Entgründung, eine ähnliche Loslösung des Ornaments von seinem Träger — von den Geräten — festzustellen, wie wir sie für den Körperschmuck in dessen Verhältnis zum Träger — zu den menschlichen Körperformen — nachweisen konnten. Aber diese gleiche Ablösung vom sinnfällig Wirklichen und Naturhaften tritt uns doch auch entgegen, wenn wir erkennen, daß der reine Sonnenkult des urgermanischen Bauerntums und der wohl unlösbar damit verknüpfte Kult der Mutter Erde mehr und mehr verblaßt und daß die spätgermanischen, stark vermenschlichten Naturgötter kaum noch den Naturgrund erkennen lassen, aus dem sie einst geboren wurden. Endlich ist daran zu erinnern, daß dieses körperbejahende Schmuckgerät der Bronzezeit eben der Schmuck des noch fest mit der Scholle verbundenen nordischen Bauerntums war, während die späteren prunkvollen und kostbaren Schmuckstücke jener Wanderzeit angehören, die doch kaum noch unserem Begriff eines bodenverwurzelten, seßhaften Bauerntums entspricht.

Noch in einer Beziehung scheint es mir möglich, die schöpferische Naturverbundenheit der Urgermanen am Schmuck nachzuweisen, nämlich auf Grund der Frage, ob nicht einzelne Schmuckgeräte der Frau neben ihrer schmückenden oder schützenden Aufgabe auch eine Beziehung zum Kult, zur Naturreligion in sich enthalten. Allerdings kann ich hier nur eine Anregung für die weitere Forschung geben, denn um diese Gedanken annehmbar zu begründen, wäre es notwendig, ausführlich auf die Religion und den Kult der nordischen Bronzezeit einzugehen und das kann in diesem Vortrag nicht geschehen. Ich habe das aber in anderen Arbeiten getan und bin da zu der Überzeugung gekommen, daß die urgermanische Naturreligion von einer ganz bestimmten Vorstellung beherrscht wurde, nämlich von der alljährlichen, für das nordische Bauerntum unvergleichlich wichtigen Auferweckung und Befruchtung der Erde durch die Sonne, der Heiligen Ehe zwischen Himmel und Erde. Und zwar führt die vergleichende Betrachtung des frühen Sonnenkults — namentlich auch von Stonehenge —, der spätgermanischen Sagen, aber auch unzähliger Bräuche, Spiele, Märchen und Tänze unseres Volkes zu der Überzeugung, daß diese befruchtende Annäherung der Sonne an die Erde in einer ganz bestimmten Form gedacht wurde, nämlich als das mühsame Eindringen der Sonne in ein Temenos, in einen geweihten, umgürteten Bezirk, der als weiblich, als der Herrschaftsbereich der mütterlichen Erde gedacht wurde: das ist der Bannkreis, den wir in Stonehenge, in den bekannten Brautwerbungssagen der Edda, in Brunhildes Schildburg, aber auch in den Reigentänzen unseres Volkes, im Dornröschentanz unserer Kinder wiedererkennen können. Sodann ist die Überzeugung berechtigt, daß die verschiedensten Naturdinge diesen höchsten Naturprinzipien, dem männlich-sonnenhaften und dem weiblich-erdhaften symbolisch zugeordnet wurden und daß namentlich die Verbindung der Geschlechter als mikrokosmische Wiederholung der makro-

kosmischen Vereinigung, der Heiligen Ehe zwischen Himmel und Erde, gedacht und geheiligt wurde. Sind diese Gedanken richtig, so wäre es begreiflich, daß der weibliche Schmuck, vor allem der Ring- und Gürtelschmuck, eine Beziehung zum Kult enthält. Es wäre denkbar, daß mit dem berühmten Halsschmuck der Freya, dem Brisingamen oder dem magischen Gürtel der Brunhild nicht nur ein Schmuck gemeint war, sondern zugleich die Umhegung ihres heiligen Bezirkes, etwa in Gestalt eines Steinkranzes (Stonehenge). Und umgekehrt entsteht jetzt die Frage, ob wir nicht diese auffälligen und reich verzierten Gürtelplatten der Frau, namentlich auch in Verbindung mit der Körperstelle, an der sie sich befinden, als eine Umhegung und Heiligung der weiblichen Mitte, des der Mutter Erde symbolisch zugeordneten weiblichen Bezirkes zu begreifen haben. Das dürfte niemals sicher zu beweisen sein, aber es gibt doch Tatsachen, die diesen Gedanken unterstützen. So kennen wir aus dem Gebiet der Hallstattkultur Gürtel aus Bronzeblech, die immer nur in Frauengräbern gefunden wurden und die mit bekannten Sonnensymbolen, dem Sonnenroß, dem Sonnenvogel geschmückt sind. Ein Blechgürtel von Blankenburg, Kr. Angermünde, trägt mehrere Sonnenräder. Ich zeige hier einen Halsschmuck (Abb. 98), den Ring von Roga bei Friedland im Museum Schwerin mit der Darstellung eines von Männern aufgeführten Reigentanzes, eines Kulttanzes, dazu Drachen, die wir schon auf Grund ihrer Verwandtschaft mit dem Hallstattvogel höchstwahrscheinlich als Sonnensymbol zu deuten haben. Ob auch das schöne Spiralornament der früheren Gürtelplatten, das Sternmuster der Gürteldosen, das Wellenband der späten „Hängegefäße" und Gürtelglocken sinnbildlich auf die Sonne oder auf den Sonnenlauf bezogen wurde, kann fraglich scheinen. Dagegen ist es wieder wahrscheinlich, daß wir die Drachen auf einer Gürtelglocke aus Neubrandenburg (Abb. 99) wiederum als Sinnbild der Sonne zu verstehen haben.

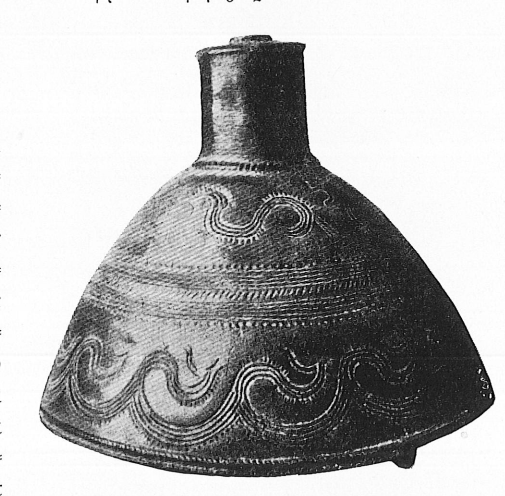


Abb. 99. Gürtelglocke von Neubrandenburg, V. Stufe der nord. Bronzezeit

Hier entsteht aber die Frage, ob nicht unsere Volkskunst und zwar der Bauernschmuck die Möglichkeit bietet, solche Gedanken zu bestätigen und zu ergänzen. Es ist vor allem der Frauengürtel zu erwähnen, der als Symbol der Keuschheit, z. B. von den Dirnen im Mittelalter nicht getragen werden durfte, der noch heute zum Brautschmuck gehört und wie die Brautkrone vielfach Besitz der Dorfgemeinschaft ist, um nur an unberührte Bräute verliehen zu werden. Ich denke dann an den Brautkranz, der nur geschlossen sein darf, wenn die Braut eine Jungfrau ist, im gegenteiligen Fall dagegen an einer Stelle geöffnet sein muß.

Aber das sind Gedanken, über die vielleicht die noch kommenden Vorträge über den Schmuck unseres Volkes nähere Auskunft geben werden.

Westgermanischer Schmuck der Eisenzeit

Von

Werner Radig, Elbing

Es ist viel zu wenig bekannt, daß es kein anderer als der Vater der nordländischen Dichterin Sigrid Undset war, der mit seinem Buche „Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa" ein grundlegendes Werk geschaffen hatte, auf dem alle weitere vorgeschichtliche Forschung fußte. Sicherlich hat er seiner Tochter die Liebe zum alten Volksleben mitgegeben, wie es in der Welt einer Kristin Lavranstochter sichtbar wird.

So soll die Betrachtung des westgermanischen Schmuckes auch kein Beitrag zur typologisch-chronologischen Forschung sein, sondern sie mag in ihrer eigenen Fragestellung das volkskundliche Bild der westgermanischen Vorfahren zu ergänzen streben. Der westgermanische Lebensraum reichte in seinem älteren Abschnitt, d. h. in der älteren Eisenzeit, die heute die letzten Jahrhunderte der „Urgermanenzeit" (bis 500 v. d. Ztr.) umschließt, vom Niederrhein bis zur Oder und von Holstein bis nach Böhmen. In der jüngeren Eisenzeit und den anschließenden Jahrhunderten der „Großgermanenzeit" machte die stetige Landnahme der Westgermanen gewaltige Fortschritte, so daß die bäuerlichen Siedler und Handwerker in vielen Kampf- und Notjahren nicht jene ausgeglichene Kunstübung pflegen konnten, wie sie etwa aus dem Schmuck der Urgermanenzeit spricht. Es ist ein Zeitalter herber Schlichtheit hereingebrochen; unruhevolle Jahrhunderte öffneten fremden Kultur- und Stilströmen die Tore Germaniens, wie dies in Hallstatt- und Latèneeinflüssen zum Ausdruck kommt. Dennoch schuf der westgermanische Bronze- und Eisengießer sowie der Schmied genug eigenvölkische Formen, denen unsere besondere Aufmerksamkeit gilt.

Die norddeutsche Forschung schöpfte die Kulturhinterlassenschaft aus Urnenfriedhöfen, die den einzelnen Stufen der Entwicklung ihre Fundortsnamen verliehen haben. Viele der namengebenden Friedhöfe liegen im Kreise Ülzen. Die Wessenstedtstufe reicht von 750—600 v. d. Ztr., die Jastorfstufe von 600—300, die Ripdorfstufe von 300—150, die Seedorf- oder Rieste-Nienbüttelstufe von 150 bis zu Beginn unserer Ztr. (Christi Geb.); es folgen dann die Stufen von Darzau, Kr. Dannenberg, von 0—200 n. d. Ztr., und von Rebenstorf, Kr. Lüchow, von 200—350 n. d. Ztr.

Überschauen wir den Formenschatz westgermanischen Schmuckes, so finden wir mannigfaltige Gewandnadeln und Fibeln (Spangen), verzierte Gürtelschließen und anderen Kleiderschmuck. Als ausgesprochener Körperschmuck begegnen Hals- und Armringe, Ohr- und Haarschmuck.

Die Gewandnadeln sind vorwiegend aus Bronze hergestellt, da das Eisen in der älteren Eisenzeit noch recht kostbar war und außerdem nicht leicht oder gar völlig geschmolzen werden konnte. Für die Bronzeguß- und Schmiedearbeiten gab es dagegen schon eine alte Tradition, die vom Norden her ebenso deutlich wird wie vom Süden. In der Wessenstedtstufe sind besonders gern die bronzenen Schwanenhalsnadeln benutzt worden. In dieser und der folgenden Stufe hat man sie auch schon aus Eisen gebogen. Diese Zweckform der Schwanenhalsbiegung unterhalb des Kopfes ist äußerst geschmackvoll. Die Form ist jedoch nicht eigengermanisch, sondern im Hallstattkreise zu Hause und bei

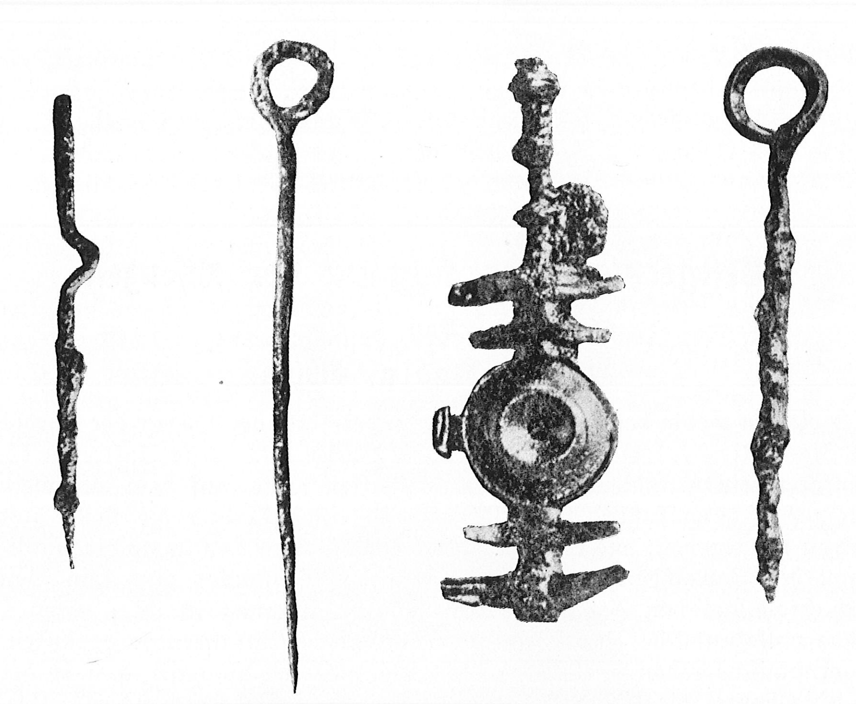


Abb. 100. Westgermanische Kropfnadeln und Tindsdahler Fibel aus der Großgermanenzeit

den Illyrern der späten Lausitzer Kultur, dem Billendorfer Typus (dort freilich meist in Bronze), sehr beliebt gewesen.

Noch praktischer ist jedoch die Nadel, deren Hals in seiner Biegung deutlich vom Nadelschaft und vom Nadelkopfe abgesetzt ist. Diese sog. Kropfnadel wurde mit Vorliebe von den Westgermanen der Jastorfstufe getragen (Abb. 100). Da der Kropf keineswegs „schmückt", so verlegte man den Zierrat in den Nadelkopf, der z. B. flach abgeplattet oder quergerieft ist. Entweder besitzt diese Kropfnadel eine waagerecht angebrachte Scheibe (Knopf) oder eine senkrechte Scheibe mit Tutulus. Es gibt unter diesen auch noch einige Sondertypen: Die „holsteinischen" Nadeln mit konischem Kopf und die Flügelnadeln mit kurzen Flügelarmen.

Zu den schlichten Gebrauchsnadeln ohne Schmuckcharakter gehören die bronzenen Rollennadeln und die mit Öhr oder Öse, die man auch als „Nähnadeln" bezeichnet hat. Das Eisen tritt besonders bei den gekröpften Nadeln als Werkstoff in den Vordergrund. Die Bombennadeln wollen wir wegen ihres hallstättischen Charakters nur erwähnen.

In der Ripdorfstufe sind einige dieser Typen noch weiter im Gebrauch geblieben. Die Flügelnadel hat sich zu einer „Kreuznadel" von stattlichen Ausmaßen entwickelt. Die Gewandnadel beginnt aber immer mehr der Spange, d. h. der Fibel, wie sie vom Latènekulturkreis ausgeht, zu weichen.

Die Fibeln trugen in der älteren Eisenzeit nordischen oder hallstättischen Stileinfluß deutlich zur Schau. So lebt die nordische gewölbte Plattenfibel in weitergeführter Eigenform fort. Als nordische Nacharbeit gilt die Hallstätter Brillenfibel mit kantigem Bronzedraht, besonders diejenige mit vier Scheiben (vgl. auch Abb. 110). Während die oben erwähnten Bronzefibeln der Wessenstedtstufe angehören, bildete der Gießer und Schmied der Jastorfstufe besonders bemerkenswerte Typen heraus. Auf einem Hügelgräberfeld bei Blankenese barg man die Tindsdahler Fibel mit einer Bronzescheibe und anschließenden Sprossen (Abb. 100). Die Heitbracker Fibel, die im

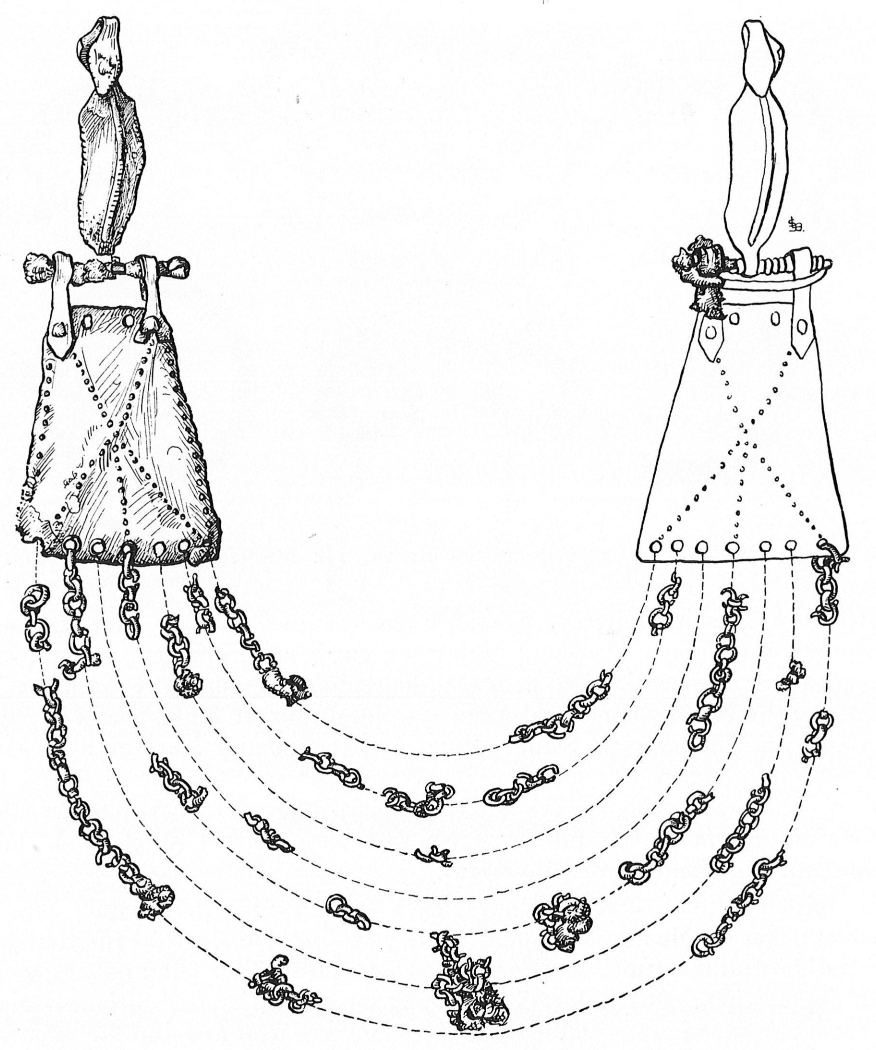


Abb. 101. Sog. Altmärker Fibel von Blankenfelde, Kr. Teltow

Unterelbegebiet zu Hause ist, besteht aus einem Eisenbügelband, auf dem eine Bronzeblechscheibe sitzt. Auch Nadel und Nadelhalter bestehen aus einzelnen Teilen dieser mehrteiligen Fibel.

Das ganze westgermanische Kulturgebiet wird sodann mit Latènefibeln beliefert, seien es nun eingeführte Stücke oder solche, die eine hochentwickelte keltische Handwerkerschicht im westgermanischen Neuland für die Westgermanen erzeugt hat. Jedenfalls finden wir in vielen westgermanischen Brandgräbern Frühlatènfibeln, die paarweise getragen werden. Wir sind glücklich, hier über die Tragweise und unter Umständen auch über den Kleiderschnitt jener Westgermanen der Jastorfstufe etwas Näheres zu erfahren (Abb. 102).

In Mitteldeutschland gibt es eine ganze Reihe von Kettenfibeln, wenn man sie so nennen will, die mit dünnen, leichten Ketten verbunden sind, weshalb es naheliegt, eine Gehängeart als Vorform anzunehmen, die nur die Fibeln mit Schnuren oder Bändern verband. Aus leichten Kettengliedern besteht auch das Fibelgehänge mit einem Fibelpaar, das in Wiederau b. Borna (Abb. 102) geborgen wurde. Die Fibelpaare saßen zweifellos an dem senkrechten Saum eines lose umgeworfenen Schultermantels, der offen

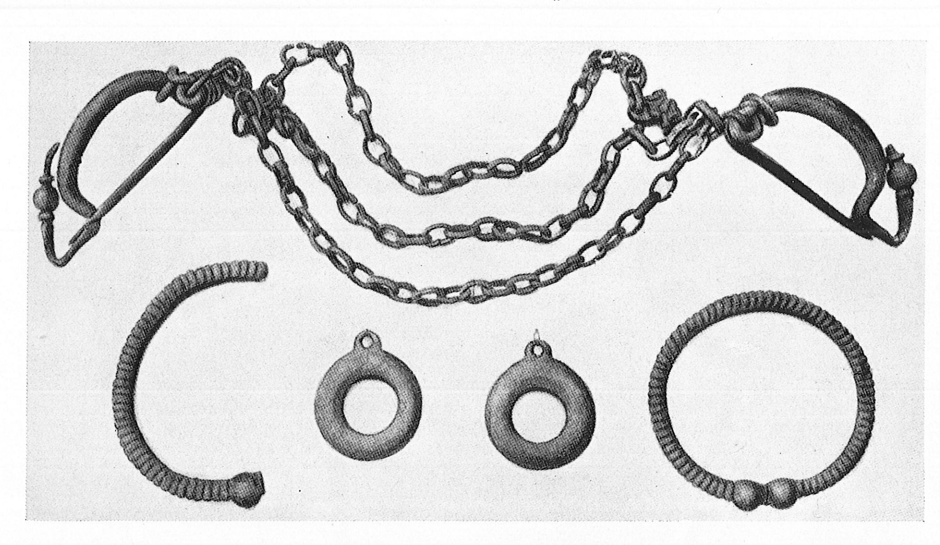


Abb. 102. Westgermanisches Kettenfibelpaar aus Bronze von Wiederau bei Borna; Armringe u. a.

getragen wurde. „Ein späteres, geschichtliches Beispiel für das hier angenommene Kleidungsstück und seinen Verschluß bietet der durch ein Schließenpaar mit Band zusammengehaltene, vorn weit offen stehende, lange Schulterumhang romanischer Zeit, wie ihn beispielsweise die Klugen Jungfrauen am Magdeburger Dom oder die Stifterfigur der Gerburg im Naumburger Dom zeigen. Dieser Umhang kehrt auch in der männlichen Tracht der gleichen Zeit wieder. Das Rittergrab im Merseburger Dom, um 1260 entstanden, und der berühmte Reiter des Georgenchores im Bamberger Dom sind Belege dafür. So beschränkt sich denn der Gebrauch unserer Fibel- und Nadelpaare auch nicht auf ein Geschlecht" (Moschkau).

Die mitteldeutschen Brustgehänge liegen dem Hallstattkreise und dem Latènekulturgebiet näher als die norddeutschen. So ist es richtig, die Vorliebe für Kettengehänge aus der Hallstattkultur abzuleiten. Die Kelten des Latènestiles selbst haben jedoch diesen Schmuck nicht besessen. Er hat sich bei den Westgermanen besonders entfaltet, wie dies die sog. Altmärker Fibel beweist (Abb 101). Dieser Typus zeigt uns nun Fibelpaare, die sich nicht mit den angehängten Kettenbändern begnügen. Die breit liegenden Ketten sollten auch gefällig über die Brust fallen. Man mußte daher kleine Platten schaffen, deren Unterkante die Kettenenden aufnahm und zugleich parallel ordnete. Diese trapezförmigen, mehr rechteckigen oder auch geschweiften Eisenplatten waren in verschiedener

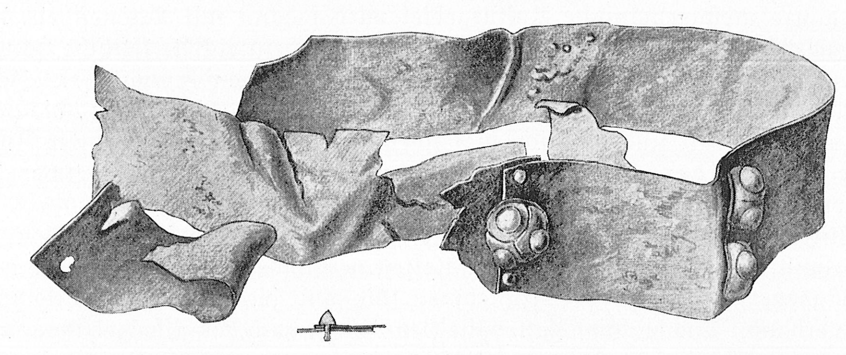


Abb. 103. Westgermanischer Bronzebandgürtel mit Beschlägen und reichverziertem Schließhaken (vgl. Abb. 106) von Bodenbach in Nordböhmen



Abb. 104. Tragweise des Schulterbrustgürtels und des Lendengürtels von Hamburg-Altengamme. Zeichn. v. M. Friedrichs

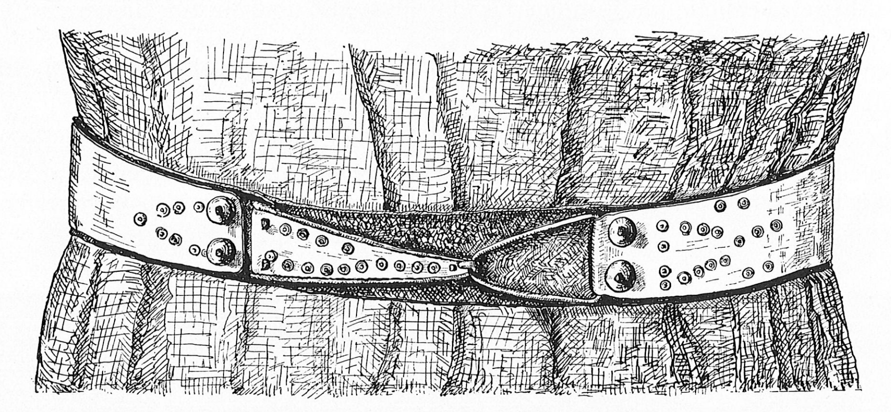


Abb. 105. Westgermanischer Bronzebandgürtel mit Eisengürtelhaken und aufgelegtem Bronzeblech von Blankenfelde, Kr. Teltow

Weise verziert und ebenso unterschiedlich mit den Fibeln (oder Nadeln) verbunden. Der Neufund von Blankenfelde zeigt ein kunstvolles Scharnier, das der Feinschmied mit der Fibel verbunden hat. Jene „Wieblitzer Spange", wie sie in der Altmark genannt wurde, ist auch in Brandenburg und Niedersachsen anzutreffen. Die bekannte Bülstringer Fibel wird in die Jastorfstufe gestellt.

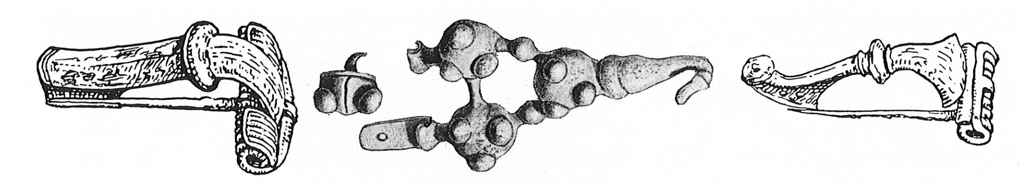


Abb. 106. Westgermanische Fibeln aus Bronze aus dem 1. Jahrh. nach Beginn d. Zeitr.; (in der Mitte) Bronzegürtelhaken von Bodenbach (vgl. Abb. 103)

In der Ripdorfstufe fallen nun innerhalb der Fibeln mit dem Latèneschema die Eichelfibeln auf, die als früh bezeichnet werden müssen. Die Seedorfstufe bringt eine Sonderform der Spätlatènefibel hervor, die sog. „rechteckige“ Fibel wegen ihres rechteckigen Rahmenbügels heißt, der oben bandförmig verbreitert ist, was übrigens bei der Blankenfelder Fibel auch dort in Blattform zu beobachten war.

Die überkommenen Spangentypen bleiben zwar im 1. Jahrhundert n. d. Ztr. im Gebrauch, werden aber dann von den beherrschenden Typen der germanischen Einzelstämme verdrängt. Almgren war es, der den germanischen Charakter dieser Fibeln erkannt hat. Es sind weder italische, noch provinzialrömische Handwerksleistungen, sondern germanische Arbeiten. Voran steht z. B. die sog. eingliedrige Armbrustfibel mit breitem Fuß; der Draht der Spiralrolle ergibt die sog. Armbrustkonstruktion. Während die knieförmig gebogene Fibel eine engere Verbreitung fand, liebte man es sehr, bronzene Gewandspangen mit zweilappiger Rollenkappe zu tragen (Abb. 106). Die Bügel sind meist breit und verziert, zumindest aber kräftig profiliert, so daß man viele Abarten oder „Muster“ aufzählen könnte. An diese älteren Fibeln der Darzaustufe schließen sich die jüngeren Typen des 3. und 4. Jahrhunderts an. Die Armbrustfibel wird jetzt vom Bronzeschmied in drei Gliedern, Bügel, Spirale und Nadel für sich hergestellt und dann zusammengesetzt. Dazu erhält diese Fibel einen hohen Nadelhalter. Eine andere Struktur erhält die Fibel mit umgeschlagenen Fuß. Diese Spangen wurden bisweilen auch aus Edelmetall hergestellt.

So arbeitete der heimische Handwerker schließlich auch noch die auffälligen „Scheibenfibeln“; auf den als Bronzeblechscheibe geformten Bügel lötete er „die in Silberblech ziselierten Tiergestalten“ auf, wie sie als Eber, Hase und Hund dem Quellopfer von Pyrmont wieder entstiegen sind.

Den Kleider- oder Gewandschmuck würden wir nur unvollkommen beschrieben haben, wenn wir nicht auch der Ledergürtel gedächten, die vielgestaltige Gürtelschließen besaßen. Bisweilen hat auch der ganze Gürtel gehobenen Schmuckcharakter, indem er selbst ganz aus glänzendem Metall hergestellt ist.

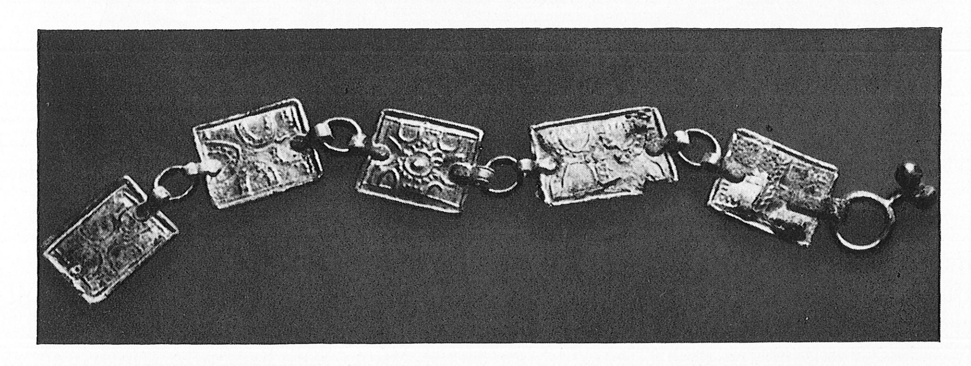


Abb. 107. Swebischer Plattengürtel aus Bronze von Hamburg-Fuhlsbüttel

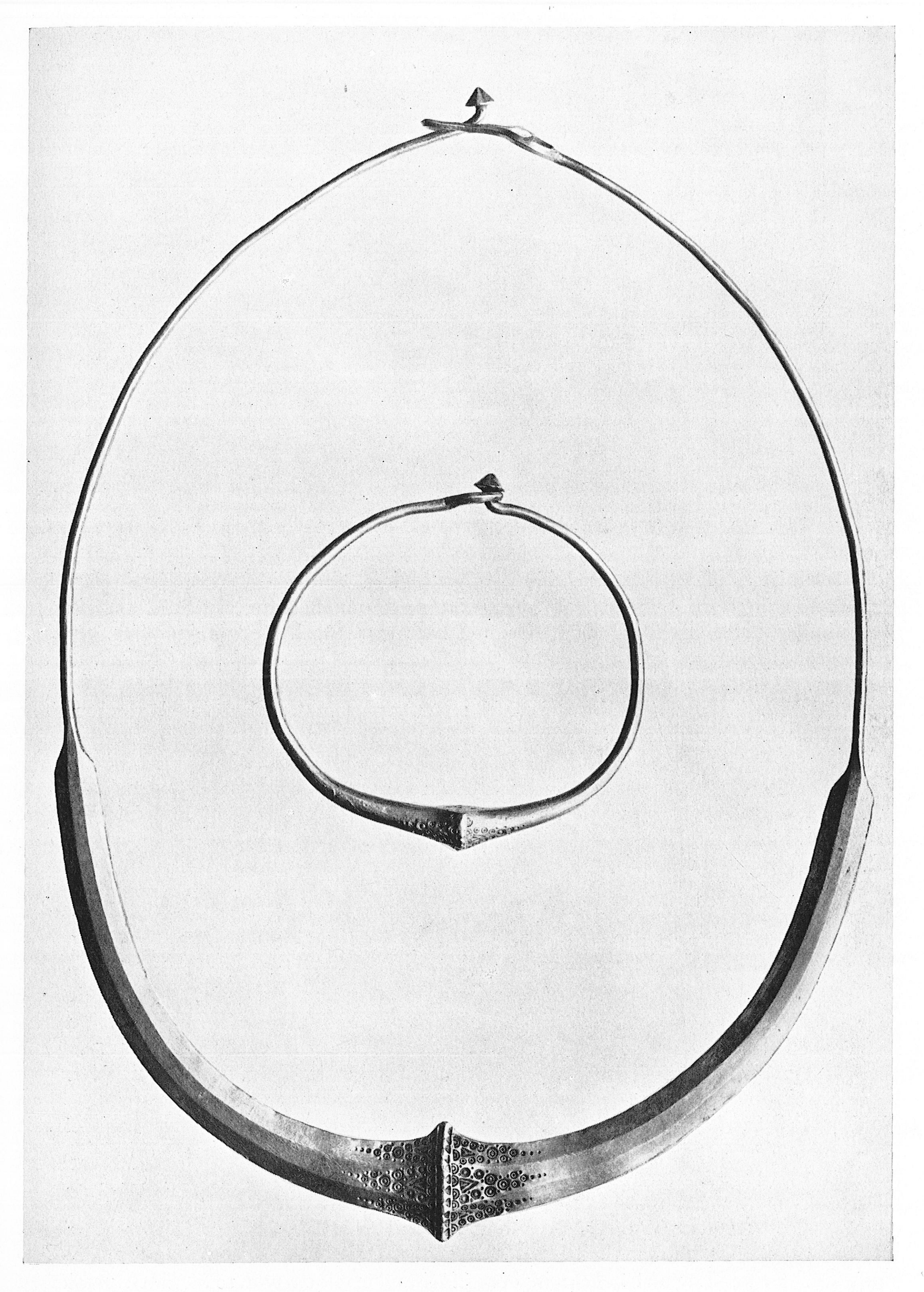


Abb. 108. Goldener Halsreif und goldener Armring von Östrich, Kr. Iserlohn

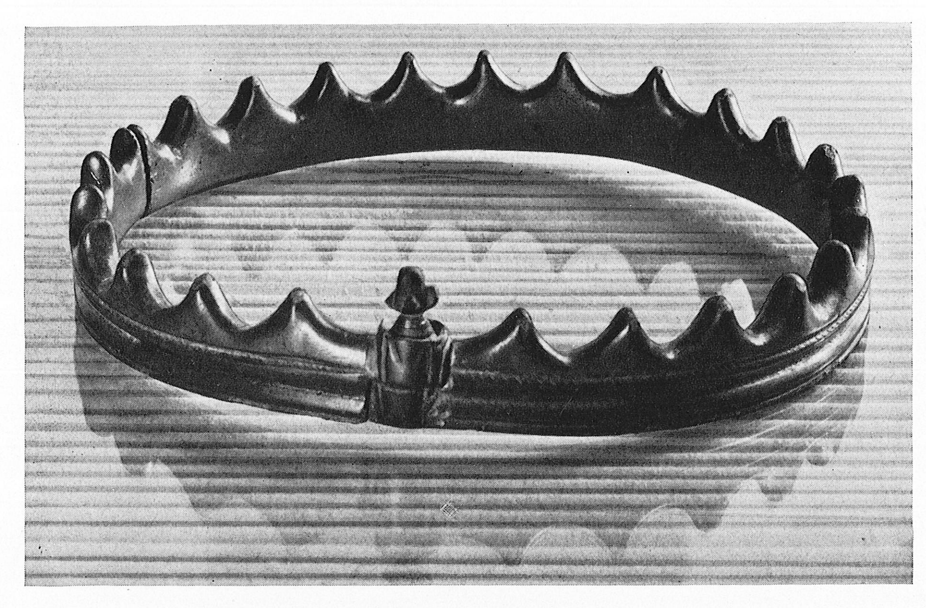


Abb. 109. Westgermanischer Kronenhalsring mit Scharnier von Klinge, Kr. Cottbus

Der alte Wessenstedter Gürtel ist denkbar schlicht; ein dreieckiger, besser dreiarmiger Eisenhaken greift in den Eisenring, die beide an je einem Ende des Ledergürtels oder des Lendengurtes sitzen. Der Jastorfer Gürtelhaken ist ein ebenso schlichtes, zungenförmiges Eisenband. Erst im späten Jastorf hat man einen eisernen Querriegel angenietet.

Eine Wessenstedter Entsprechung ist wohl der „gespaltene" oder „sporenförmige" Gürtelhaken, der an breite Bandgürtel Mitteldeutschlands geheftet wurde. Die Grundform scheint also von der älteren Nordgruppe zu kommen, während die mitteldeutschen Eisenhaken etwas jünger und der Bodenbacher Kultur zeitlich zuzuordnen sind. Die Westgermanen des Bodenbacher Brandgräberfriedhofes haben einst auch solche Gürtel getragen, nicht bloß Eisenschließen, sondern bronzene, die im keltischen Stile verziert sind. W. Schulz meint, „diese Bronzegürtelhaken dürften aus keltischen Werkstätten hervorgegangen, aber für den Bedarf der germanischen Brandgräberbevölkerung gearbeitet sein. Wohl der Verzierungsstil, nicht aber die Form hat bei den Kelten ihr Vorbild". In der Tat entstammen die Tierköpfe (an den Fibeln), die Knöpfe mit Füllhornwirbel und gar die stilisierte Menschengestalt des Gürtels von Leipzig-Connewitz (Abb. 111) dem keltischen Latènestil. Diese Gürtel aber wurden, — sowohl die Leipziger wie die Gürtel der Oschatz-Riesaer Elbgermanen und die üppigen Bodenbacher Bronzebandgürtel mit Knopfbeschlägen, von Westgermanen getragen (Abb. 103). Die dreieckigen Gürtelhaken leben nach Tackenberg bis in die Hermundurenzeit fort.

In eine etwas ältere Zeit und in den benachbarten Hallstattkreis weist der Neufund von Blankenfelde, Kr. Teltow; dieser enthielt u. a. einen Ledergürtel mit Bronzeblechband und dreieckigem Eisenhaken mit aufgelegtem Bronzeblech (Abb. 105). Rein keltischen Ursprunges sind übrigens die bronzenen Gürtelketten, die wohl als Wehrgehänge benutzt wurden und deshalb hier ausscheiden.

Der Westgermane schmückte sich endlich noch mit dem „holsteinischen Plattengürtel", der über Holstein hinaus verbreitet ist (Abb. 107). Er gehört im allgemeinen der Seedorfstufe an. Seine Eigenart besteht in dem Aneinanderreihen von rechteckigen verzierten Bronzeplatten, die durch Ösen und Ketten bzw. Ringe miteinander verbunden sind. Diese Gürteltracht stammt aus dem Voralpengebiet sowohl Österreichs wie Bayerns; der Hallstattkreis gab sie den keltischen und illyrischen Stämmen als unverlierbares Erbe.

„Diese Gürteltracht überdauerte die Germanisierung und steht heute noch in der Volkstracht in einzigartiger Blüte" (G. Müller). Die Tragweise dieser Gürtel ist klar; es waren Lendengürtel. Nur der Prunkgürtel von Hamburg-Altengamme ist eher eine Schärpe, weshalb man ihn als Schulterbrustgürtel bezeichnet (Abb. 104). Symbolische Zeichen auf den Gürteln weisen auch auf die geradezu symbolische Gürteltracht der germanischen Frau hin. Der Gürtel ist nicht bloß ein Zweckgerät, dessen man zum besseren Halt des Kleides bedarf, sondern ein Schutz für den der mütterlichen Bereitschaft vorbehaltenen, geweihten Boden.

Vornehmlich dem Zierbedürfnis dient der Körperschmuck, der hauptsächlich von der Frau getragen wurde, wennschon auch der Mann aus indogermanischem Erbe, — wie der sterbende Gallier, den Ringschmuck am Halse nicht mied.

Der Ahne jenes gallischen Torques ist der bronzene Wendelring der Wessenstedtstufe, über dessen handwerkliche Entstehung schon früher (Radig 1927) und jetzt hier (Crome, vgl. S. 185ff.) geschrieben wurde. Fünfmal „wendet" der Canitzer Halsring seine Richtung und wirkt dadurch so edel. Die sog. „falschen" Wendelringe waren so hergestellt, daß man die Ringe goß oder daß man die Windungen und Wendungen eingravierte. Es gab auch eiserne Wendelringe. (Vgl. Halsring an der Gürtelfigur (Abb. 111.)

In die Jastorfstufe (bzw. Ripdorfstufe) fügen sich die merkwürdigen „Kronenhalsringe", d. h. Scharnierringe mit einem Knipsschloß, ein. Sie haben ihren Namen von den Zacken der Oberkante erhalten (Abb. 109, 110). Der Ringschmuck tritt dann in den letzten Jahrhunderten v. d. Ztr. stark zurück, bis die Westgermanin bisweilen die gotischen Schlangenkopfarmbänder paarweise trägt oder seit dem 3. Jahrhundert n. d. Ztr. das silberne Tierkopfarmband anlegt. Dann kommen auch schon im 4. Jahrhundert die goldeuen Hals- und Armringe mit birnenförmigem Schließhaken (Abb. 108) und die offenen Armringe mit keulenförmig verdicktem Ende aus Silber oder Gold auf. Die alteisenzeitlichen Hohlwülste des Hallstattkreises kann man ebensowenig zum eigengermanischen Schmuck zählen wie die keltischen Petschafts- und Knotenringe des Latènestiles.

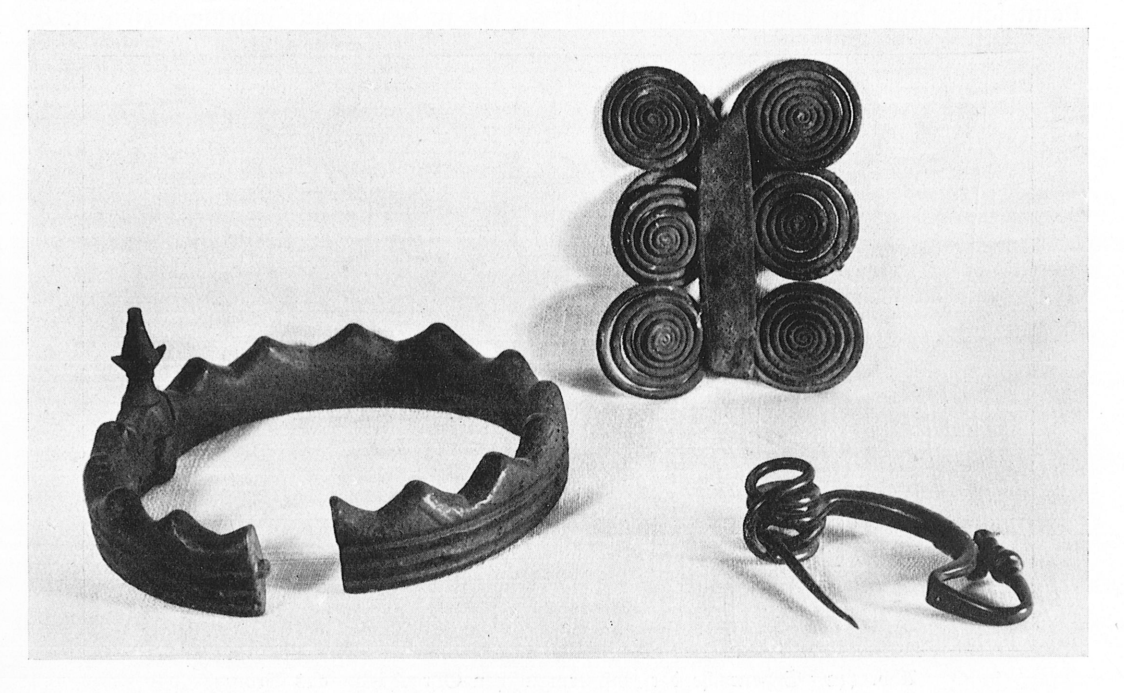


Abb. 110. Kronenhalsring mit Scharnier, Spiralplattenfibel und Frühlatène-Fibel aus Bronze aus Niedersachsen

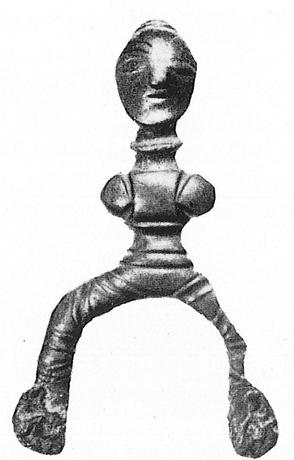


Abb. 111. Westgermanischer Bronzegürtelhaken in Menschengestalt mit einem Torques im Latène-Stil von Leipzig-Connewitz

Schon die westgermanische Frau des 8.—5. Jahrhunderts v. d. Ztr. schmückte sich gern mit bronzenen Ohrgehängen. Die ältesten dürften die **schildförmigen Ohrringe** (Abb. 112 a) sein, an deren rechteckigem, mit getriebenen Zierbuckelchen ausgestatteten, gewölbten Bronzeblechplättchen auf der einen Seite ein Drahthäkchen, auf der anderen Seite ein Loch sitzt. Sie gehören in die älteste Jastorfstufe, fehlen aber in Norddeutschland, während sie in Mitteldeutschland und Böhmen anzutreffen sind. Die **Segelohrringe** (Abb. 112 b) aus halbkugelig geblähtem Bronzeblech sind etwas jünger. Auf den Drahtring hat die Trägerin (oder der Hersteller?) gern eine kobaltblaue Glasperle aufgeschoben. Die Glasperlen werden übrigens um den Beginn unserer Ztr. auch für Halsketten häufiger. In der Ripdorfstufe sieht das Ohrgehänge wieder etwas anders aus: Der Bronzedrahtring wurde zu einer kleinen **Spiralscheibe** (Abb. 112 c) gewunden. Dann scheint sich der Ohrschmuck zu verlieren, bis in den ersten Jahrhunderten n. d.

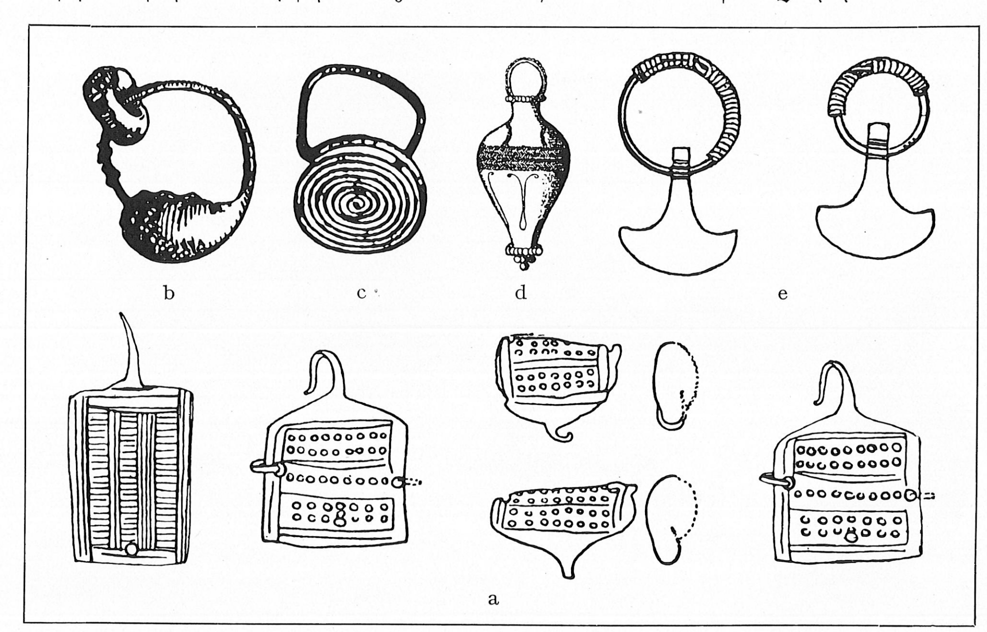


Abb. 112. Typenreihe der westgermanischen Ohrgehänge aus Bronze:
a) Schildförmige Ohrringe (Elb- und Muldenland), b) Segelohrring mit Glasperle (Jastorf-Stufe), c) Spiralohrring (Ripdorf-Stufe), d) Goldberlock (Profitz-Piskowitz), e) Silberne „Thorshämmer" (Großromstedt)

Ztr. die fein granulierten **Goldberlocks** (Abb. 112 d) von den westgermanischen Edelbäuerinnen und Fürstinnen getragen wurden, denn nicht jede konnte sich solch eines kostbaren Geschmeides erfreuen. Mit Symbolgehalt sind die **Thorshämmer** vom hermundurischen Großromstedt (Abb. 112 e) als Ohrgehänge ausgestattet.

Über den **Haarschmuck** der Westgermanen wissen wir recht wenig, denn in der älteren Eisenzeit fehlen wie in den letzten Jahrhunderten v. d. Ztr. Schmuckstücke dieser Art. Der **Haarknoten** des swebischen Mannes über der rechten Schläfe war gewiß ein Schmuck; vielleicht haben die ältesten Elbsweben zu dieser Haartracht die bronzenen „**Spargelkopfnadeln**" (Abb. 113), jene dicken, am Halse gerippten Nadeln, die keine Spitze, sondern eben ein stumpfes Ende aufweisen, getragen. Andernfalls müßte man diese Schmuckgeräte etwa als **Knebel** zum Gewandverschluß ansehen. Im Norden fehlen sie.

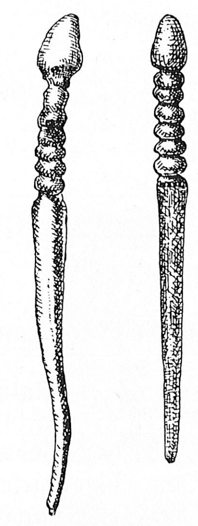


Abb. 113. Bronzene „Spargelkopfnadeln" der Bodenbacher Kultur

Erst in den ersten Jahrhunderten n. d. Ztr. erobert sich der Horn- und Knochenkamm bei der Westgermanin die beliebte Stellung, die der Kamm bei der ostgermanischen Gotin schon früh besaß. Dieser reich verzierte Kamm ist trotz der vorhandenen, ebenso schönen wie zweckmäßigen Knochenhülsen nicht nur Gerät, sondern Haarschmuckstück gewesen, wie es die Völkerwanderungszeit lehrt.

Bei dem Gang durch 1000 Jahre westgermanischen Gestaltens sahen wir, daß der Handwerker Altererbtes weiter pflegte, aber auch neuen Anstößen von außen zugänglich war. Stets aber entwickelte er bei sich nur eigenes Volksgut, denn nur dieses entsprach dem Geschmack der Schmuckträger. Auf längere Zeit hält sich im Zeitalter einer geschlossenen germanischen Lebensordnung immer nur das, was alles Modische an innerem Gehalt weit überflügelt, weil es dem eigenen Volkstum in Machart und Stil entspricht.

Schrifttum

Almgren, Oskar, Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristl. Jahrhunderte. 2. Aufl. Leipzig 1923. Mannus-Bücherei Nr. 32. — **Beltz, Robert**, Nordischer Kreis, Eisenzeit. Im Reallexikon der Vorgeschichte. Hrsg. von Max Ebert, Bd. IX, 1927. — **Frenzel-Radig-Reche**, Grundriß der Vorgeschichte Sachsens. 2. Aufl. Leipzig 1934. — **Jacob, K. H.**, Die Latènefunde der Leipziger Gegend. In: Jahrbuch Völkermuseum Leipzig 2, 1907, S. 57—97. — **Jacob-Friesen, K. H.**, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte. 2. Aufl. Hildesheim u. Leipzig 1934. — **Kiekebusch, Albert**, Der Kettenschmuck der vorrömischen Eisenzeit. In: Prähist. Zeitschr., Bd. VIII, 1916, S. 108 ff. — **Knorr**, Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein 1910. — **Kossinna, Gustaf**, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. Hrsg. v. W. Hülle. 7. Aufl. Leipzig 1936. — **Derselbe**, Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Leipzig 1937. — **Derselbe**, Germanische Kultur im 1. Jahrtausend. Bd. 1. Leipzig 1932. — **Kropf, Walter**, Grabfunde der frühen Großgermanenzeit aus Blankenfelde, Kr. Teltow. In: Mannus-Zeitschr. Jahrg. 30, H. 1, 1938, S. 98—121. — **Matthes, Walter**, Die nördlichen Elbgermanen in spätrömischer Zeit. Mannus-Bücherei Nr. 48. Leipzig 1931. — **Mirtschin, Alfred**, Germanen in Sachsen, im bes. im nordsächs. Elbgebiet während der letzten vorchristl. Jahrhunderte. Riesa 1933. — **Moschkau, Rudolf**, Germanische Funde aus Nordwestsachsen. In: Die Fundpflege, Jahrg. 1, H. 4—6. = Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde 1933. — **Müller, G.**, Swebische Gürtel. In: Mannus-Zeitschr. Jahrg. 30, H. 1, 1938, S. 33—62. — **Näbe, Max** und **Kossinna, G.**, Ein eisenzeitlicher Depotfund von Wahren b. Leipzig. In: Mannus-Zeitschr., Jahrg. 7, 1915, S. 83—126. — **Radig, W.**, Der Wendelring von Canitz a. d. Mulde. In: Mitt. d. Wurzener Gesch.- u. Altertumsver. 1927. — **Derselbe**, Die Westgermanen in Muldenland. In: Mainzer Zeitschr., Bd. XXVI, 1931, S. 50—60. — **Schulz, Walther**, Keltische Bevölkerung und keltisches Gewerbe in Mitteldeutschland. In: Tagungsber. d. deutsch. Anthropolog. Gesellschaft. Leipzig 1928. S. 106—109. — **Derselbe**, Die Bevölkerung Thüringens im letzten Jahrhundert v. Chr. In: Jahresschrift für d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder. Bd. XV, 1928. — **Schwantes, Gustav**, Die ältesten Friedhöfe bei Ülzen und Lüneburg. H. 1, 2. In: Schuchhardt, C., Urnenfriedhöfe in Niedersachsen, 1911. — **Tackenberg, Kurt**, Die Kultur der frühen Eisenzeit in Mittel- und Westhannover. Hildesheim u. Leipzig 1934. — **Derselbe**, Die Germanen in Sachsen. In: Sachsens Vorzeit. Jahrb. 1937, S. 88—103. — **Undset, Ingwald**, Jernalders begyndelse in Nordeuropa. 1881. — **Uslar, Rafael v.**, Westgermanische Bodenfunde. Berlin 1938. — Ferner Abb. nach **Albrecht** (108) und **Zotz** (109).

Ostgermanischer Schmuck in der Eisenzeit

Von

Wilhelm Gaerte, Königsberg

Als im 1. Jahrhundert Plinius in seiner „Naturgeschichte" (IV, 99) die Wandilier mit den Teilstämmen Burgunden, Varinen, Charinen und Goten als die östliche der fünf Völkergruppen im freien Germanien bezeichnete, hat er damit gewissermaßen den Begriff der Ostgermanen geprägt. Von einigen griechischen Schriftstellern des 6. Jahrhunderts wurden diese Stämme unter der Benennung „gotische Völker" zusammengefaßt. Goten wie Wandalen waren aber selber nur Teilstämme der großen östlichen Völkergruppe. So führte schon Tacitus in seiner Germania (43) die Gotonen als Einzelvolk auf. Die Wandalen erscheinen bei diesem Schriftsteller als Lugier. Neben den Goten hatten nach demselben Schriftsteller die Rugier und Lemonier am Meer ihre Sitze, ebenfalls ostgermanische Stämme. Schließlich gibt auch die Weltkarte des Ptolemaeus aus dem 2. Jahrhundert eine Übersicht über den Gesamtkomplex der Ostgermanen mit Goten, Burgunden, Lugiern und Rugiern, letztere mit der Stadtbezeichnung „Rugion" auf der Karte vertreten.

Mit diesen Namen fällt zum erstenmal auf Ostdeutschland und seine Völkerverhältnisse das Frühlicht der Geschichte. Namen sind es, die für jeden deutschen Volksgenossen einen bekannten Klang haben und das Gedenken wachrufen an die Heldenzeit germanischen politischen und kriegerischen Geschehens auf alleuropäischem Boden. Weniger bekannt sind die geschichtlich überlieferten Namen wandalischer Teilstämme, wie Silingen, Hasdingen, Lakringen und Taifalen, Angehörige ebenfalls des ostgermanischen Siedlungsraumes, die in der Zeit der Völkerwanderung politisch keine erhebliche Rolle gespielt haben. Anders die Gepiden, eine Abteilung des großen gotischen Volkes. Mit ihrem eigenen Blute haben sie die Erinnerung an sich in das Buch der Geschichte eingeschrieben. Ein und dieselbe Verfassung war den gesamten Ostgermanen eigen, ferner auch die gleiche Sprache.

Gestützt auf die kurz geschilderte geschichtliche Überlieferung über ostgermanische Völker im freien Germanien hat die vorgeschichtliche Bodenforschung, allen voran unser Altmeister Kossinna mit seiner erprobten Arbeitsweise der Siedlungsarchäologie es unternommen, den germanischen Volksboden in Ostpreußen nach Zeiten und Stämmen zu bestimmen und zu umreißen. In der Spätlatènezeit setzt die Ära der ostgermanischen Völker ein. Zwei Gruppen lassen sich absondern, eine nördliche wahrscheinlich rugisch-burgundische und eine südliche wandalische. Es ist ein Zeitabschnitt spartanischer Einfachheit. Reiche Waffenbeigaben zeugen von einer hohen Wertschätzung kriegerischer Leistungen, dagegen steht der Schmuck fast völlig zurück. Was von solchem in Erscheinung tritt, verdankt sein Dasein westgermanischer Beeinflussung, wie Halsringe mit Kolbenenden, Flügelnadeln und die sogenannten Kronenhalsringe. Alle Stücke erwecken mit ihren Formen den Eindruck der Überalterung, der besonders augenfällig wird bei Betrachtung der jüngsten Formen der Kronenhalsringe mit den übermäßig lang ausgezogenen Zacken. Und in der Tat, ein halbes Jahrhundert der Entwicklung liegt hinter ihnen. Lebensunfähig geworden sterben sie ab. Sie passen nicht zu der sonst lebens-

frischen Umwelt ostgermanischer Latènezeit. Eine rühmliche Ausnahme macht der dreiteilige Gürtelhaken, der seiner Entwicklung nach dem Alter der Kronenhalsringe nicht nachsteht. Seine Dreigliedrigkeit verdankt er burgundischem Erfindergeist. Die schlanke Linie, die er sich trotz seines hohen Alters bewahrt hat und die durch Längsrippen noch unterstrichen wird, zeugt von seiner Einfühlung in diese schmuckhafte Zweckform.

Die neue Formenwelt, die für Ostgermanien mit der Spätlatènezeit beginnt, offenbart sich so recht deutlich in den Fibelformen. In jugendlicher Schönheit und Frische tritt die Gewandhafte auf den Plan, zunächst sicher kaum als Schmuck gewertet. Noch herrscht in der Formung das Konstruktiv-Zweckmäßige vor. Mit dieser stilvollen Einfachheit paart sich aber die Schönheit. Die Verfertiger dieser Fibeln haben gewiß nicht geahnt, welche reiche Entwicklungsmöglichkeiten zum Schmuck keimhaft in diesen zweckbestimmten Formen verborgen waren. In dem nächsten Zeitabschnitt, der eigentlichen Schmuckperiode, sollten sie zur Entfaltung kommen.

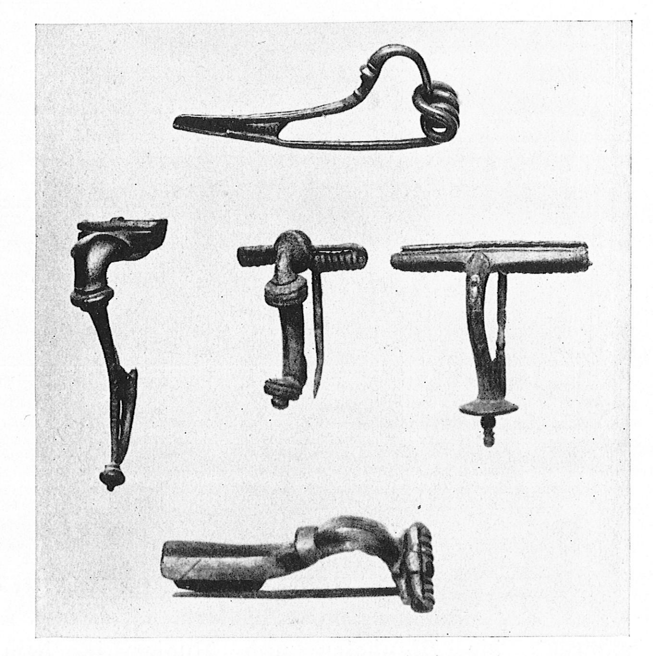


Abb. 114. Gotische Fibeln (1.—2. Jahrh. n. d. Ztr.)

Um die Zeitenwende tritt in Ostgermanien eine Umwälzung und Verschiebung der Völkerverhältnisse ein. Goten verlassen ihre Heimat in Skandinavien und nehmen Besitz vom Weichselland, verdrängen die Holmrugier-Inselrugier aus dem Weichseldelta und schieben die Grenzen des eroberten Gebietes weit in den burgundischen Raum südlich hinein. Bis über die Passarge im Osten hinaus dehnt sich allmählich der gotische Siedlungsraum aus.

Diese räumliche und volkliche Veränderung auf ostgermanischem Volksboden hatte eine völlige Umwandlung der stofflichen Kultur im Gefolge. In einem starken Bedürfnis nach Schmuck fand die neuartige Zeit ihren sinnfälligen Ausdruck. Zunächst nur zaghaft sich anbahnend machte sich seit etwa um 100 eine ausgeprägte Schmuckperiode in Ostgermanien breit. Als Schöpfer und Gestalter dürfen wir im wesentlichen die Goten ansprechen. Bei den Burgunden finden wir eine merkwürdige Schmuckarmut,

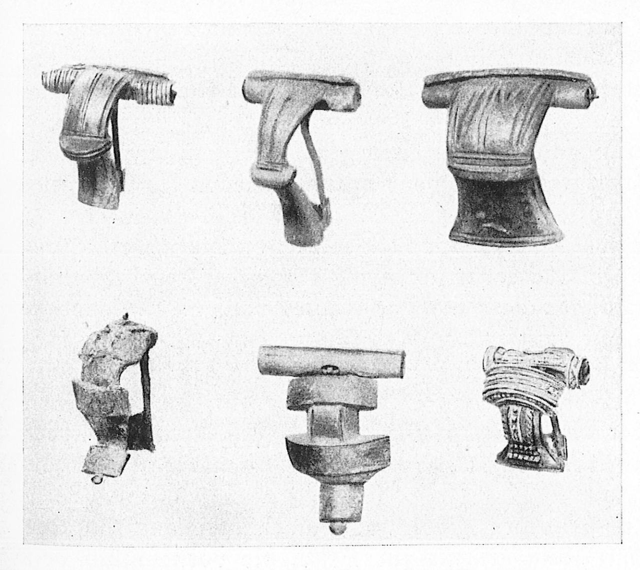


Abb. 115. Gotische Fibeln (um 200 n. d. Ztr.)

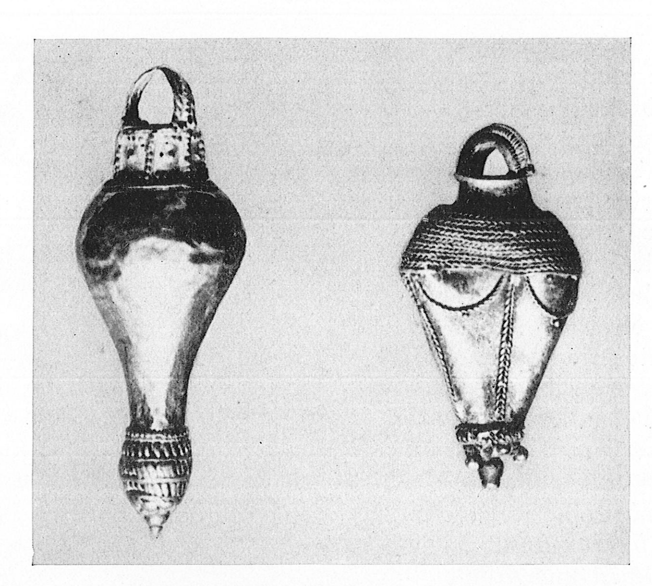


Abb. 116. Goldene Anhänger (Ostpreußen)

während die Wandalen und Rugier in dem Schmuckhandwerk nicht abseits standen.

Lassen wir nunmehr die einzelnen Schmucktypen an unserem Auge vorübergehen. Die *Fibel* (Gewandspange), früher nur als Zweckform aufgefaßt und demgemäß gestaltet, wird jetzt zum Schmuckstück allerersten Ranges. Die in dem Latèneschema keimhaft verborgen gewesenen Entwicklungsmöglichkeiten kommen nunmehr zum Durchbruch. Das Anschwellen des Bügelkopfes, das Auswachsen der Bügelringe zu Kämmen, die Profilierung des Bügelfußes, alles das sind folgerichtige, durch die Urform gegebene Entwicklungen, die für ein feines stil- und schmuckgerechtes Formempfinden ihrer Verfertiger sprechen. Neben der profilierten Fibel erobert sich vom markomannischen Gebiet Böhmens her die gefällige *Augenfibel* das ostgermanische Gebiet. Wie diese Form haben auch andere infolge der Gußtechnik dem Trieb der Verplattung nachgegeben. Und doch zeigen diese Typen, Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe und mit Sehnenhülse, in der Hochzeit ihrer Entwicklung mit den besten Leistungen straffe Zügelung und Gesetztheit. Erst in der Spätzeit dieser Stilstufe artet die ins Bandförmige zerfließende Formtendenz in einen erschlaffenden Zug aus. Die schöne harmonische Linienführung und Ebenmäßigkeit geht verloren. Verzierungen auf der breiten Fläche, die jetzt aufkommen, können hier nichts mehr retten. Maßvoll und ansprechend wirken dagegen die Sproßenfibeln mit ihren wohlabgewogenen Proportionen.

Betrachten wir gleich im Anschluß die Fibelgruppen der folgenden Stufe, des 3. und 4. Jahrhunderts. Der Stil, der diese Periode beherrscht, stellt gegenüber den behaglich-breiten Formen aus dem Ende der vorangegangenen Epoche einen völligen Umschwung dar. Die alten Fibelgruppen sterben fast ganz aus und es kommt eine Fibel zur Herrschaft, die man bekanntermaßen an Latèneformen angeknüpft hat, die *Fibel mit umgeschlagenem Fuß*. Beide verbindet die mögliche Beschränkung auf das konstruktiv Notwendige. Diese Eigenschaft hat der Fibel mit umgeschlagenem Fuß die große Überlegenheit über die alternden früheren Fibelarten verliehen und diese dem raschen Abbau zugeführt.

Gewissermaßen als Tochterform steht der Fibel mit umgeschlagenem Fuß die schmucke, reizvolle *Armbrustfibel* mit Ringgarnitur zur Seite, die vornehmlich den Gepiden im unteren Weichselgebiet eigen war.

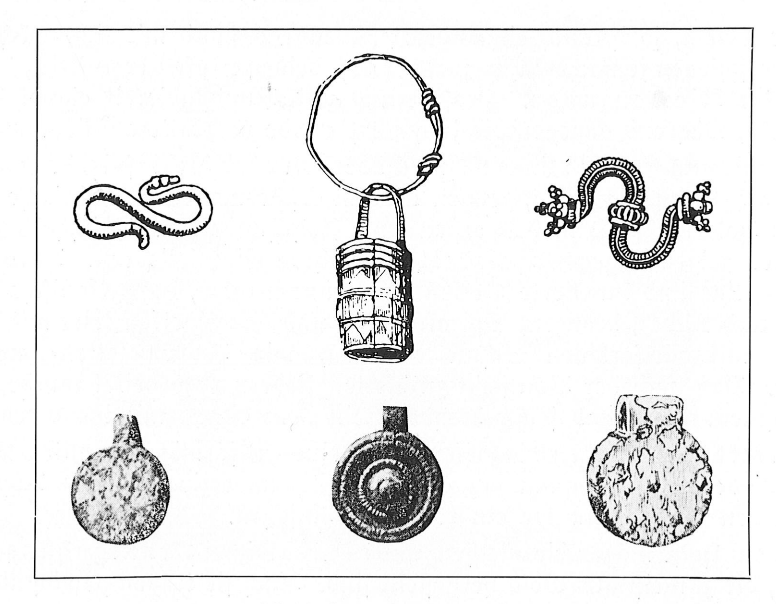


Abb. 117. Schließhaken und Anhänger (Ostpreußen)

Andere Formen wie die Fibel mit hohem Nadelhalter und die kreisförmig gebogene Fibel sind ihrem Ursprung nach westgermanisch. Knöpfe an den Enden der Achse und am Fußpunkt des Bügels erhöhen bisweilen den Reiz dieser von feinstem Stilgefühl zeugenden Schöpfungen ostgermanischen Kunsthandwerks. Einige silberne Prunkfibeln aus dem Ausgang der vorliegenden Stufe stehen wohl noch technisch betrachtet auf vollendeter Höhe, doch entbehren sie der strengen maßvollen Gesetztheit.

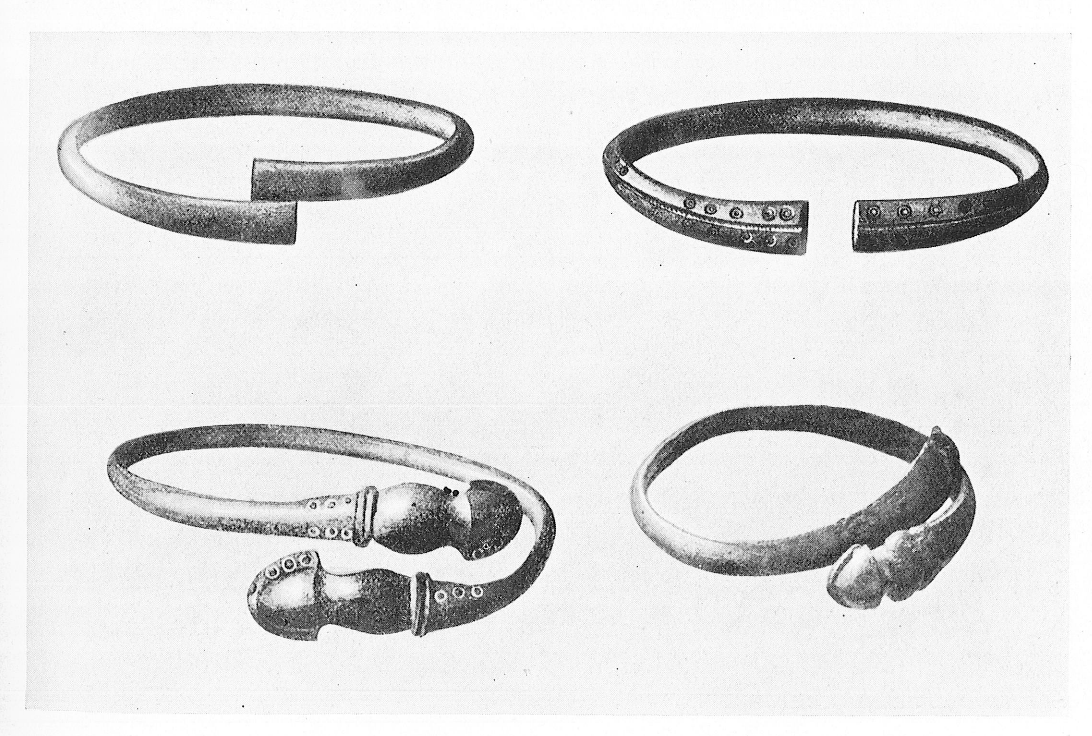


Abb. 118. Gotische Armringe (1.—2. Jahrh. n. d. Ztr.)

Wie die Fibeln, so ist auch ein anderer Zweckgegenstand mit Schmuckcharakter der Form nach verschieden je nachdem, in welcher von beiden Stufen er auftritt, der Riemensenkel bzw. die *Riemenzunge*. Profilierung und Rundstabigkeit eignet den älteren Riemensenkeln, während dagegen die jüngere Periode verplattete Gliederung aufweist.

Greifen wir nun zu dem reinen Schmuck über. Für das Bedürfnis, den von Kleidung freien nackten Hals zu schmücken, zeugen bei den Ostgermanen mannigfache Ziergegenstände. Der Halsring fehlt in den ersten zwei Jahrhunderten. Reichhaltige und vielartige Formen zeigen dagegen *Halsketten* in ihren Einzelgliedern. Darunter finden sich melonenartige und kanelierte Perlen aus grünem Glas, doppelkonische Hohlperlen aus Bronze und Silber, bronzene Spiralröllchen und Emailperlen teils mit fazettierten Ecken, teils mit vielfarbigen Schmelzeinlagen, wie Augenrosetten- und Mosaikornamenten. Daß auch der Bernstein zu Kettengliedern verarbeitet wurde, kann nicht Wunder nehmen. Man gab sogar Rohbernstein dem Toten mit ins Grab.

Die *Perlketten* wurden bisweilen durch einen S-förmig geformten Schließhaken aus Bronze oder Silber zusammengehalten. Filigranverzierung und Kugelkrönchenornament geben ihnen mitunter ein reizvolles Ansehen.

Einzeln am Halse mögen die väschen- und kugelförmigen *Prunkanhänger* getragen worden sein, die zumeist aus Gold hergestellt sind. Auch sie tragen gewöhnlich Filigranverzierung.

Der kapselförmige Anhänger wurde teils einzeln, teils mit anderen Zierarten zu einer Kette vereinigt getragen. In ihm scheint eine Verkleinerung der größeren Flachkapsel vorzuliegen, wie sie als Prunkstück mit Goldblechbelag und Silberstiftchen aus ostgermanischem Gebiet bekannt ist. Sie scheint der römischen Bulle nahezustehen.

Eine verkleinerte Nachahmung von Gebrauchseimerchen, wie sie auf uns gekommen sind, stellen auch die *Eimerberlocks* dar, die in der jüngeren Kaiserzeit auf ostgermanischem Gebiet recht allgemein vorkommen. Oft wurde zu ihrer Herstellung Edelmetall verwandt.

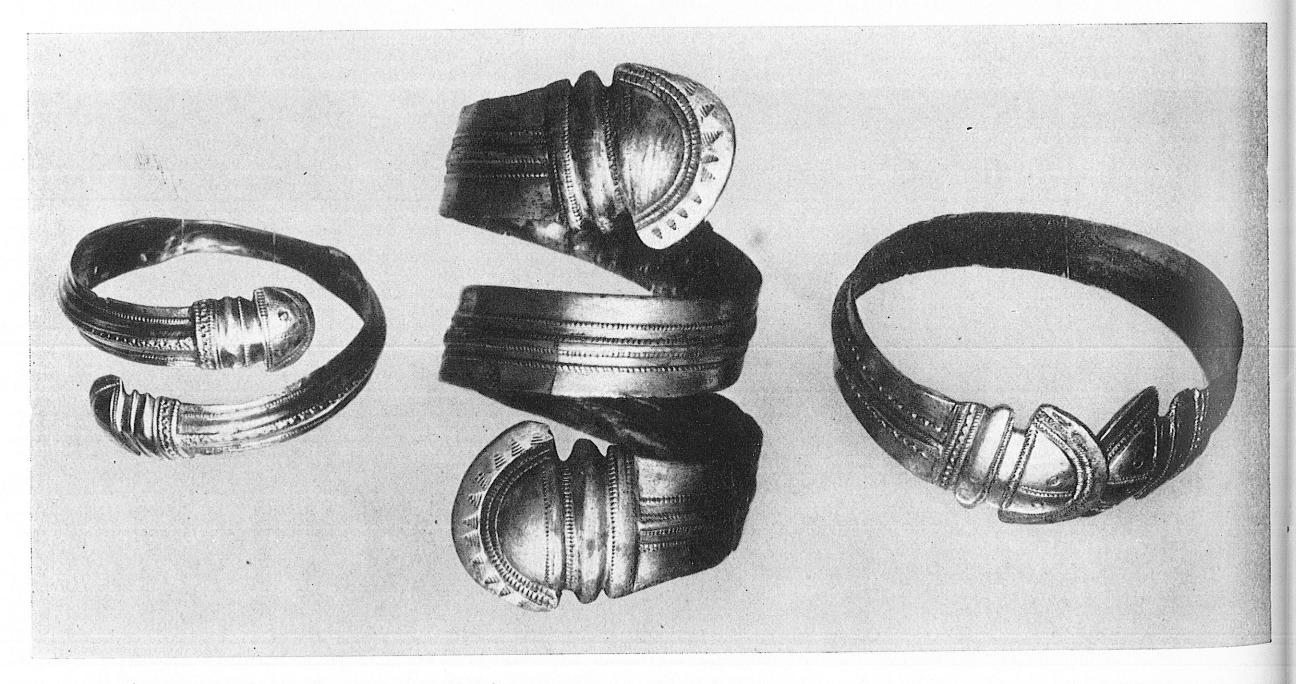


Abb. 119. Gotische Armringe aus Silber (2.—3. Jahrh.)

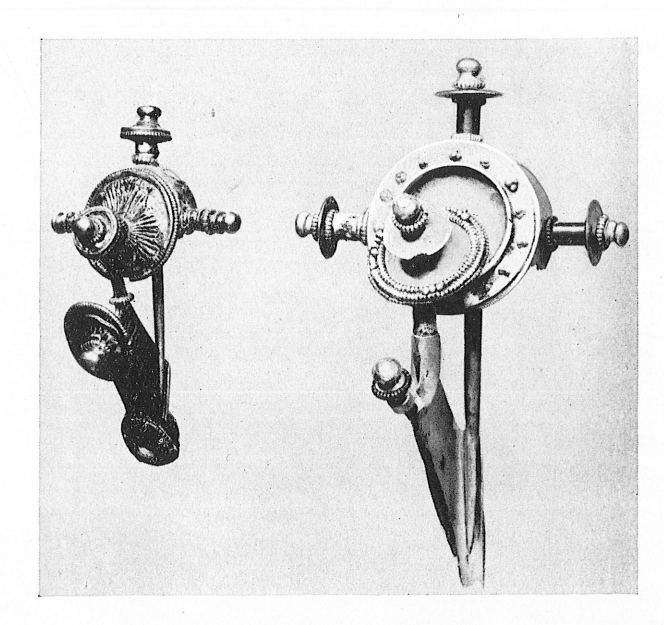


Abb. 120. Gotische silberne Prunkfibeln aus Ostpreußen (3. Jahrh.)

Die Anregung für die gebundenen Anhänger verdankt Ostgermanien aus dem gotischen Südosten kommenden Einflüssen. Durch kreuzweise übereinandergelegte Blechbänder werden Gegenstände verschiedener Art gehalten, so Glaskugeln, Bernsteinstücke oder auch Kaurimuscheln, die aus südlichen Meeren eingeführt wurden.

Betrachten wir nunmehr die *Armringe* in ihren bezeichnenden Typen. Nur die geläufigsten seien hier angeführt. Alle zeigen offene Form. Neben einfachen ohne Endprofilierung steht das Schlangenkopfarmband, eine charakteristische gotisch-gepidische Art, die später auch auf burgundisches und wandalisches Gebiet übergriff. Als besondere Prunkstücke wurden diese Armreifen vorzugsweise aus Silber gefertigt. Die

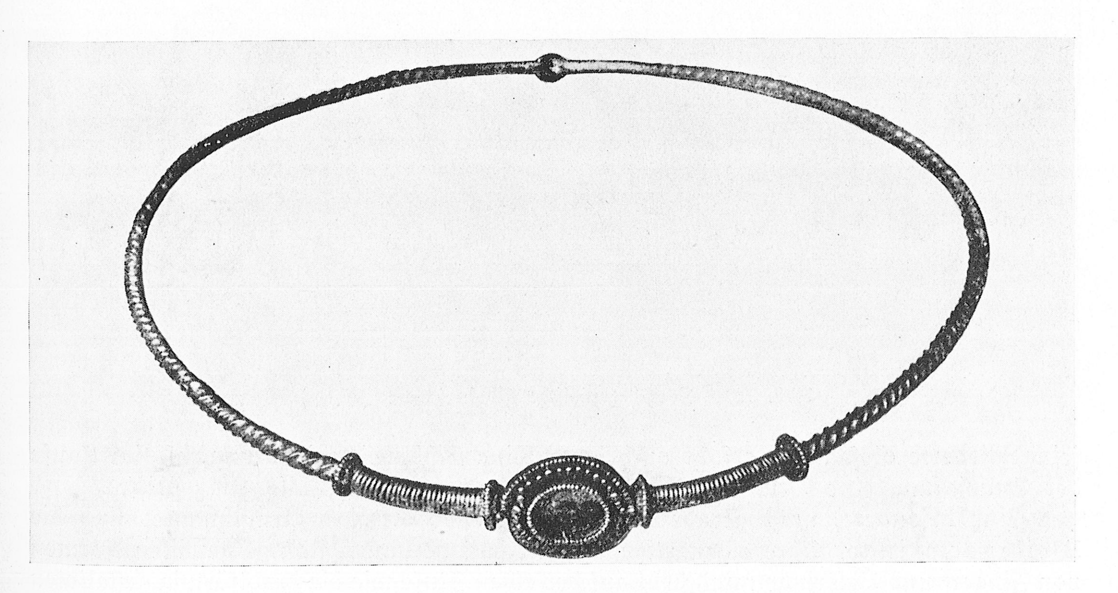


Abb. 121. Goldener Halsring von Dorotheenhof, Kr. Flatow (4. Jahrh.)

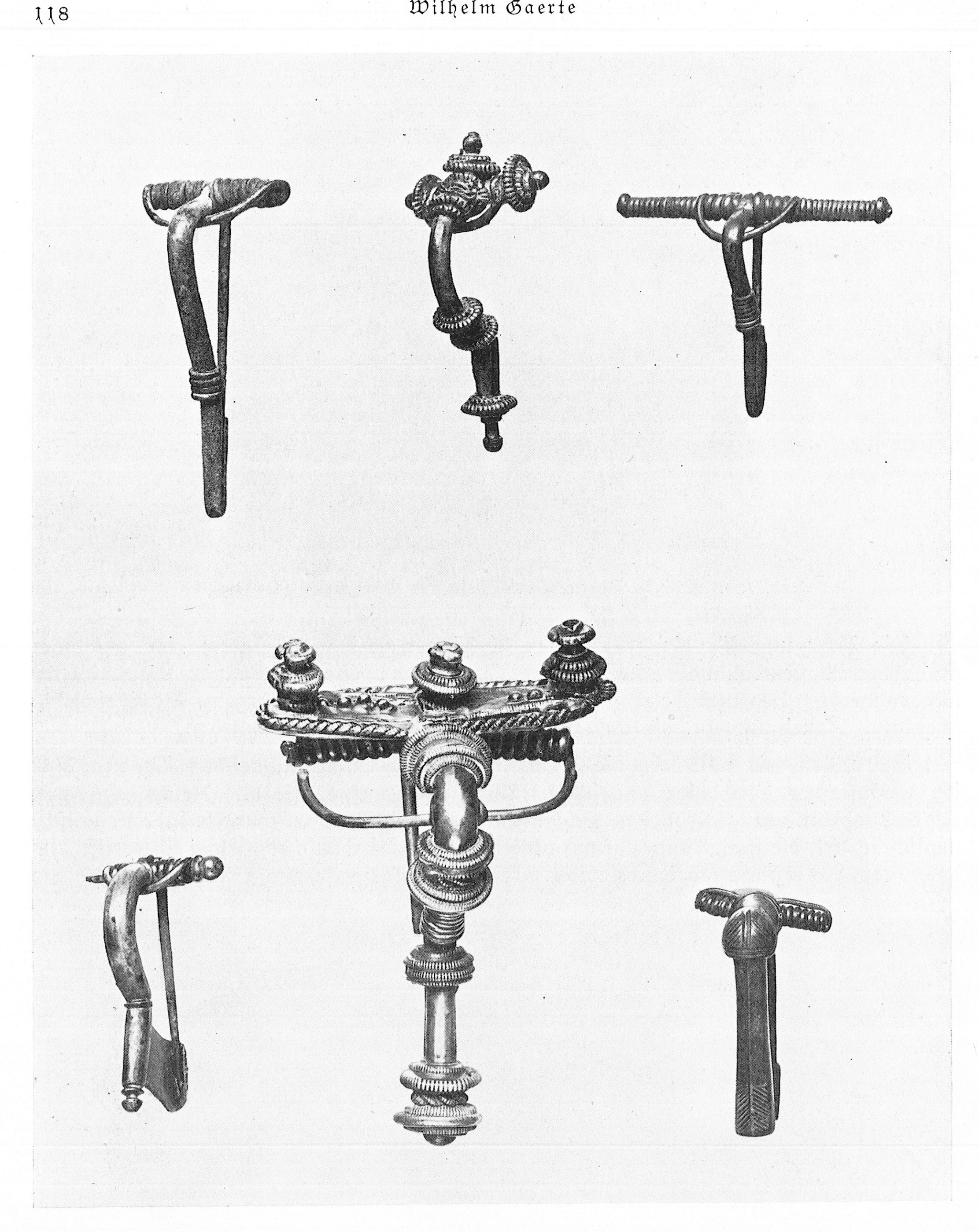


Abb. 122. Gotisch-gepidische Fibeln (3.—4. Jahrh.)

feingegliederte Gestaltung erfuhr auch dann keine Schönheitsminderung, als im Laufe der Entwicklung eine Verbreiterung und Erweiterung zur Spirale Platz griff.

Eine besondere, nicht gerade häufig auftretende Art des Armschmuckes sind die *Wellenarmringe*. Ihre eigenartige Drahttechnik verbindet sie mit gewissen Formen von Finger- und Halsringen und steht auf derselben Stufe wie die drahtförmig gestalteten ältesten Fibeln mit umgeschlagenem Fuß. Abgesehen vom Verschluß entspricht merk-

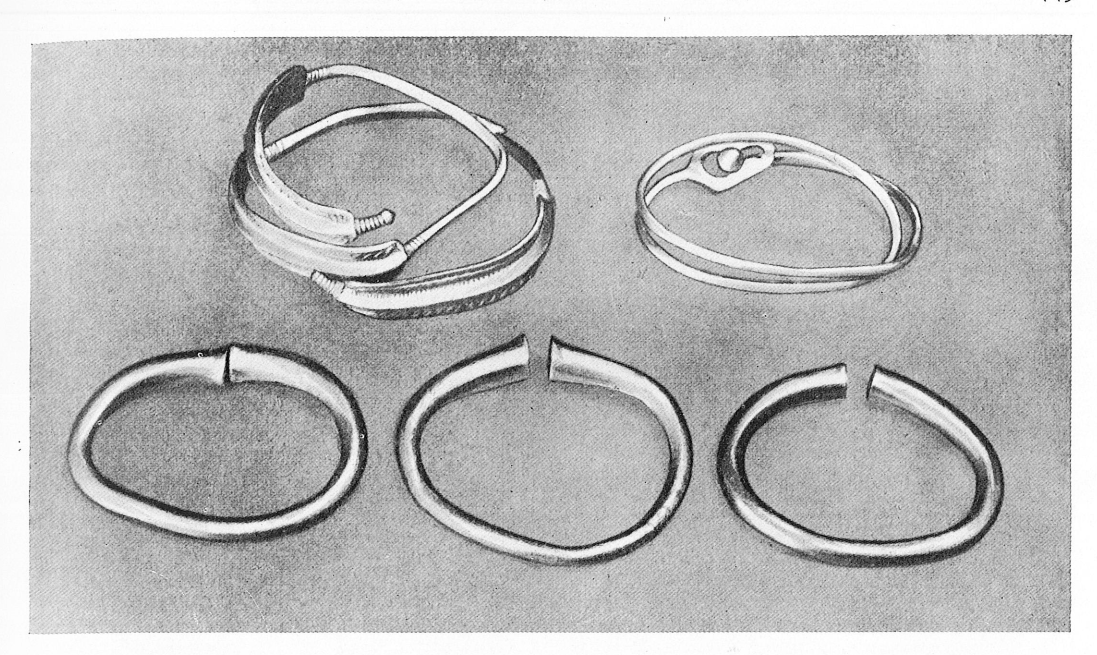


Abb. 123. Goldringe aus dem burgundischen Schatzfund von Cottbus (3. Jahrh.)
(nach Niederlausitzer Mitteilungen, Bd. 22, 1934)

würdigerweise dieser ostgermanische Armreif einer keltischen Latèneform; eine Renaissance älterer Typen, die noch der Klärung harrt.

Halsringe spielen erst im 3. und 4. Jahrhundert eine Rolle. In ihrer ursprünglichen drahtförmigen Gestaltung zeigen sie denselben Stilcharakter wie der soeben erwähnte Armreif. Rückläufige Umwicklung der Enden, bisweilen unterbrochen von Spiralscheiben geben dieser Art von Halsringen ein zierliches, gefälliges Ansehen von in sich gehaltener und gebundener Schönheit. Bei den jüngeren Formen dieses Typs erscheint statt des Haken- und Ösenverschlusses ein Kapselverschluß. In Gußtechnik hergestellt, bringen diese die Umwicklung nur noch in Imitation. Die Ringgarnitur haben sie mit einer vorher erwähnten Fibelart gemeinsam. Ein Prunkstück der vorliegenden Art stellt den Halsring von Dorotheenhof, Kr. Flatow, dar, aus reinstem Gold gefertigt. Er zeigt teilweise gedrehten Draht, Tordierung, ein Schmuckelement, das von den Halsringen mit vollständiger Torsion herübergenommen worden ist. Der goldene Ring von Garnsee, Kr. Marienwerder — Weichselgebiet — bietet ein Beispiel hierfür. Der daran befindliche birnförmige Ösenverschluß ist bezeichnend für diese Art des Halsschmuckes.

Die Aufreihung des ostgermanischen Schmuckes wäre unvollständig, wenn wir den *Haarkamm* und die *Haarnadel* außer Erwähnung ließen. Daß der Kamm als Zierat Verwendung gefunden hat, darauf lassen schon die an ihm angebrachten Ornamente schließen. Auch seine häufige Lage am Hinterhaupt von Skeletten spricht dafür, in ihm einen Schmuckgegenstand zu sehen. Seltener verwandte man zum Aufstecken der Haare Nadeln. Zwei schöne silberne Exemplare liegen aus einem rugischen Brandgrab von Hiddensee vor.

Welch ein Reichtum schon allein stofflicher Art fand sich hier! Nur Silber und Gold war gerade gut genug zur Anfertigung gewesen. Wenn man nun noch bedenkt, welchen Wert in kunsthandwerklicher Hinsicht die Gegenstände besaßen, so kann man daran die hohe Wertschätzung ermessen, welche die Frau im alten Germanien genoß. Viele andere Frauengräber auf ostgermanischem Gebiet weisen denselben Reichtum an Schmuck auf, so das Grab von Selnovo bei Graudenz, das zwei silberne Armreifen und

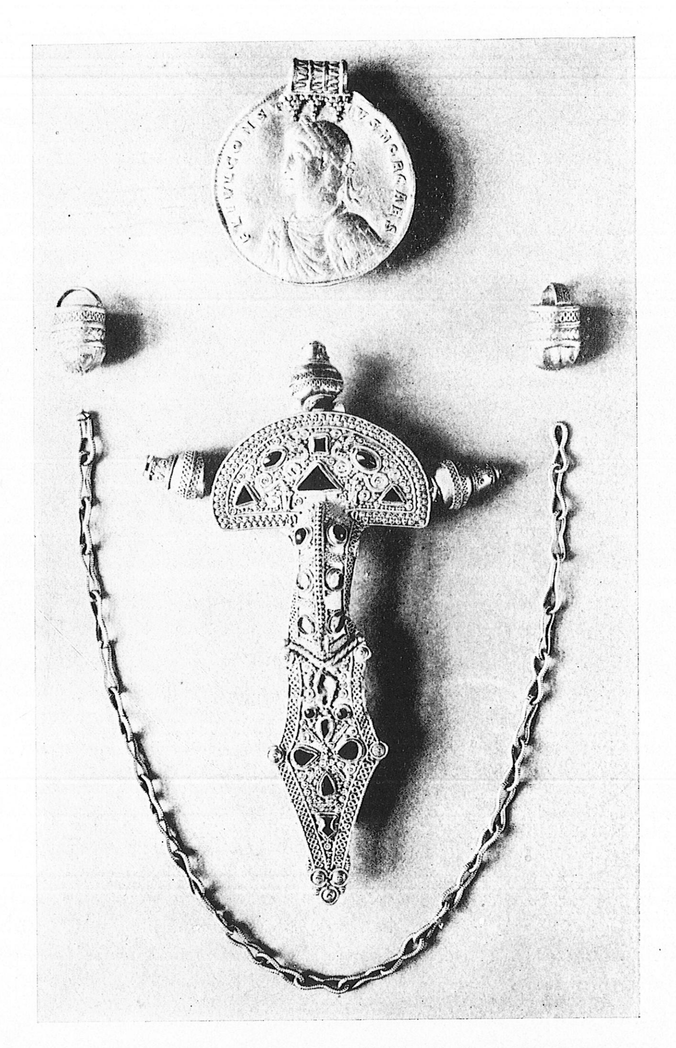


Abb. 124. Goldschmuck von Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil (um 400 n. Ztr.)

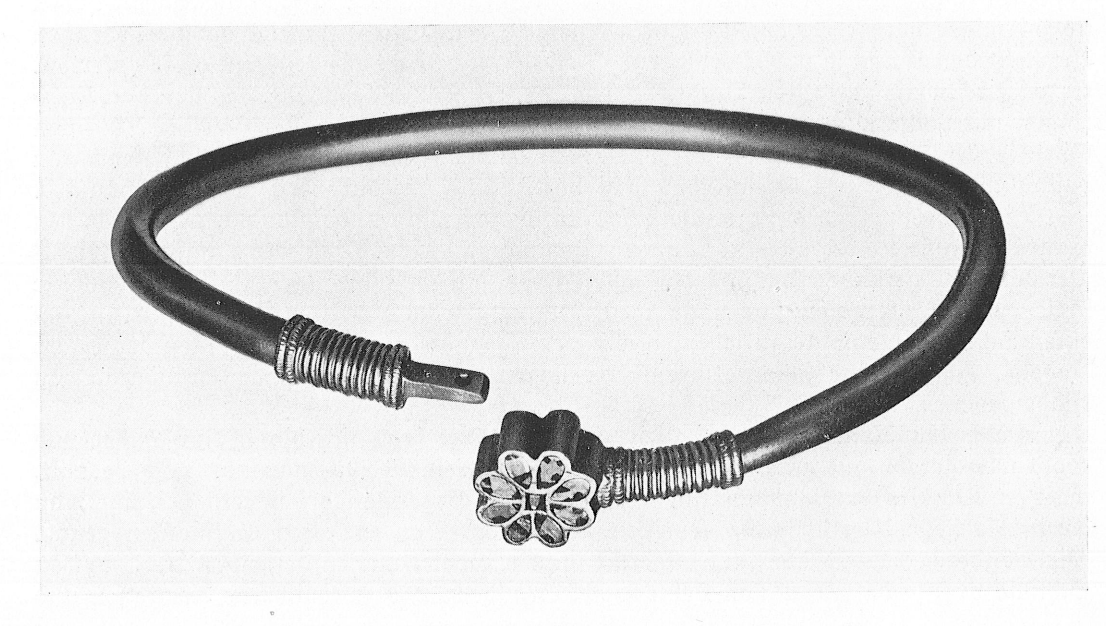


Abb. 125. Goldring von Ranfern, Kr. Breslau (4. Jahrh.)



Abb. 126. Spätgermanische Fibeln aus Südostpreußen (6.—7. Jahrh.)

einen goldenen halbmondförmigen filigranverzierten Anhänger barg. Alle übertrifft jedoch durch Anzahl und Vielseitigkeit an Schmuckstücken das Frauengrab von Neuguth, Kr. Kulm. Nicht weniger als 70 Gegenstände machten den Bestand der Beigaben aus, darunter die vorher schon einzeln angeführten Zierate. Als noch nicht erwähntes Stück erscheint hier der **knopfbesetzte Armring**, der auf ostgermanischem Raume hier und da, aber selten auftritt.

Welche Erklärung läßt sich wohl für einen solchen Umfang der Schmuckindustrie ins Feld führen? Schmuck ist zusätzliche Lebensäußerung, die über die gewöhnlichen, notwendigen Bedürfnisse des Daseins wie Kleidung und Essen und die damit verbundenen wirtschaftlichen und politischen Notwendigkeiten hinausgreift. Schmuck, geboren aus gewissen Glaubensvorstellungen oder erwachsen aus Reiz- und Gestaltungsbedürfnis kann in seiner reinen, abstrahierten und stilvollen Form nur keimen und blühen auf dem Boden der Wohlhabenheit, des Reichtums. Hinzukommen muß allerdings ein hohes technisches Können, ein feines Formgefühl, kurz eine kunsthandwerkliche Begabung der Schöpfer des Schmuckes. Alle diese Vorbedingungen trafen in den ersten Jahrhunderten auf die Ostgermanen, vornehmlich auf die Goten, diesen „edelsten Stamm der Germanen", zu. Handelsbeziehungen zum römischen Kaiserreich schufen die Grundlagen zum Reichtum an Rohstoff. Die zur Schmuckherstellung geeignete Bronze floß in ungezählten Münzen als römische Tauschware dem Lande zu. Der Rohstoff an Silber und Gold hatte vielfach denselben Ursprung. Und nicht abzusehen ist die Menge der von den römischen Großen abgesetzten bronzenen und silbernen Gefäßen, die dem Schmelztiegel überantwortet wurden.

Und was bot der Germane dafür? Vornehmlich das Gold des Meeres, den **Bernstein**, den er von den angrenzenden Altpreußen erhandelte. Der Bernstein war inzwischen in Rom Mode geworden, so daß nach Plinius „eine Bernsteinfigur mehr wert

war als ein lebendiger Mensch". Die Prunksucht der Römer verlangte nach immer größeren Mengen des gleißenden Schmuckartikels. Bemerkenswert ist jener Tag des Bernsteins, den der Stadtpräfekt von Rom unter Nero im Circus Maximus veranstaltete und worüber Plinius berichtet: „Die ganze Ausstattung des einen Tages bestand aus Bernstein."

Auf der Grundlage dieses Handels und des dadurch zufließenden Reichtums an Rohstoffen erblühte das ostgermanische Kunsthandwerk mit seinen verschiedenartigsten Schmucksachen. Diese Verhältnisse erfuhren auch keinen Abbruch, als die Goten nach ihrer teilweisen Abwanderung aus dem Ostraum unmittelbar vor den Grenztoren des römischen Reiches standen. Im Gegenteil! Die Anregungen technischer wie formeller Art, welche der Südosten gab, lösten im Heimatgebiet neue Schmuckschöpfungen aus. Auch der Handel ist gewiß nicht abgerissen, hat vielmehr eine Steigerung erfahren. Der offene Tribut besetzten Neulandes und der versteckte Tribut, die Jahresgelder römischer Kaiser erhöhten beträchtlich den Lebensstandard der Ostgermanen.

So ist es zu erklären, daß gerade zu Beginn der Völkerwanderungszeit, als infolge mannigfacher Anregungen aus dem Süden neue Schmuckformen bei den in der Heimat gebliebenen Ostgermanen aufkamen, in den besten Leistungen das Edelmetall beinahe vorherrschend wurde. Die Ausstattung wandalischer Fürstengräber offenbart einen erstaunlichen Reichtum und eine Prunkliebe, die sich ebenbürtig an die der vorangegangenen Perioden anreiht. Die fürstlichen Grabstätten von Sakrau in Schlesien legen bereites Zeugnis hierfür ab. In steinwallumhegten, versenkten Grabhäusern, überdeckt mit einem mächtigen Erdhügel, werden die Edlen beigesetzt. Ein solches Grabhaus ist erst kürzlich auch auf ostpreußischem Boden unweit Neidenburgs unerwarteterweise bei



Abb. 127. Spätgermanische Fibeln aus Südostpreußen (6.—7. Jahrh.)

Untersuchung eines Hügels zum Vorschein gekommen. Prunkhafte Monumentalität im Grabbau und monumentale Pracht im Schmuck, das ist das Kennzeichen ostgermanischer Kultur im ausgehenden 4. Jahrhundert. Man braucht nicht am Golde zu sparen, denn es fließt jetzt ja reichlicher denn je den Germanen zu. Voll massiv werden die Goldringe gegossen, wie der aus dem soeben erwähnten ostpreußischen Fürstengrab stammende, der 245 g wiegt. Ein wahres Meisterwerk der Goldschmiedekunst liegt in der gotischen Prachtfibel von Hammersdorf bei Braunsberg an der Passarge vor, wohl das schönste Stück dieser Art. Oder werfen wir noch einen Blick auf den Goldfund von Cottbus, der wahrscheinlich den Burgunden zuzuweisen ist. Der Nibelungen Schatz taucht unwillkürlich vor unserem geistigen Auge auf, wir denken an die sagenumwobene kämpferische Zeit und an der Nibelungen Not, wobei das Gold eine leider verhängnisvolle Rolle gespielt hat.

Allmählich, aber unaufhaltsam verebbte zahlenmäßig die ostgermanische Völkergruppe im deutschen Ostraume. Ihre große Masse kämpfte seit langem auf fremder Erde ihren Kampf und verblutete schließlich unter südlicher Sonne. Nur Splitter der einst so machtvollen ostgermanischen Stämme hatten während der Völkerwanderungszeit der Wahlheimat am Meere die Treue bewahrt. Die Volkskraft ist im Schwinden begriffen, erlahmt ist damit auch die eigene schöpferische Gestaltungskraft. Nur die Verbindungen, die man mit germanischen Ländern unterhält, zeitigt noch eine scheinbare Blüte. So gelangte damals im 5. Jahrhundert die goldene Fibel von Hammersdorf, Kr. Braunsberg, nach Ostpreußen, ein Meisterwerk wahrscheinlich südrussisch-gotischer Edelschmiedekunst. Auf der Oberfläche der Spange „kämpfen die Granateinlage und

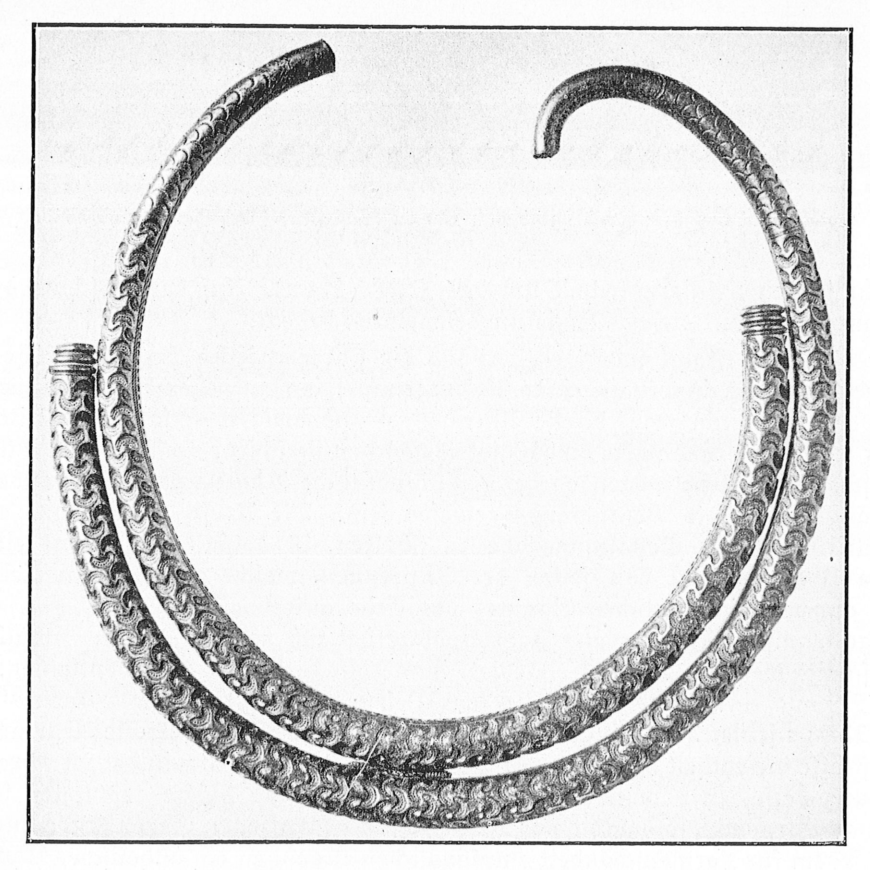


Abb. 128. Goldener Halsring von Neu-Mexiko, Kr. Saatzig (6. Jahrh.) (nach Kossinna, Deutsche Vorgeschichte)

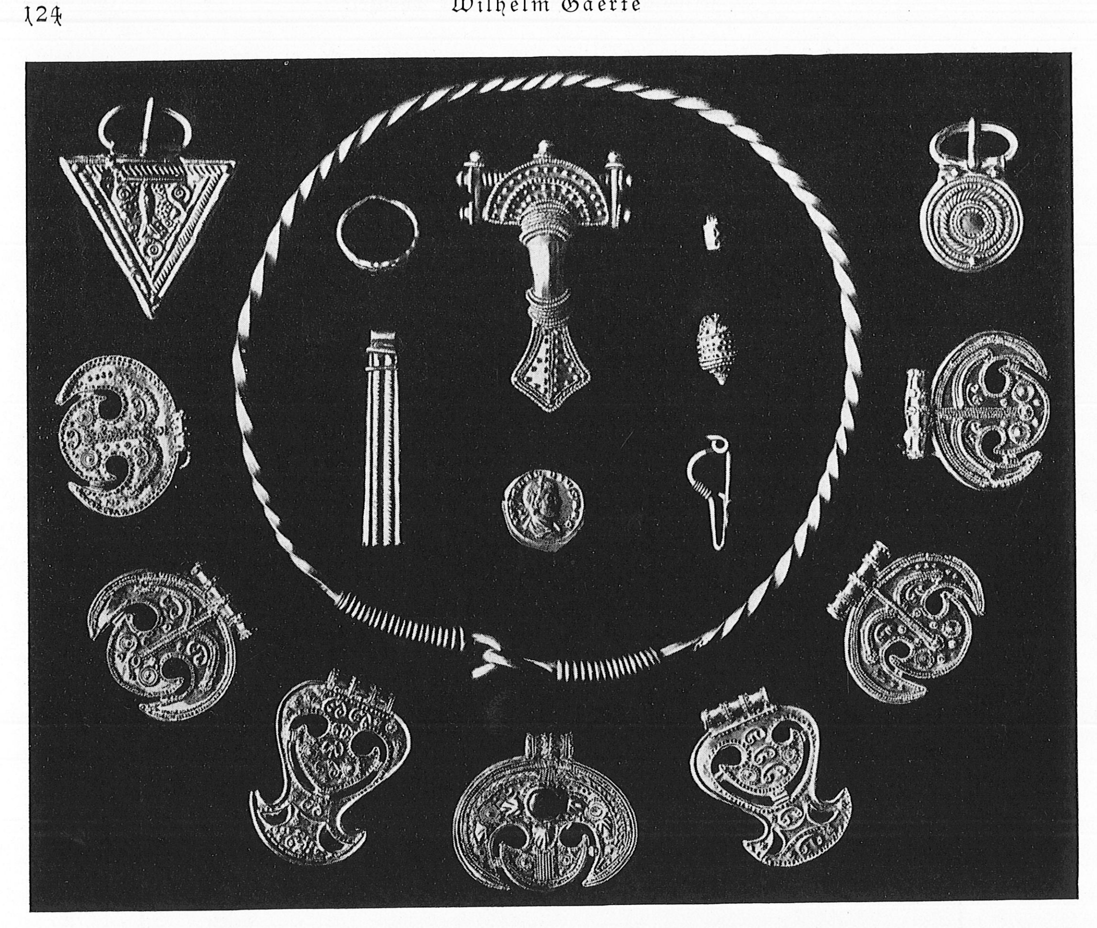


Abb. 129. Goldschmuck aus dem Fürstengrab von Sakrau (Schlesien) (nach Jenny und Volbach, Taf. 14)

die Granulier- und Filigrantechnik um das Feld" (Ebert). Auf das verschwenderischste ist die ganze Fibel mit diesen Verzierungselementen bedeckt.

Erst im 6.—7. Jahrhundert erobert sich die germanische Spangenfibel einen beherrschenden Platz innerhalb einer Kulturgruppe, die auf ehemals ostgermanischem Volksboden — besonders im Kreise Allenstein — neuartig in Erscheinung tritt. Aber auch hier spürt man eine starke Abhängigkeit von den verschiedensten oft weit entfernten germanischen Gebieten, mögen es der gotisch-pontische Rückzugsraum, oder west- und südgermanische Gebiete Deutschlands gewesen sein. Die Kraft, Großes aus eigenem Schöpfertrieb, eigener Gestaltungsgabe zu schaffen, ist dahin. Dazu tritt eine tiefgreifende Überfremdung von seiten der Altpreußen, welche nunmehr in Teilen des ehemals ostgermanisch-gotischen Raumes das Erbe antreten.

Ostgermanische Kultur vieler Jahrhunderte hat sich unseren Augen enthüllt, zwar nur ausschnittsweise in einem Teilgebiet, immerhin in keinem unbedeutsamen. Denn auch im Schmuck eines Volkes prägt sich sein Wesen, seine Eigenart, seine Geisteshaltung, kurz die Kultur seiner Innerlichkeit aus. Wir konnten öfters die stilvolle Abgemessenheit und die straffe Gesetztheit in gerade vorliegenden Formen wie auch in der fortschreitenden Entwicklung derselben bewundernd beobachten. Linie und Fläche gestalteten sich stets zur schönen Harmonie, so daß die vor 2000 Jahren geschaffenen Gegenstände auch heute noch bei jedem für Formenschönheit empfänglichen Menschen ein ästhetisches Wohlgefühl wachzurufen imstande sind. Kann man vielleicht die aus dem ostgermanischen Schmuck

sprechende gezügelte Gesetztheit als innerlichen Gleichlauf zu der uns von Tacitus überlieferten monarchischen Regierungsform erkennen und bezeichnen, die nach demselben Schriftsteller gerade bei den Goten straffer als bei den übrigen Germanenstämmen war? Wie dem auch sei; jedenfalls bedeutet das Kunsthandwerk der Ostgermanen innerhalb der hier behandelten Zeit eine Höchstleistung nordischer Gestaltungskraft. Eine nur zu verständliche Folge der ostgermanischen künstlerischen Hochblüte war die starke Ausstrahlung und Einwirkung auf die Umwelt, insbesondere auf das östliche Volk der Altpreußen und darüber hinaus auf das gesamte Baltikum. Hierin zeigt sich am deutlichsten die große Überlegenheit des damaligen germanischen Schaffens. Abgesehen von dieser östlichen fremdländischen, andersvolklichen Einflußsphäre hatte der Germane, solange er im ostdeutschen und polnischen Raum lebte und wirkte, stets die Verbindung mit seinem nordischen Ursprungslande, mit seinen westgermanischen und den auf fremder Erde kämpfenden Blutsbrüdern gepflegt und bewahrt. Im gegenseitigen Nehmen und Geben wurde allen Teilen Befruchtung und Förderung auch im Schmuckgewerbe zuteil. So ist denn die Schmuckkunst der Ostgermanen in der Eisenzeit nicht nur als ein in der Abgeschlossenheit entstandenes Gebilde zu bezeichnen und zu betrachten, sondern letzten Endes die Schöpfung und der Ausdruck allgermanischen nordischen Geistes.

Schrifttum

Åberg, N., Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit, 1919. — Almgren, O., Studien über nordeuropäische Fibelformen. Mannus-Bibl. Nr. 32. — Blume, E., Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. Mannus-Bibl. Nr. 8, 1912. — Bohnsack, D., Die Burgunden in Ostdeutschland und Polen während des letzten Jahrhunderts v. Chr., 1938. — Derselbe, Ein ostgermanisches Fürstengrab bei Pilgramsdorf in Ostpreußen. Germanen-Erbe 1937, S. 258ff.; vgl. auch Altpreußen, Jahrg. III, H. 3. — Diculescu, C., Die Wandalen und Goten in Ungarn und Rumänien. Mannus-Bibl., Nr. 34. — Derselbe, Die Gepiden, 1923. — Ebert, M., in: Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia, 24. H., 1923, S. 154ff. (über den Goldfund von Hammersdorf). — Engel, C. und La Baume, W., Kulturen und Völker der Frühzeit im Preußenlande, 1937. — Engel, C., Vorgeschichte der altpreußischen Stämme. I. Teil, 1935. — Gaerte, W., Urgeschichte Ostpreußens, 1929. — Derselbe, Skelettgräber zwischen Weichsel und Memel in der römischen Kaiserzeit. Zur Ostpreußischen Gotenfrage. Mannus, Ergänzungsband VI, 1928, Festgabe für G. Kossinna, S. 45f.). — Grempler, Der Fund von Sakrau, 1887. — v. Jenny und Volbach, Germanischer Schmuck des frühen Mittelalters, 1933. — Kossinna, G., Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. Mannus-Bibl. — Derselbe, Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Mannus-Bibl., Nr. 6. — Derselbe, Germanische Kulturen im 1. Jahrtausend v. d. Ztr. Mannus-Bibl., Nr. 50. — Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, Bd. I—II. Mannus-Bibl., Bd. 18. — La Baume, W., Vorgeschichte der Ostgermanen, 1934. — Petersen, E., Schlesien von der Eiszeit bis ins Mittelalter, 1935. — Derselbe, Fragen der germanischen Besiedlung im Raum zwischen Oder und Weichsel in der Völkerwanderungszeit. Mannus, Bd. 28, S. 19ff., 1936. — Steche, Th., Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolemaeus, 1937.

Die Gesichtsurnen als Zeugnisse für Schmuck und Tracht der Germanen

Von

Wolfgang La Baume, Königsberg

Gesichtsurnen treten zur selben Zeit, nämlich am Übergang von der späten Bronzezeit (Per. V nach Montelius) zur frühen Eisenzeit (Per. VI nach Montelius) im Germanischen Gebiet an zwei Stellen auf. In Jütland und Schleswig-Holstein sind es durchweg Tongefäße mit nur angedeuteten Gesichtern; meist bildet der in Einzahl vorhandene Henkel die Nase, neben der zwei Augendarstellungen angebracht sind, und oft sind auch die Augenbrauen plastisch nachgeahmt (nicht selten auch allein, also ohne Augen). Über dieses Vorstadium der Gesichtsbildung sind die nordgermanischen Gesichtsurnen nicht hinausgelangt; für die Frage, ob sie etwas über die Tracht der Germanen (im weiteren Sinne) aussagen können, kommen sie daher nicht in Betracht.

Die zur gleichen Zeit im Weichselland auftretenden Gesichtsurnen sind ebenfalls nur Vorstufen, nämlich vorwiegend Augen-Urnen mit eingestochenen Augenlöchern; sie haben sich aber in der folgenden Zeitstufe weiterentwickelt, und zwar größtenteils zu Urnen mit mehr oder weniger vollständigen Gesichtern und außerdem mit allerlei Zutaten, sei es in Form von Ohrgehängen und wirklichen Halsringen aus Bronze oder Eisen, sei es in Form von Zeichnungen, die bei der Herstellung in den noch weichen Ton eingeritzt wurden. Diese mehr fortgeschrittenen, menschengestaltigen (anthropomorphen) Gesichtsurnen lassen sich in vielerlei Hinsicht verwerten für die Beantwortung der Frage, wie die Kleidung und der Schmuck der Ostgermanen der frühen Eisenzeit ausgesehen hat; sie sind in dieser Hinsicht um so wertvollere Zeugen aus dem germanischen Altertum, als keinerlei Reste von der Kleidung der frühen Ostgermanen bekannt sind, und wir auch nicht, wie sonst bei körperlicher Bestattung, die Lage der Schmucksachen im Grabe feststellen können, weil die Toten ausnahmslos verbrannt worden sind.

Bei der Betrachtung der ostgermanischen Gesichtsurnen fallen uns nicht wenige dadurch auf, daß sie Ohrgehänge haben (Abb. 130). In die Löcher der fast immer recht primitiven Tonwülste, welche die Ohren bedeuten sollen, sind Ringe aus Bronze oder Eisen eingehängt, die oftmals Perlen aus gelblich-braunem Bernstein, blauem Glas oder auch aus graubraunem Ton tragen; gelegentlich hängen darin zierliche Bronzeketten mit Klapperblechen (Abb. 132) oder Kaurischnecken. Die Vermutung, daß es sich bei diesen mit Ohrgehängen geschmückten Urnen um weibliche Bestattungen handelt, wird durch andere Anzeichen bestätigt. Vor allem findet sich Frauenschmuck, wie z. B. Bronze-Ringhalskragen, oftmals gerade auf solchen Gesichtsurnen mit Ohrringen in Zeichnung darstellt (Abb. 131 rechts); ferner sind Ohrringe oder bildlicher Halsschmuck niemals auf Urnen zu finden, auf denen Waffen, Reiter, Pferde und Wagen als Zeichnungen angebracht sind (vgl. Abb. 135). Wir haben es also fraglos mit weiblichen und männlichen Gesichtsurnen zu tun, und das eröffnet die Aussicht, auf Grund solcher Unterschiede bei den Totengefäßen der Ostgermanen Schlüsse auf Frauen und Männer-



Abb. 130. Zwei weibliche Gesichtsurnen. a Aus Locken, Kr. Berent (jetzt zu Polen gehörig). Mus. Danzig VI 772. Höhe 30 cm. — In den Ohren Bronzeringe mit Perlen aus Bernstein und Ton sowie Bronzekettchen. Am Hals Zeichnung eines Ringhalskragens. Mützendeckel reich verziert. — b Aus Löblau, Kr. Danz. Höhe. Mus. Danzig Nr. 3146. Höhe 24 cm. Ohren mit Bronzeringen, in denen Perlen aus Bernstein, blauem Glas und Ton hängen. Am Halsbauchrand 2 umlaufende Rillen, wohl Andeutung des Gürtels. Mützendeckel verziert

tracht ziehen zu können. Freilich, eine Enttäuschung bleibt uns dabei nicht erspart: die Kleider selbst sind nicht dargestellt. Es könnte höchstens sein, daß hier und da eine Zeichnung das Kleid andeutet, so z. B. wenn geometrische Verzierungen flächenartig nur die Vorderseite der Urne bedecken, oder wenn solche Verzierungen den Eindruck erwecken, als solle etwa bunter Kleiderbesatz damit gemeint sein (Abb. 131 links). Aber solche Fälle sind selten und in der Deutung höchst fraglich. Gut und sicher erkennbar ist dagegen hier und da der Gürtel der Frau, von dem gelegentlich Gegenstände herabhängen, wie z. B. ein in Zeichnung dargestellter Kamm (Abb. 131 rechts C 1), oder der Leibgurt des Mannes, in dem bei einer Urne ein Dolch steckt (Abb. 134a), während in einem anderen Falle ein am Gurt hängendes Schwert dargestellt ist.

Wesentlich günstiger ist die Sachlage in Hinsicht auf den Schmuck. Daß in vorgeschichtlicher Zeit die Gewandnadeln eine große Rolle gespielt haben, weil sie an Stelle von Knöpfen verwandt wurden, ist bekannt; auch werden viele solche Nadeln aus Bronze oder Eisen, die in Gräbern der frühen Eisenzeit gefunden wurden, in unsern Sammlungen aufbewahrt (Beispiele aus Westpreußen Abb. 133a—c). Wie sie getragen wurden, zeigen uns manche Gesichtsurnen. Auf weiblichen Urnen findet sich stets nur eine Nadel in Zeichnung dargestellt, nämlich vorn in der Mitte am Halse oder auf der Brust, und zwar hat sie fast immer einen großen, scheibenartigen Kopf (Abb. 131). Solche „Scheibenkopfnadeln" waren entweder aus Bronze hergestellt, zuweilen aus spiralig aufgerolltem kantigen Draht, oder aus Eisen, und die runde Eisenplatte hat manchmal eine dünne Goldauflage gehabt, von der leider nur Reste vorhanden sind. Auf den männlichen Gesichtsurnen finden sich dagegen häufig zwei Gewandnadeln mit kleinen Köpfen, sei

Abb. 131. Rechts: Weibliche ostgermanische Gesichtsurnen mit Zeichnungen von Ringhalskragen; an der Rückseite des Halses sind die Verschlüsse der Halskragen dargestellt. B, C und D außerdem mit Scheibenkopfnadeln. C mit Gürtel, an dem ein Kamm hängt

Links: Weibliche ostgermanische Gesichtsurnen mit Zeichnungen von Scheibenkopfnadeln (A, B) und anderen (sinnbildlichen?) Zeichnungen. (Nach W. La Baume, Arch. f. Anthrop. 23, 1932)

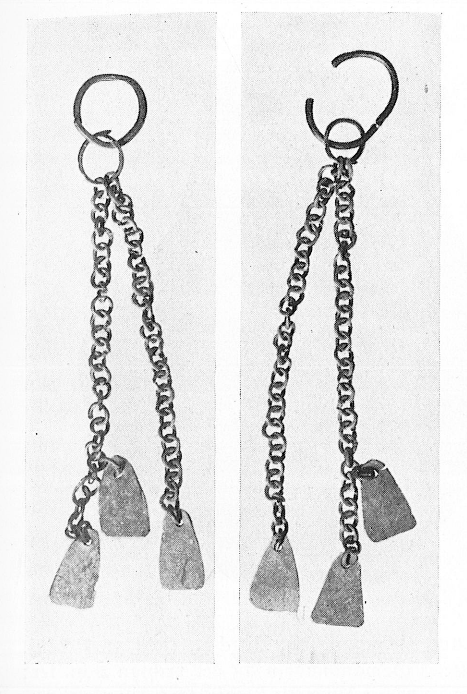


Abb. 132. Zwei Bronzekettchen mit Klapperblechen (Ohrgehänge) von einer zerstörten Gesichtsurne aus Rottmannsdorf, Kr. Danz. Höhe. Mus. Danzig VI 253a. $^3/_4$ nat. Gr.

es in Zeichnung oder in Relief dargestellt, und zwar mit ganz seltenen Ausnahmen oben an der rechten Körperseite (Abb. 135); wir können danach annehmen, daß die beiden Nadeln an der rechten Schulter getragen wurden. Vermutlich ist also der Rock des Mannes auf der rechten Schulter zusammengehalten worden, vielleicht auch der Mantel, wenngleich wir nicht entscheiden können, ob Rock und Mantel so befestigt wurden, oder nur der Rock (mit 2 Nadeln) oder nur der Mantel. Jedenfalls sind in bezug auf die Art und Verwendung der Gewandnadeln deutliche Unterschiede bei Frauen- und Männertracht erkennbar. Von dieser Regel gibt es nur vereinzelte Ausnahmen; eine davon ist eine sicher männliche Gesichtsurne aus dem Kreise Flatow, die über einer Zeichnung (Hand mit 2 Lanzen, Pferd an der Leine) eine sorgfältig gezeichnete kreuzförmige Gewandnadel, mit vier kreisrunden Endplatten erkennen läßt (Abb. 135 oben D u. Abb. 137). Solche Gewandnadeln vom „Groß-Elsinger Typ“ sind einige Male in den Sammlungen vertreten. Übrigens haben die Ostgermanen im jüngeren Abschnitt der Früheisenzeit vielfach an Stelle der einfachen Gewandnadeln die sogenannten Fibeln verwendet, d. h. nach dem Prinzip der Sicherheitsnadel gebildete „Gewandhafte“ (Spangen), die sich vom Hallstattkulturkreis aus nach Norden hin verbreiteten; neben einfachen Formen finden sich darunter, besonders in Schlesien und Posen, eiserne Prachtfibeln mit verbreitertem Bügel und einer Auflage, die wahrscheinlich aus Bernstein bestand. Merkwürdig ist, daß die aus mehreren frühostgermanischen Bronze-Hortfunden bekannte große Spiralbrillenfibel als Zeichnung auf Gesichtsurnen bisher nicht vorgekommen ist.

Halsringe sind mehrfach an den Gesichtsurnen in natura

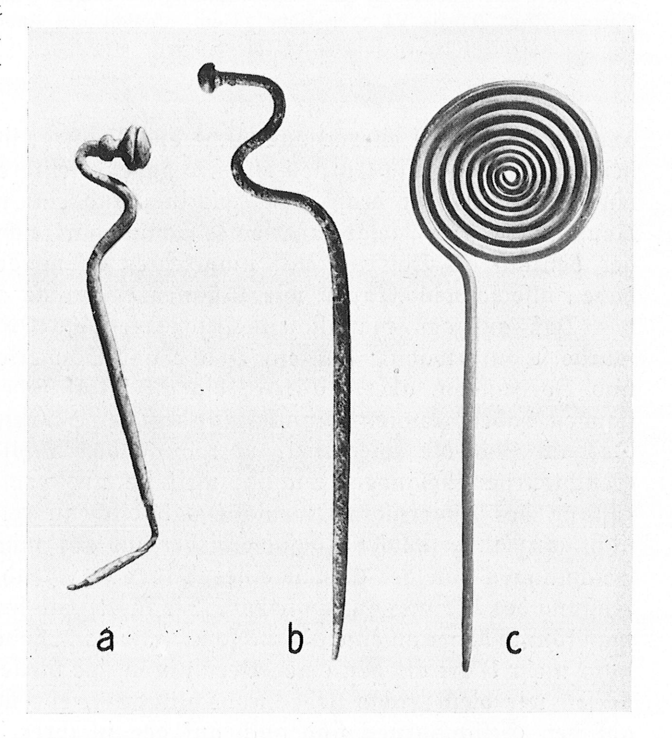


Abb. 133. Bronzenadeln aus ostgermanischen Funden der Frühen Eisenzeit. Mus. Danzig. $^3/_4$ nat. Gr. a Sog. Schwanenhalsnadel aus Katzke, Kr. Neustadt (jetzt zu Polen). — b Desgleichen aus Zoppot bei Danzig. — c Scheibenkopfnadel aus Willenberg, Kr. Stuhm, Westpreußen (jetzt Ostpreußen)



Abb. 134. Zwei männliche ostgermanische Gesichtsurnen. a Aus Liebschau, Kr. Dirschau (jetzt zu Polen). Mus. Danzig VI 746. Höhe 20 cm. In Relief sind dargestellt: 2 Gewandnadeln an der rechten Schulter; ein Dolch (oder Kurzschwert) an der linken Seite und der Leibgurt. Auf der Rückseite befindet sich ein plastischer Schildbuckel mit Andeutung der Schildbemalung. — b Aus Quaschin, Kr. Neustadt, Westpreußen (jetzt zu Polen). Mus. Danzig VI 271. Höhe 25 cm. Gesicht mit Andeutung des Schnurrbartes. Ohren fehlen. Die umlaufenden Rillen sollen, wie die Rückseite erkennen läßt, einen Halsring mit umgerollten Enden bedeuten

angebracht, sowohl eiserne wie solche aus Bronze; sie treten sowohl bei weiblichen wie bei männlichen Gesichtsurnen auf. So haben mehrere weibliche Urnen aus Westpreußen einen eisernen oder bronzenen Halsring, und eine männliche Urne aus Quaschin, Kr. Neustadt (Westpr.), zeigt außer einer Schnurrbartzeichnung die Darstellung eines Ringes, der deutlich als Halsring mit umgelegten Ösenenden erkennbar ist (Abb. 134b). Es haben also sowohl Frauen wie Männer Halsringe getragen.

Daß auf den männlichen Urnen vielfach Waffen bildlich wiedergegeben sind, wurde schon erwähnt; Lanzen, Dolche und Schwerter kennen wir auch aus den Grab- und Hortfunden, aber Schilde, die aus Holz (oder Geflecht) mit Lederüberzug bestanden haben, kennen wir aus Funden der frühen Eisenzeit in Ostgermanien nicht. Deshalb sind die wiederholt vorkommenden Schildzeichnungen auf ostgermanischen Gesichtsurnen besonders wichtig, weil sie uns ermöglichen, die vollständige Waffenrüstung des Ostgermanen wenigstens bildlich zu rekonstruieren (vgl. Abb. 136). Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß die bisher nur auf männlichen Gesichtsurnen beobachteten Zeichnungen von der Gestalt eines Vierecks irgend etwas mit der Kleidung oder der Rüstung des Mannes zu tun haben. Sie finden sich immer auf der Mitte der Vorderseite; man könnte daher an einen Bauchschutz (etwa aus Leder) denken, jedoch hat diese Deutung nicht mehr Wert als den einer Vermutung, die vielleicht sogar völlig abwegig sein kann. Lassen wir diese Frage lieber unbeantwortet, ehe wir sie falsch beantworten. Es gibt auf den Gesichtsurnen und auch auf den in ihrer Begleitung in den ostgermanischen Gräbern derselben Zeit vorkommende Urnen ohne Gesicht noch viele andere Zeichnungen, deren Bedeutung uns nicht ohne weiteres erkennbar ist. Manches davon mag als reine Verzierung aufzufassen sein, wie sie uns auch sonst auf Tongefäßen aller Zeiten begegnet; vieles aber hat wahrscheinlich sinnbildliche Bedeutung und steht nach meiner

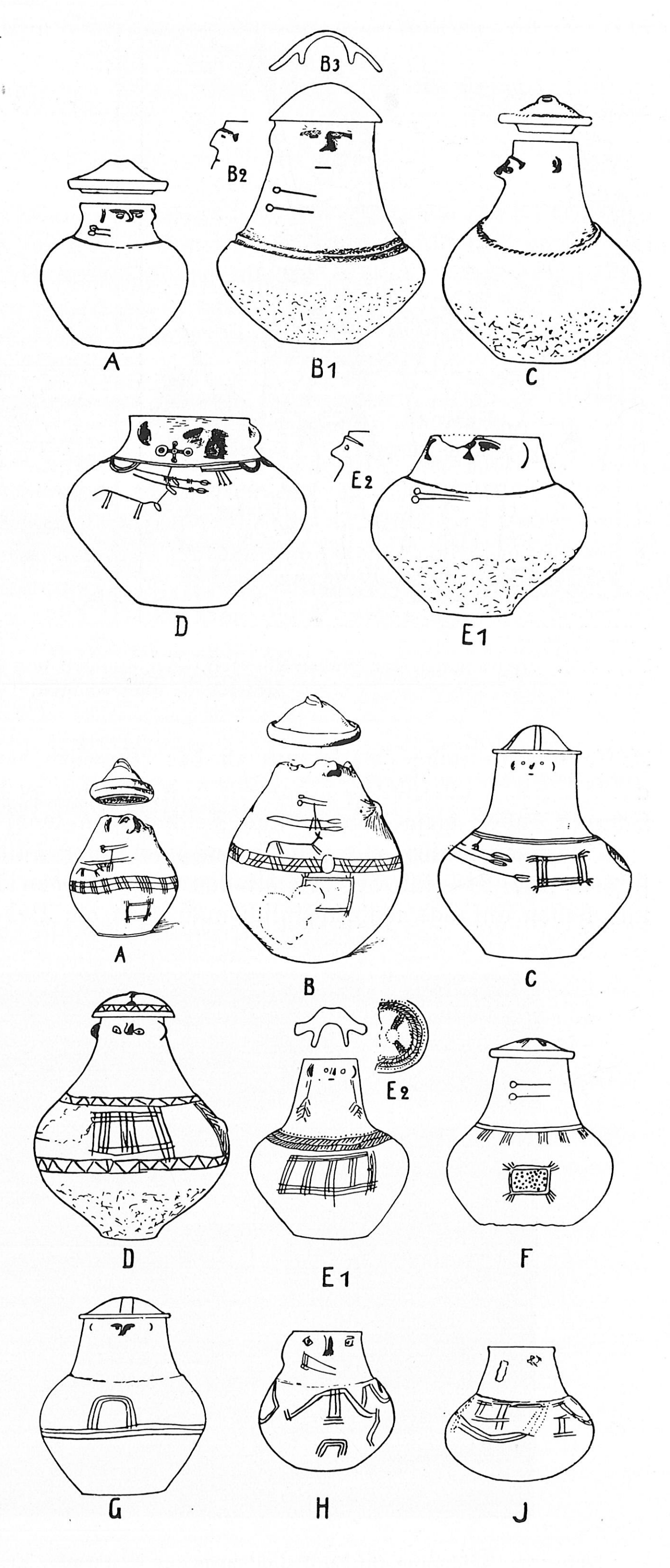


Abb. 135. Männliche Gesichtsurnen aus Nordostdeutschland und Westpolen. Oben: A, B und E mit 2 Nadeln (Zeichnungen) an der rechten Schulter. — Zeichnung von D: Kreuzförmige Fibel mit 4 kreisrunden Endplatten (Typus Gr. Elsingen); rechte Hand mit 2 Lanzen; Pferd am Zügel; s. auch Abb. 137. Die umlaufenden Rillen an der Halsbasis mit herabhängenden Halbkreisbögen sollen wohl den Leibgurt darstellen. Die Zeichnung in der Mitte (unter dem Gesicht) ist nicht deutbar. — Unten: Gesichtsurnen mit Viereckzeichnung vorn in der Mitte. Es zeigen außerdem: A 2 Nadeln, Hand mit 2 Lanzen, Pferd, Gürtel; B Dasselbe, außerdem einen plastischen Schildbuckel von vielstrahliger Figur umgeben, unter dem linken Ohr; D Pferd und 2 Lanzen unter dem rechten Ohr (im Bilde nicht sichtbar), Schildbuckel (plastisch), von vielstrahliger Figur umgeben, unter dem linken Ohr; E 2 Hände (am Hals); F2 Nadeln; H 2 Nadeln. — Die Deutung des Vierecks ist unklar (s. Text)





Abb. 136. Ostgermanen der Frühen Eisenzeit. Zeichnungen von Prof. Krischen, Danzig. Aus La Baume, Urgesch. d. Ostgermanen, 1934

Auffassung in naher Beziehung zu der Abwehrbedeutung des Gesichtes, die ich an anderer Stelle ausführlich behandelt und erwiesen zu haben glaube. Mit Kleidung und Schmuck haben diese Zeichen und Zeichnungen wohl nichts zu tun.

Dagegen müssen wir zum Schluß noch einen Blick werfen auf die Deckel der Gesichtsurnen. Sie sind bei den ältesten Formen, den Augenurnen, meistens ganz flach und haben anfangs wahrscheinlich noch nicht die Bedeutung von Kopfbedeckungen ge-

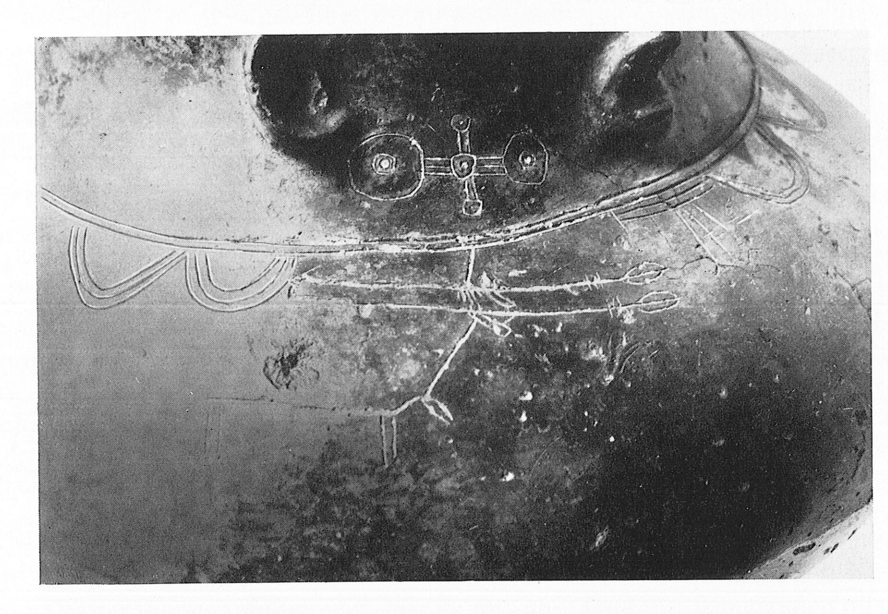


Abb. 137. Zeichnung auf der Gesichtsurne aus Zakrzewke, Kr. Flatow (Grenzmark). Mus. Danzig. $^3/_4$ nat. Gr. Siehe auch Abb. 135 oben links (D)

habt. Als aber die Entwicklung dahin ging, die Gesichter besser zu formen und an Stelle von Fratzen und Gesichtsandeutungen menschliche Gesichter sowie den Oberteil des bekleideten Körpers samt den Schmucksachen darzustellen, wurde auch der Deckel der Urnen mützen- und hutähnlich gestaltet. Kann es bei manchen Urnendeckeln noch zweifelhaft sein, ob sie Kopfbedeckungen nachahmen, so ist es bei anderen fraglos, daß sie Mützen mit deutlichem Rand („Krempe") darstellen, bei denen wir oftmals sogar Verzierung durch Stickerei, Troddeln, Quasten oder einen plastisch wiedergegebenen Zipfel erkennen können. Wesentliche Unterschiede zwischen Männer- und Frauentracht sind dabei nicht vorhanden. Mit größter Wahrscheinlichkeit haben also die Ostgermanen der Frühen Eisenzeit wollene Mützen getragen, deren Form durch die „Mützendeckel" der Gesichtsurnen überliefert ist. Daß die Germanen schon Jahrhunderte früher Wollmützen in schwieriger Technik herzustellen verstanden, ist durch die sorgfältigen Untersuchungen der in den jütländischen Eichensarggräbern der älteren Bronzezeit erhalten gebliebenen Mützen durch Karl Schlabow und die von ihm hergestellten genauen Nachbildungen erwiesen.

Im ganzen liefert also die Betrachtung der ostgermanischen Gesichtsurnen mancherlei gesicherte Ergebnisse für die Beantwortung der Frage, wie Kleidung und Schmuck von unseren germanischen Vorfahren getragen worden sind; diese Ergebnisse sind um so wertvoller, als sie für eine Zeit gelten, in der die für das vorliegende Problem wichtigsten Quellen der vorgeschichtlichen Forschung, die Gräber, als Brandbestattungen höchstens etwas über den Schmuck, den man den Toten mitgab, sonst aber nichts auszusagen vermögen, was Aufschluß über die Tracht geben könnte.

Schrifttum

1. G. Berendt, Die Pommerellischen Gesichtsurnen. Schriften der Phys.-Ökon. Ges. Königsberg, Bd. 13, 1872. Nachtrag dazu: Ebendort Bd. 18, 1877.
2. A. Götze, Kleidung. In: Ebert, Real-Lexikon der Vorgeschichte, Bd. VI, S. 384.
3. W. La Baume, Gesichtsurnenkultur. In: Ebert, Real-Lexikon der Vorgeschichte, Bd. IV, S. 295ff.
4. Ders., Bildliche Darstellungen auf ostgermanischen Urnen der Frühen Eisenzeit. Ipek (Jahrb. f. präh- u. ethnogr. Kunst.) Bd. 3, 1928, S. 25ff.
5. Ders., Gesichtsurnen und Hausurnen. Archiv f. Anthrop, Bd. 23, H. 1.
6. Ders., Urgeschichte der Ostgermanen. Danzig 1934.
7. E. Petersen, Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen. Vorgesch. Forschungen II, 2. Berlin 1929.

Germanische Schmuckkunst der Völkerwanderungszeit bei Goten, Alamannen und Franken

Von

Werner Hülle, Berlin

Als die italienischen Baumeister der Renaissance die Baukunst im deutschen Raum nördlich der Alpen als „barbarisch“ gegenüber ihrer am klassischen Vorbild ausgerichteten Architektur kennzeichnen wollten, gaben sie ihr den Namen die „gotische“ Kunst. Es ist dies nur einer von vielen Fällen, die uns zeigen, wie stark die Erinnerung an die Goten als Vertreter germanischen Wesens noch im Mittelalter in Italien war, und wie ihr Name einfach für den der Gesamtheit gesetzt werden konnte. Wenn somit die mittelalterliche „gotische“ Kunst auch gar nichts mit derjenigen der Völkerwanderungszeit zu tun hat, so steht diese doch in ihrer Bedeutung der erstgenannten keineswegs nach. Eine Betrachtung der germanischen Schmuckkunst der Völkerwanderungszeit kann ohne Einbeziehung der Goten niemals zu einem vollen Verständnis der Erscheinung führen. Sie nehmen geradezu eine Art Schlüsselstellung ein, die in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher erkannt wurde. Wir müssen daher an den Anfang unserer Betrachtung der germanischen Schmuckkunst der Völkerwanderungszeit diejenige der Goten stellen.

Mit ein paar Strichen wollen wir zunächst die politische Geschichte der Goten umreißen. Ihre Urheimat in Schweden — Landschaftsnamen wie Östergötland und Gotland erinnern noch heute daran — haben die Goten im ersten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung freiwillig verlassen und sind über die Ostsee nach dem Weichselmündungsgebiet gekommen. Gothiscandza = gotische Küste heißt diese Landschaft noch in späterer Zeit. Zahlreiche Gräberfunde im Weichselmündungsgebiet beweisen, daß die Volkszahl der Goten bei ihrer Einwanderung schon sehr groß gewesen sein muß. Zugleich zeigen uns die Beigaben dieser Gräber, besonders der reiche Schmuck der Frauengräber, daß ihre Gold- und Silberschmiede damals schon Meister ihres Faches waren.

Übervölkerung und der Zwang, sich mit den Nachbarn, den Rugiern, Burgunden und Wandalen auseinanderzusetzen, die sie zum Teil erst aus ihren bisherigen Sitzen verdrängen mußten, lassen bei den Goten sehr bald den Entschluß reifen, neue, weiter entfernte Siedlungsräume zu erschließen. So brechen sie schon in der Mitte des 2. Jahrhunderts aus West- und Ostpreußen aus und erzwingen sich den Weg nach dem Süden. Über ein wegloses Sumpfgebiet, wahrscheinlich das Pripetbecken in Polesien, bauen sie eine jener bekannten germanischen Moorbrücken und gelangen so an den Dnjepr, dem sie abwärts bis an den Rand der südrussischen Steppe folgen. In dem Bericht des gotischen Geschichtsschreibers Jordanes zittert noch die Freude und das Staunen nach, das die ersten Wanderscharen empfunden haben müssen, als sie das gesegnete Schwarzerdeland erreichten, das sie Oium = Auenland nannten. Man kann es sich vorstellen, in welch kurzer Zeit hier das mitgebrachte Saatgetreide vervielfacht wurde und es lag für die Goten sehr nahe, diesen Raum für dauernd zu besiedeln.

Zunächst scheint auch der bäuerliche Instinkt der Goten gesiegt zu haben, denn wir können feststellen, daß sie für eine gewisse Zeit hier zur Ruhe kommen. Aber leider hielt

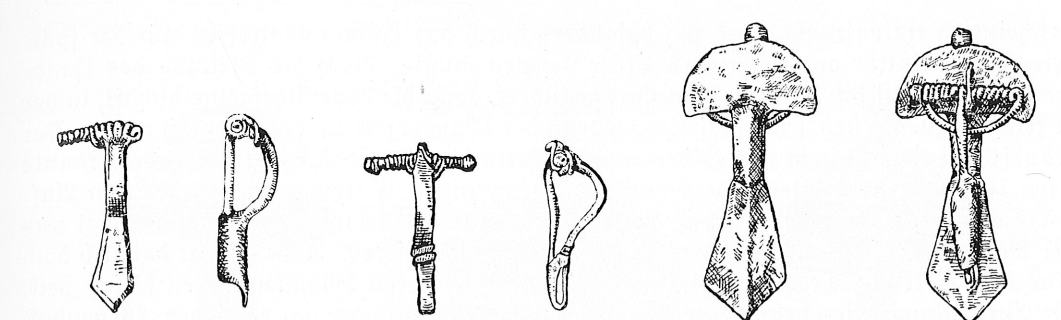


Abb. 138. Entwicklung der gotischen Silberblechfibel aus der Fibel mit umgeschlagenem Fuß. Maros-Szent-Anna, Siebenbürgen, 3.—4. Jahrhundert (nach Kossinna)

der Friede nicht lange an. Der Anlaß, der zu einer Aufspaltung der Goten und zu einer Fortsetzung der Wanderung führte, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen, aber wahrscheinlich spielen die Ereignisse, die im Zusammenhang mit dem beginnenden Zerfall der Macht des römischen Imperiums geschahen, dabei eine wichtige Rolle. Die Ostragoten — später Ostgoten genannt — ziehen durch die Steppe nach dem Nordufer des Schwarzen Meeres, das sie um 200 erreichen. Sie besetzen dort teilweise nach erbittertem Kampf einen Teil der griechischen Kolonialstädte und die Halbinsel Krim. Mit Hilfe einer rasch erbauten Flotte beherrschen sie auch das Schwarze Meer.

Die Wisigoten — die später Westgoten heißen — stoßen nach dem Südwesten vor und besetzen Dakien und Mösien, d. h. das Land zwischen Donau, Karpaten und Schwarzem Meer. Dieses gewaltige Gebiet konnten die Goten natürlich nicht in seiner ganzen Ausdehnung in Besitz nehmen, sie bilden hier vielmehr nur eine dünne Oberschicht, die den Ackerbau meist den Unterworfenen überlassen muß.

Das größte Reich gründen die Ostgoten, die schließlich zwischen Schwarzem Meer und Ostsee eine neue politische Achse errichten, die für die damalige Zeit eine ungeheure Bedeutung hätte erlangen können, da entlang dieser Linie ein dauernder Abfluß des Bevölkerungsüberschusses in Skandinavien in sehr aufnahmefähige und fruchtbare Länder möglich gewesen wäre. Leider hat der Hunnensturm des Jahres 375 diese Möglichkeit vernichtet.

Für unsere besondere Frage der Schmuckkunst ist es wichtig, daß auch für das Handwerk im Ostgotenreich eine ganz neue Lage geschaffen wurde. Da war einmal die ungeheure Ausweitung des Gesichtskreises, die schon während der langen Wanderung in

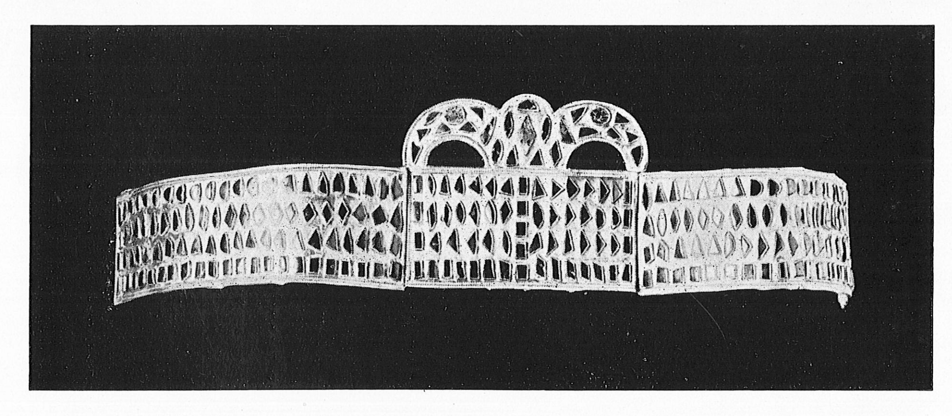


Abb. 139. Gotische Krone aus Goldblech mit Tierköpfen und Edelsteinschmuck. (Kertsch-Krim) 4. Jahrhundert

Erscheinung treten mußte und sich besonders durch das Zusammentreffen mit der spätgriechischen Kultur am Schwarzen Meer steigern mußte. Auch die Stellung des Handwerkers selbst hat sich in dieser Zeit stark geändert, denn die enge Dorfgemeinschaft, in der er früher seinen festen Platz einnahm, war in der Wanderzeit auseinandergesprengt. Der Edelschmied, mit dem wir es bei unserer Betrachtung besonders zu tun haben, konnte seine Werkstatt nur unter dem Schutze eines mächtigen Herren errichten, der ihm Aufträge erteilte, und zugleich Schutz bot. Die Sage von Wieland dem Schmied zeigt uns die Licht- und Schattenseiten eines solchen Edelschmieddaseins. Aber es war dadurch doch eine handwerkliche Tradition gesichert, und die besonderen Höchstleistungen dieser Zeit, die Entwicklung eines besonderen Stiles für jeden Stamm oder gar für jeden Fürstenhof, haben hier ihren Grund. Die überaus reichen Horte der Völkerwanderungszeit, deren Andenken in den gleichzeitigen Sagenstoffen fortlebt, sind der sichtbare Ausdruck dieses Zusammenwirkens zwischen Fürstenhäusern und Handwerkern.

Die Art der Stilgestaltung ist freilich durchaus nicht nur umweltbedingt. Gerade hier zeigt sich die Macht des Blutes am stärksten. Aus der reichen Fülle der Formen und Techniken, die beispielsweise am Schwarzen Meer damals vorhanden waren, wurden zur germanischen Schmuckgestaltung nur ganz bestimmte ausgewählt und übernommen. Die damals blühende naturalistische Kunst verfällt vollständig der Ablehnung; dagegen werden diejenigen Techniken verhältnismäßig rasch von den germanischen Handwerkern übernommen, die zur Betonung einer ornamentalen Wirkung geeignet sind.

Der Goldschmied lernt vor allem, den Grund durch Auflage von Goldkörnchen, die

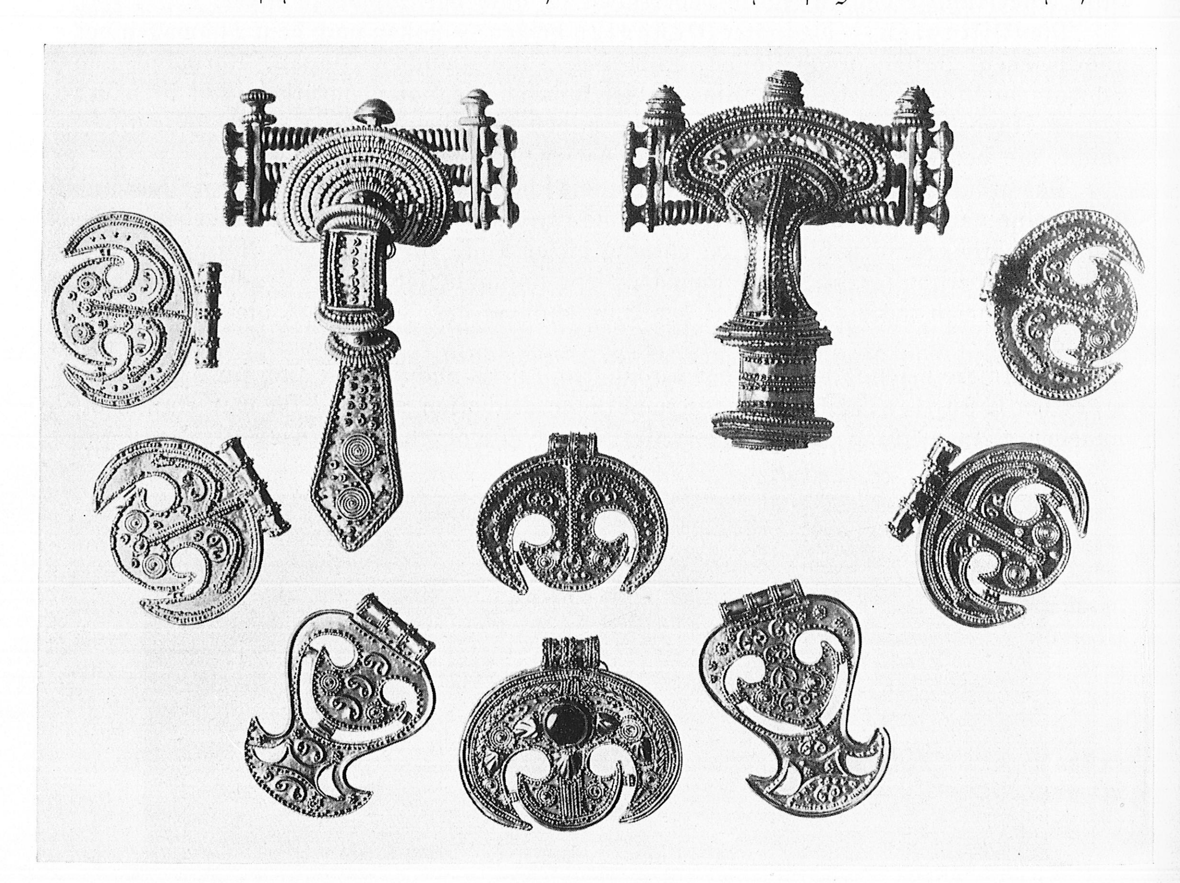


Abb. 140. Fibeln und Halsschmuck aus den Wandalischen Fürstengräbern von Sakrau, Kr. Oels, „Gotischer Stileinfluß" 4. Jahrhundert



Abb. 141. Gotischer Hort von Szilagy-Somlyo (Siebenbürgen) Fibeln mit Goldblech und Edelsteinschmuck um 400 (Foto Dr. Stoedtner)

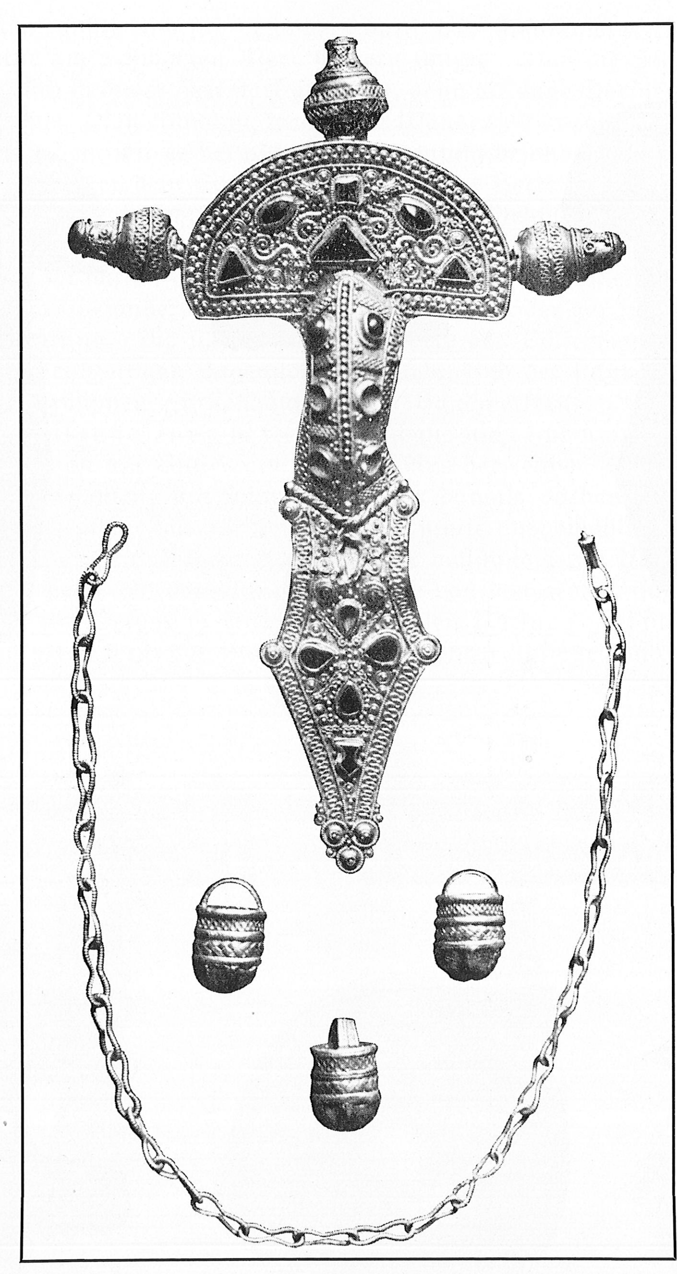


Abb. 142. Gotische Prachtfibel mit Edelsteinschmuck, goldener Kette und Ohrringe. Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil (Ostpr.) 4. Jahrhundert (Foto Prussia-Museum, Königsberg)

übrigens nicht durch ein Lötmittel, sondern direkt aufgebracht werden (Körnchenzier, Granulation) und von Fädchen (Filigran, Fädchenzier) zu beleben. Eine andere Art der Verzierung des Untergrundes waren eingestempelte und eingepunzte Ornamente, die manchmal regelrechte Schnitzmuster aufweisen (Keilschnitt). Diese Technik ist wahrscheinlich besonders bei den Westgoten zur Entwicklung gekommen. Die Ostgoten übernehmen dafür noch eine besondere Zierweise, die sich später auch bei den benachbarten Germanen weit verbreitet: die Verwendung von farbigen Edelsteinen, besonders Almandinen, die einzeln in Goldzellen gefaßt werden. Diese Zierweise wird später noch dahin er-

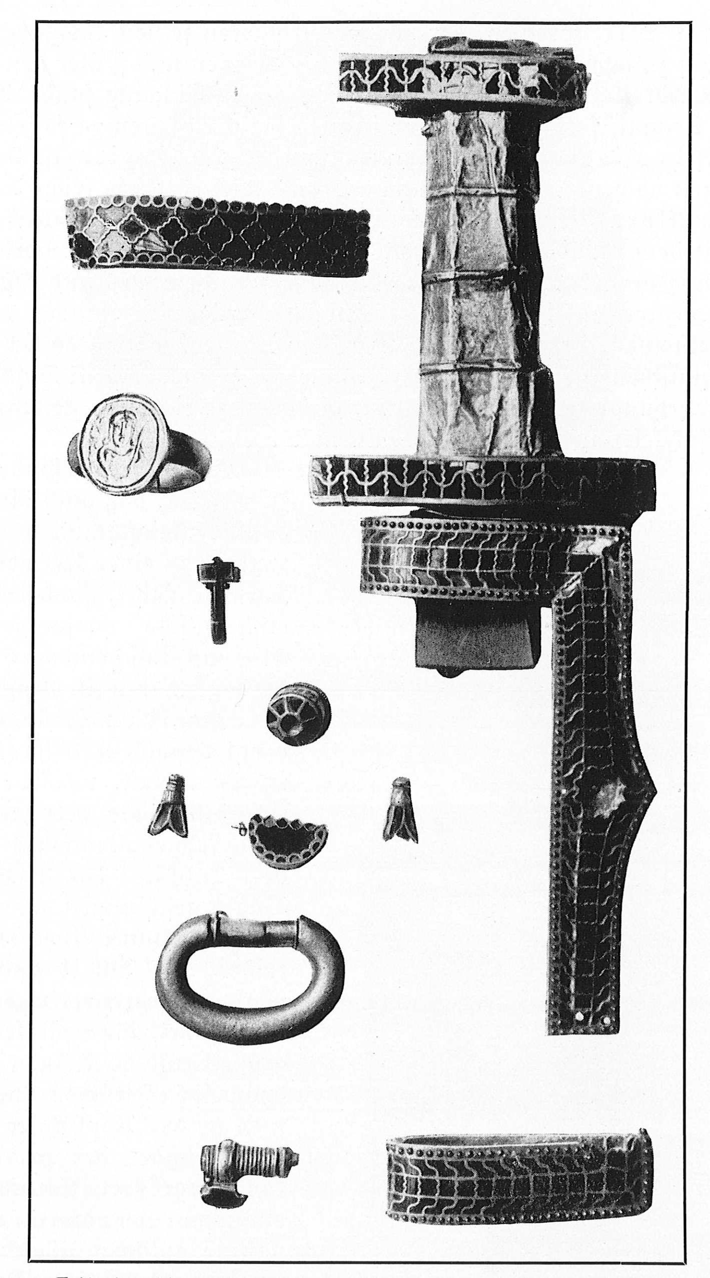


Abb. 143. Teile der Ausrüstung des Frankenkönigs Childerich (gest. 481) Doornik

weitert, daß durchsichtige Gläser oder andere Schmelzen in solchen Goldzellen gefaßt werden, wobei die Goldstege manchmal so eng aneinanderrücken, daß eine geschlossene Auflage entsteht (Cloisonné). Vielseitige Verzierungsmöglichkeiten ergeben sich auch noch dadurch, daß man Metallfäden in einen andersartigen metallischen Untergrund einschlug (meist Silber in Eisen), (Blachmal, Tauschierung). Schließlich ist auch noch die Verwendung von einzelnen Tierköpfen als Ziermuster zu erwähnen, die ebenfalls zuerst bei den Ostgoten nachweisbar ist.

Die im 4. und 5. Jahrhundert besonders kennzeichnende Zierweise ist die schon erwähnte Verwendung von farbigen Edelsteinen. Man kann für diese Zeit geradezu von

einem „*farbigen Stil*" sprechen, der von den Ostgoten seinen Ausgangspunkt nimmt und sich sehr rasch zu den Nachbarstämmen, den Westgoten und später den *Alamannen* und *Franken* verbreitet und auch bei den Angelsachsen Eingang fand. Dabei ist interessant, daß die Technik, farbige Edelsteine in niedrige Goldzellen zu fassen aus dem *ostindogermanischen Bereich* übernommen wurde. In *Indien* ist sie schon in der ältesten Metallzeit nachzuweisen und auch im Iran hat sie eine sehr frühe Blütezeit erlebt. Durch den Zug *Alexanders* d. Gr. nach Indien ist im 4. Jahrhundert v. d. Ztr. die Verbindung mit dem ostindogermanischen Bereich erneut hergestellt worden, und durch die Westbewegung der Skythen ist dieser Austausch zwischen West und Ost noch verstärkt worden. Es ist anzunehmen, daß die Goten selbst die Träger des Handels mit den damals beliebtesten Edelsteinen, dem Almandin und dem Karneol waren, da sich beispielsweise in einem buddhistischen Höhlentempel bei Junnar im Poona-Distrikt Inschriften aus der Mitte des 2. Jahrhunderts gefunden haben, in denen zwei Goten genannt werden, die offenbar auf Handelsreisen dorthin gekommen waren.

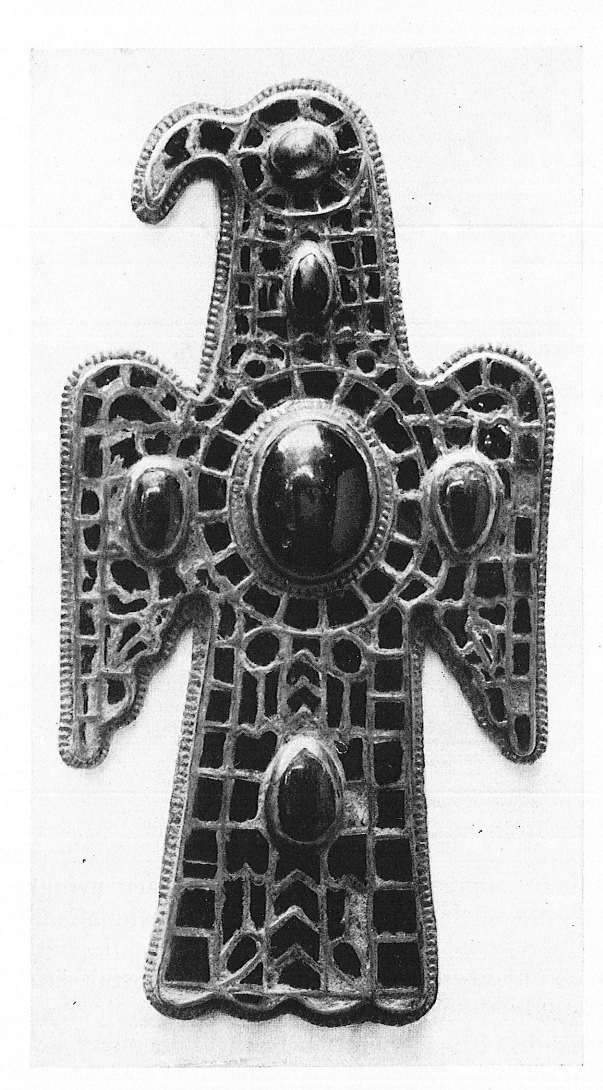


Abb. 144. Goldene Falkenfibel mit Edelsteinschmuck. Königsberg b. Mährisch-Ostrau um 500

Es verdient besonders festgehalten zu werden, daß auch diese Übernahme des Edelsteinschmuckes durchaus nicht zugleich zu einer Verwendung fremder Formen führt, sondern daß zunächst einheimische weitergebildet werden. Eine ganz unscheinbare Gewandspange, die sogenannte Fibel mit umgeschlagenem Fuß, die ursprünglich aus Eisendraht bestand und ihren Namen deswegen erhielt, weil bei ihr der Fuß zum Bügel hin gebogen und hier dadurch festgehalten wurde, daß das Ende des Drahtes ein paarmal um den Bügel geschlungen wurde, wird zum Ausgangspunkt einer reichen Formenreihe. Der Bügel und der Fibelfuß werden verbreitert und in Silberblech ausgeführt, die Spirale ebenfalls vergrößert und die kleinen Knöpfe, die an den beiden seitlichen Enden der Spirale und an der Kopfplatte sitzen, werden aus Gründen der ornamentalen Wirkung vergrößert. So entstehen aus der einfachen Grundform über die sogenannte gotische Silberblechfibel (Abb. 138) jene herrlichen Drei- und Fünfknopffibeln, die mit einem Goldblechüberzug versehen sind und reiche Edelsteinauflage tragen. Sie müssen schon vor 375 von den Ostgoten zu den Westgoten gekommen sein, da sie bei der Westbewegung der Goten nach dem Hunnensturm von beiden Stämmen in Europa weit verbreitet werden. Als Beispiel für die Entwicklung dieses Stiles in Südrußland kann ein goldenes



Abb. 145. Alamannische Scheibenfibel mit Almandinschmuck. Hailfingen/Württ.

Diadem gelten, das mit 2 stilisierten Vogelköpfen und reichem Almandinschmuck verziert ist (Abb. 139). Die gotischen Funde von Szilagy-Somlyo in Siebenbürgen (Abb. 141), Untersiebenbrunn in Niederösterreich, Petrossa in Rumänien und Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil in Ostpreußen (Abb. 142) zeigen die herrlichen Glanzstücke der gotischen Goldschmiedekunst des 4. Jahrhunderts. Die Schmuckstücke der wandalischen Fürstengräber bei Sackrau in Schlesien beweisen den starken gotischen Einfluß, der bis nach Ostdeutschland ging (Abb. 140). Man weiß nicht, was man an ihnen mehr bewundern soll: die technische Vollendung der Ausführung oder die künstlerische Gestaltungskraft des Edelschmiedes, die es u. a. ausgezeichnet versteht, die Anordnung der Edelsteinauflage so zu treffen, daß eine allzu schematische Symmetrie vermieden wird und doch ein einheitlicher Gesamteindruck entsteht.

Dieser Kunststil wird so stark als Ausdruck des damaligen Lebensgefühles empfunden, daß er sich auch zu den Nachbarstämmen ausbreitet und dort meist örtliche Spiele auslöst. Dies gilt nicht nur für die Fibeln, sondern ebenso auch für andere Schmuckstücke und für Waffen. Eines der historisch bedeutendsten Gräber mit einer Ausstattung, die den „gotischen Stil" im fränkischen Bereich deutlich erkennen läßt, ist die des Grabes des Frankenkönigs *Childerich*, der im Jahre 481 gestorben ist und in *Doornik-Tournay* bestattet wurde. Sein Grab konnte durch den dem Toten mitgegebenen Siegelring, der die Inschrift Childerici regis trug, einwandfrei bestimmt werden. Leider ist der größte Teil der ursprünglich mehrere hundert Stücke umfassenden Ausrüstung des Königs bis auf ganz wenige durch Diebstahl und Verschleuderung wieder verschwunden. Nur eine Spatha mit goldblechbelegtem Griff, ein großer Scheidenbeschlag, 2 sogenannte Zikadenfibeln und einige kleinere Teile sind noch im Original erhalten (Abb. 143). Sie zeigen zusammen mit dem, was noch durch Abbildungen bekannt ist, daß es offenbar damals am fränkischen Hof für vornehm galt, einen gotischen Goldschmied zu beschäftigen oder gar die Ausrüstung des Königs im Gotenreich anfertigen zu lassen. Jedenfalls ist der Zusammenhang dieser Stücke mit der gotischen Edelschmiedekunst denkbar deutlich.

Auch bei den *Alamannen* finden sich in dieser Zeit ebenso wie bei den *Franken* Schmuckstücke und Waffen in großer Zahl, deren Herstellung zumindest nach gotischem Vorbild erfolgt sein muß. Es seien hier neben den Schwertern mit Goldblechgriff und tierkopfverzierten Scheidenbeschlägen die Drei- und Fünfknopffibeln, S-förmige Fibeln

und die Vogelfibeln genannt, die krummschnäblige Raubvögel, wahrscheinlich Falken darstellen (Abb. 144). Auch Ohrringe mit würfelförmigem Kopf und Almandinschmuck, ferner solche mit trauben- oder körbchenförmigem Kopf zeigen den Einfluß des gotischen Geschmacks. Eine besonders reiche Ausgestaltung erfahren die sogenannten Almandinscheibenfibeln (Abb. 145), die auch bei den Franken und den Langobarden sich später selbständig fortentwickeln. Bei den Alamannen ist der gotische Einfluß deshalb besonders intensiv, weil der Ostgotenkönig Theoderich ihnen gegenüber den Franken die Waage hält. Im Jahre 553 unternimmt ein großes alamannisches Heer unter den Herzögen Leuthard und Butilin sogar den leider vergeblichen Versuch, das Ostgotenreich zu retten.

Auf Grund der geschichtlichen Ereignisse und anderer Anhaltspunkte können wir den „gotischen" Stil bei Alamannen und Franken in die Zeit zwischen 400—550 ansetzen und darin die Auswirkungen der Westbewegung der Goten nach dem Hunnensturm und vor allem die Blütezeit des Ostgotenreiches in Italien unter Theoderich d. Gr. sehen. Mit dem Zerfall seines Reiches ist auch zugleich ein Zerfall des gotischen Stiles verknüpft. Es kommt hinzu, daß die Beschaffung der Edelsteine dadurch erschwert wird, daß die Westbewegung der Awaren und anderer Turkvölker den Handel nach dem Osten abreißen läßt.

Bei den Alamannen und Franken tritt um die Mitte des 6. Jahrhunderts ein neuer Stil auf, den der schwäbische Vorgeschichtsforscher Alfred Schliz als nordisch-skandinavischen Einfluß erkannt hat. In der Tat scheint in dieser Zeit noch einmal



Abb. 146. Alamannische Fibel mit rechteckiger Kopfplatte und Tierornament. 6. Jahrhundert

ein stärkerer Zuzug aus dem nordgermanischen in den südgermanischen Raum erfolgt zu sein, wenn man nicht annehmen will, daß dieser neue Stil umgekehrt seinen Weg von Süden nach Norden genommen hat. Als typische Form dieses neuen Stiles kann die Fibel mit rechteckiger Kopfplatte bezeichnet werden, die verhältnismäßig einfache Umrißlinien aufweist, dafür aber eine ungemein lebendige und kraftvolle Verzierung zeigt (z. B. alamannische Fibel von Gönningen, Abb. 146). Stilisierte Tierköpfe und Tierleiber werden zu einem verwickelten Bandornament zusammengefügt, dessen Vorläufer im nordgermanische Gebiet zu suchen ist (z. B. Ortband von Nydam, Abb. 147). Bei den südgermanischen Alamannen und Franken wird dieser Stil weitergebildet und es tritt jetzt auch eine deutlichere Scheidung des Formengutes der beiden Stämme auf (Abb. 148). In der gleichen Zeit finden wir auch bei beiden verhältnismäßig selten figürliche Darstellungen und zwar auf den sogenannten durchbrochenen Zierscheiben, wo z. B. der Reiter mit der Lanze, wahrscheinlich eine Wotandarstellung, beliebt ist. Auch auf Schwertscheiden, wie auf der von Gutenstein (Baden) wird eine Werwolfsgestalt mit einem Schwert figürlich dargestellt. Manche dieser Zierscheiben sind allerdings auch nur mit Sinnbildern, z. B. dem Hakenkreuz versehen.

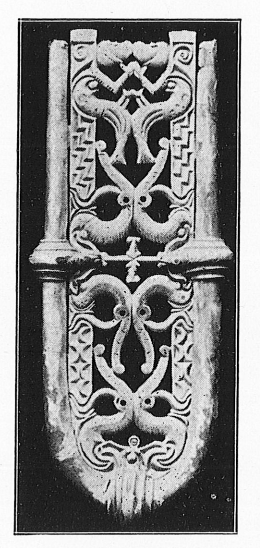


Abb. 147. Silberne Schwertscheide mit älterem nordischen Tierornament. Nydam, Schleswig um 450

Im südgermanischen Raum herrscht dieser nordische Stil nur noch bis in die frühmittelalterliche Zeit, d. h. bis zum Beginn der karolingischen Epoche, wo er dann durch die Veränderung der ganzen Lebenshaltung zum Erlöschen kommt. Im nordgermanischen Raum wird durch die Entwicklung des Wikingerstiles noch einmal eine letzte große Blütezeit heraufgeführt. Die gotische Technik der einzeln aufgelegten Steine hat sich dagegen als Zierweise auch im frühen Mittelalter behaupten können.

Unsere Betrachtung hat deutlich gezeigt, welch großartige Schöpfungskraft des germanischen Geistes sich in der Schmuckkunst der Völkerwanderungszeit offenbart. Mit Bewunderung sehen wir, wie die germanischen Edelschmiede neue Ausdrucksmittel in den Dienst ihrer Handwerkskunst stellen, um mit ihrer Hilfe dem gewaltigen Geschehen ihrer Zeit Ausdruck zu verleihen. Der früher stark überschätzte Einfluß der spätrömischen Kunstindustrie ist sicherlich sehr gering; er steht hinter dem Austausch mit den Techniken des ostindogermanischen Bereiches weit zurück. Auf dem Gebiet der Schmuckkunst ist eine Fortführung der provinzialrömischen Kultur auf südgermanischem Boden so gut wie gar nicht erfolgt.

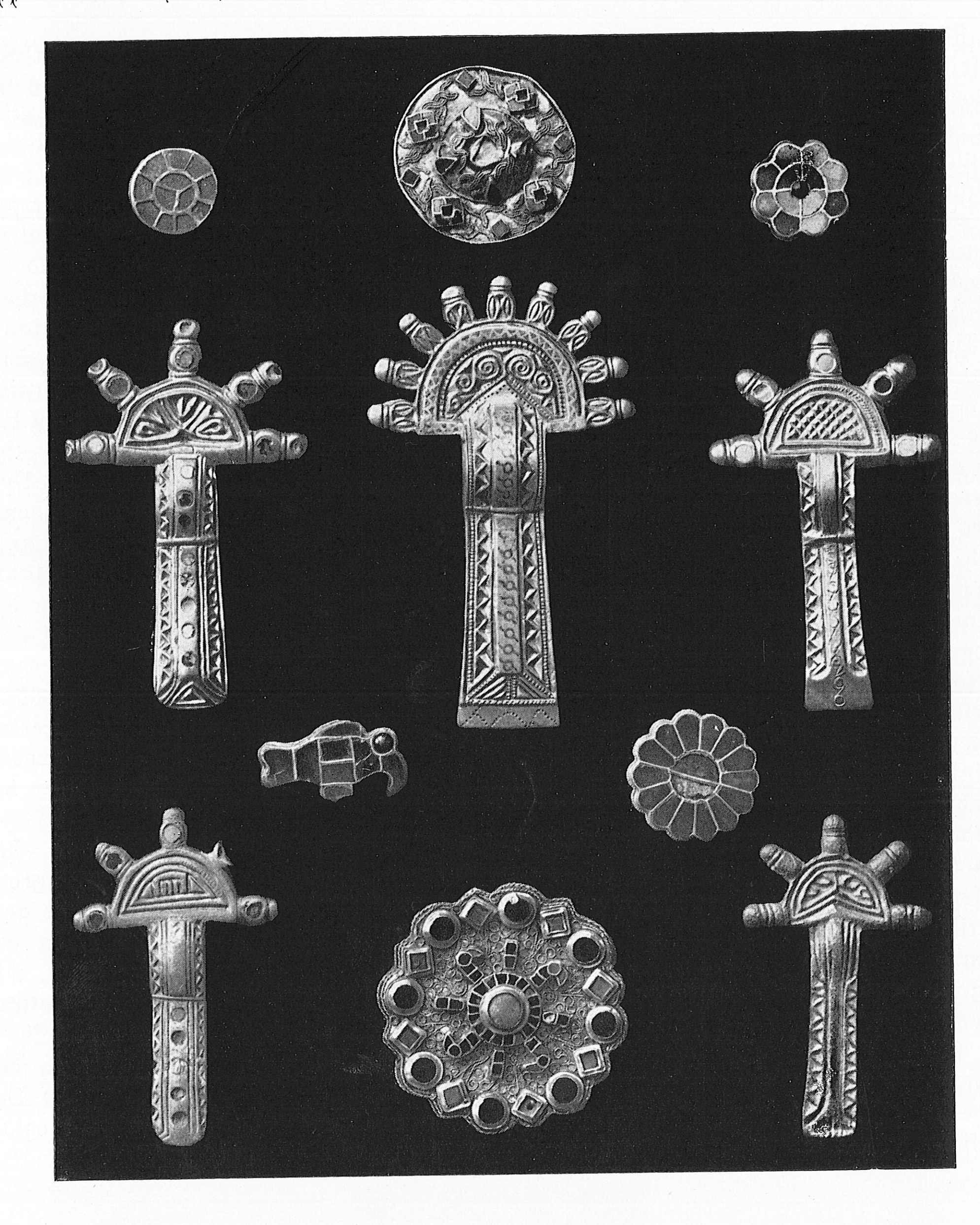


Abb. 148. Fränkische Grabfunde von Pry, Prov. Namur. Mehrknopffibeln und Scheibenfibeln. Gotischer Stileinfluß in fränkischer Fortbildung (nach Kossinna)

Die Langobarden als Träger germanischer Schmuckkunst in den Ostalpen

Von

Eduard Beninger, Wien

Ins Niederelbegebiet sind die Langobarden am Ende der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. d. Ztr. gekommen. Die Namen der Ortschaften Bardowieck und Bardenhagen, ferner der des Bardengaues halten die Erinnerung noch wach, so daß wir die Funde des 1. und 2. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung aus dem nördlichen Teil der Lüneburger Heide zwischen der Seeve, Luhe und Ilmenau unbedenklich den Langobarden zuschreiben können. Ihre Übereinstimmung mit den Bodenfunden der Körchower Gruppe beweist, daß auch ein Teil von Westmecklenburg dem langobardischen Siedlungsgebiet zuzurechnen ist. Nach Norden zu bricht das Gebiet der Körchower Gruppe, wie W. D. Asmus gezeigt hat, sehr schnell an einer Linie, die südlich des Schalsees bis zum Südende des Schweriner Sees vorstößt, ab. Von dort aus bildet die Sude, die in südlicher Ausschwingung zur Elbe fließt, die Grenze des rechtselbischen Einflußbereiches der langobardischen Kultur. Stärkere Ausstrahlungen erstrecken sich noch in südöstlicher Richtung bis in die Prignitz hinein. Die Westgrenze konnte durch die Untersuchungen von W. Wegewitz bestimmt werden. Die Grenze zu den Chauken bildete das Sumpfgebiet des Hamme-Ostetales, wonach der Gau Moswidi westlich bis an die Aue bei Harsefeld, Kr. Stade, ebenfalls den Langobarden gehört. Gegen Ende des 1. Jahrhunderts dürfte die Westgrenze wieder an die Este zurückverlegt worden sein. Die Frage nach der Südgrenze des Langobardengebietes bleibt hier, da Funde noch fehlen, offen.

Die Funde des damit aufgezeigten Gebietes werden im 3. Jahrhundert spärlicher, doch haben wir Belege dafür, daß die Langobarden bis ins 5. Jahrhundert hinein ihre Sitze im Niederelbegebiet inne hatten. Die bevorstehende Veröffentlichung von G. Körner wird darüber Klarheit bringen. Ob einige Teile des Stammes abgewandert sind, entzieht sich zunächst unserer Beurteilung. Der jetzt allgemein vertretenen Annahme, den Beginn der Südwärtsbewegung der Langobarden bereits ins 3. Jahrhundert zu verlegen, möchte ich zunächst noch ablehnend gegenüberstehen. Für unsere Untersuchungen genügt es, daß wir einen gesicherten Ausgangspunkt gewonnen haben.

Der zweite Anhaltspunkt ist ebenfalls eindeutig. Die geschichtliche Quellenkunde bietet uns die Nachricht, daß die Langobarden um 488 ins Rugiland einrückten. Wenn wir nun unbefangen an diese Frage herantreten wollen, so können wir unsere Aufgabe nur darin erblicken, in Südmähren und im niederösterreichischen Weinviertel jene Gräber des ausgehenden 5. Jahrhunderts und des frühen 6. Jahrhunderts zu suchen, die mit der elbgermanischen Kultur in Verbindung zu bringen sind. Zu dieser so einfachen Überlegung konnte man sich bisher allerdings nicht entschließen, weil die Geschichtsforscher der Ansicht waren, die Langobarden seien vor ihrer Ankunft ins Rugiland in eine ostgermanische Entwicklung gelenkt worden.



Abb. 149. Stößen, Kr. Weißenfels; Gr. 14. Rippenschale, zwei vergoldete Silberfibeln, zwei Goldfibeln mit roten Glastäfelchen. ($^2/_3$.) (Phot. Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle a. S.)

Ludwig Schmidt und mit ihm fast alle Geschichtsforscher nehmen an, daß „die Wanderung der Langobarden durch die Mark Brandenburg und Schlesien nach dem Quellgebiet der Weichsel und weiter das Marchtal abwärts gegangen sei". Er rechnet mit der Südwärtsbewegung des Stammes seit dem frühen 4. Jahrhundert, wonach also die Langobarden über eineinhalb Jahrhunderte im ostgermanischen Raume gebunden gewesen seien. Wenn man sich daraufhin die Quellen ansieht, wird man allerdings gewahr, daß diese Annahme sich lediglich auf die Auslegung eines einzigen Wortes stützen kann: in der Wandersage wird nämlich ein Burgundaib genannt, eine Landschaft, die die Langobarden einige Jahre besessen haben sollen. Und da man schon die anderen in der Sage erwähnten Rastpunkte der Wanderung (Mauringa, Golanda, Anthaib, Bainaib) nicht deuten konnte, so sah man hier also ein Burgunderland und daraus entwickelte sich die den Langobarden zugemutete Irrfahrt durch Ostdeutschland.

Man hat zu überlegen gegeben, daß die im ehemaligen Rugiland seit 1930 nachgewiesenen Gräber des 6. Jahrhunderts deshalb eine elbgermanische Kultur aufzeigen, weil es sich eben um ein den Westgermanen seit Jahrhunderten gehöriges Gebiet handle. Man übersah aber, daß die quadische Tonware bereits im ausgehenden 4. Jahrhundert verschwindet und den swebischen Stämmen an der Donau durch die Wirren des 5. Jahrhunderts der Boden entzogen wird. Das Land fiel an die Goten, Alanen, Skiren, Heruler und schließlich an die Rugier. Westgermanisches suchen wir im Marchland des 5. Jahrhunderts vergebens. Die elbgermanische Bauernkultur, die in den Gräbern des frühen 6. Jahrhunderts festzustellen ist, geht zweifellos auf neue Einwanderer zurück. Und wenn man ihr auch nur „allgemein swebische" Eigenart zugestehen wollte, so müßte sie schon aus diesem Grunde auf die geschichtlich bezeugte Einwanderung der Langobarden bezogen werden. Daß die Langobarden in eine ehemalige swebische Grenzmark einrückten, ist allerdings kein Zufall, sondern geschichtlich bedingt.

In den Geschichtsquellen und in der oströmischen Politik trägt die Landschaft den Namen Rugiland, in der germanischen Überlieferung ist es jedoch noch immer die swebische Grenzmark. Sie ging zwar im 5. Jahrhundert den Sweben verloren und keine Erinnerung klingt mehr an die späten Kämpfe der Quaden durch. Und doch ist das swebische Kolonisationswerk an der Donau durch die Langobarden zur Wirklichkeit geworden. Die Quaden bewahrten durch 4 Jahrhunderte den Zusammenhang mit dem elbgermanischen Mutterland; nichtsdestoweniger scheiterte noch zu Beginn der großen Markomannenkriege (166) der Versuch einer langobardischen Abteilung,

über die Donau zu setzen. Der ständig anwachsende Volksdruck in den Elblanden wurde in eine andere Richtung verlegt. Die Alamannen erscheinen 231 am Main. Im Jahre 395 gelingt den Quaden der Durchbruch und die römischen Grenzfestungen gehen in Flammen auf. Die innere Kraft der Quaden aber war, obwohl ihre Waffen siegreich waren, gebrochen. Erst im ausgehenden 5. Jahrhundert macht sich der swebische Druck wieder geltend. Der Baiernstamm erscheint knapp vor der Mitte des 6. Jahrhunderts, jedenfalls erst nach 526, im Besitz des Landes zwischen Lech, Enns, Alpen und Böhmerwald, aber bezeichnenderweise als Angehöriger des Frankenreiches. Die vorhergehenden Schicksale des Stammes kennen wir leider nicht. Im Gegensatz zu den Baiern konnten sich die Langobarden der fränkischen Umklammerung entziehen: sie rückten als freie Bauern unter ihrem König Godeok um 488 ins Rugiland ein. Sie zogen offenbar aus dem Bardengau über die Aller, die Leine aufwärts nach Moringen (Mauringa?) und südlich des Harzes an die Elbe. Hier wäre das Bainaib anzusetzen, außer es ist tatsächlich Baiaib zu lesen, worunter natürlich nur Böhmen gemeint sein könnte. Wo die „Amazonenschlacht" anzusetzen ist, ist völlig unklar (manche denken an die Gegend von Magdeburg). Als Burgundaib käme, wenn es sich um ein Burgunderland handelte, möglicherweise die Lausitz in Frage, doch erscheint mir ein längerer Aufenthalt dort recht unwahrscheinlich. Vieles spricht dafür, daß die Langobarden vor ihrem Weitermarsch nach Böhmen in der Hauptsache westlich der Elbe verweilten.



150

151 152

Abb. 150—152. Neu-Ruppersdorf, Ger.-Bez. Laa a. d. Th., Niederdonau
150. Grab 19, Rippenschale (½). 151 u. 152. Grab 13, Zierscheibe und Ring aus Bronze vom Wollgürtel ($^1/_1$)

Das ergibt sich aus dem Befund, den wir den niederösterreichischen Gräbern des frühen 6. Jahrhunderts entnehmen können. Auch die Beurteilung der Schmuckstücke der Langobarden liefert die gleiche Aussage. Die Spange (Abb. 154) mit ausgezackter Kopfplatte in Zangenform aus Straß (Niederdonau) hat ein gutes Gegenstück in der von Mühlhausen (Thüringen) (W. Schulz, Ipek 1928, Taf. 3/35), nur besitzt die aus Straß noch am oberen Ansatz der Fußplatte zwei kleine Lappenauswüchse, die ihrerseits an die herabhängenden Tierköpfe der skandinavischen Fibelformen mit rechteckiger Kopfplatte erinnern. Die Spange (Abb. 154) gehört dem Beginn des 6. Jahrhunderts an. Eine zweite Gruppe der sogenannten Thüringerfibeln besitzt eine Kopfplatte mit Vogelköpfen, die wieder, was man bisher nicht beachtete, in zwei Abarten zerfällt: solche mit nach aufwärts und solche mit nach abwärts gerichteten Vogelschnäbeln. Eine Fibel der letztgenannten Form ist vor kurzem in einem Langobardengrab des frühen 6. Jahrhunderts von Tulln (Niederdonau) gefunden worden. Sie entspricht dem Stück aus Radowesitz (Böhmen) (H. Preidel, Mannus 27, 1935, S. 331, Abb. 3). Etwas abweichende Formen dieser Untergruppe finden sich noch in Podbaba (Böhmen), Weimar, Stößen (Kr. Weißenfels), Niederroßla bei Apolda und schließlich in Krainburg (Krain). In dem langobardischen Gräberfeld von Neu-Ruppersdorf (Niederdonau), das teilweise noch dem ausgehenden 5. Jahrhundert angehören dürfte, ist die elbgermanische Rippenschale (Abb. 150) gehoben worden, die ein gutes Gegenstück in der Rippenschale (Abb. 149) aus Stößen, Grab 14, besitzt, das ich mit freundlicher Erlaubnis von W. Schulz hier abbilden darf.

Es steht demnach außer Zweifel, daß die langobardischen Gräber des frühen 6. Jahrhunderts aus dem ehemaligen Rugiland überzeugende Beziehungen zu jenem Gebiet aufzeigen, wo wir thüringische (Mitteldeutschland) oder markomannisch-thüringische (Böhmen) Stammverbände annehmen müssen. Ein Durchmarsch der ins Rugiland einwandernden Langobarden durch Böhmen kann daher als gesichert angesehen werden. Am klarsten zeigt dies das noch nicht veröffentlichte Gräberfeld von Tschelakowitz, Ger.-Bez. Brandeis an der Elbe.

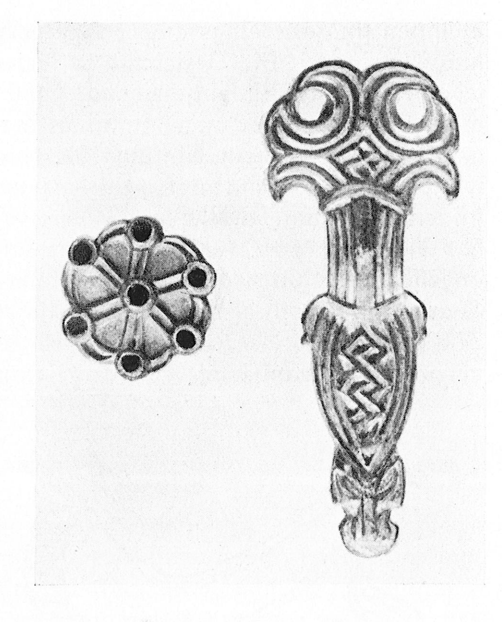
Die Fundstelle liegt im Ziegelofen Liman zwischen Tschelakowitz und Zaluži, etwa 20 km westlich von Prag[1]). Seit 1930 hat hier J. Schránil 55 Gräber gehoben, von denen alle bis auf 2 beraubt gewesen sein sollen und eine Tiefe bis zu 2 m erreichten. In der Mitte des Friedhofes fand sich ein Reitergrab. Das kleinwüchsige Pferd war zusammengeschnürt. Der Tote lag unter einer waagerechten, von Pfosten getragenen Balkendecke. Diese Bestattung von Roß und Reiter war auf allen 4 Seiten von anderen, in Reihen angeordneten Gräbern umgeben, wobei jedoch zwischen diesen und dem Mittelgrab ein unbelegter Raum gelassen wurde. Unter den Waffen fand sich nur ein einziges Schwert; ferner Lanzenspitzen, 4 Schildbuckel (einer mit Bronzenieten) und eine Streitaxt. In einem Kindergrab lagen zwei Pfeilspitzen. In einem Grab fanden sich 2 Hühnereier. In Grab 22, einem Frauengrab, wurde ein Webeschwert von 30 cm Länge gehoben. Die Tongefäße sind elbgermanischer Herkunft, einige von ihnen zeigen Stempelmusterung. Auffallend ist eine vierflammige Tonlampe, die ein Gegenstück in Worms-Bollwerk, Grab 1 aus der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts besitzt. Eine Goldmünze des Anthenius (467—472) trägt eine Öse. Die Funde gehören der Zeit um 500 und dem frühen 6. Jahrhundert an. Die Schmuckstücke und Gewandspangen[2]) zeigen starke Beziehungen zu den Thüringern, doch ist dies bei den frühen langobardischen Gräberfunden Böhmens nicht anders zu erwarten. In der Zeit nach 531, in

[1]) A. Stocký, Čechy v době železné, Prag 1933, Taf. 55 u. 56. L. Franz, Sudetendeutsches Jahrbuch 1933, Dritte Folge, Bd. 3 (Verlag: Die junge Front, Niedergrund-Warnsdorf), S. 36—44 mit 2 Taf.

[2]) H. Preidel, Mannus 27, 1935, S. 332 erwähnt aus Tschelakowitz irrtümlich auch eine Thüringerfibel mit Vogelköpfen; es sind jedoch nur solche in Zangenform angetroffen worden (Gr. 17 u. 42).

welchem Jahr das Thüringerreich seine Selbständigkeit verlor, sind solche Gräberfelder wie Tschelakowitz jedenfalls nicht mehr zu erwarten.

L. Franz bringt Tschelakowitz mit den Hermunduren-Thüringern in Verbindung. Er läßt sich dabei von zwei Gedanken leiten. Einerseits sieht er bereits in den Germanen des kaiserzeitlichen Böhmens Hermunduren, so daß für ihn kein zwingender Grund vorliegt, diese nicht auch in der Völkerwanderungszeit gelten zu lassen. Er übersieht aber, daß die Tonware von Tschelakowitz auf eine Einwanderung hinweist. Andererseits beurteilt er den Bericht des Cosmas, wonach ein Thüringer der Erzieher eines tschechischen Fürstensohnes gewesen sei, nicht als Zufall; „die betreffende Geschichte spielt zwar in einer halb mythischen Zeit, aber es kann darin doch die Erinnerung fortleben, daß gerade Thüringer einmal in Böhmen eine Rolle gespielt haben“[1]). Wollte man nun aber Tschelakowitz mit den Hermunduren-Thüringern in Verbindung bringen, dann müßte man auch in Niederdonau Thüringer, in Westungarn Franken und in Krain Alamannen annehmen. Zu solchen Annahmen dürfen wir uns jedoch durch das Vorkommen einzelner Schmuckstücke nicht verleiten lassen. Die Schmuckstücke der Langobarden in



155 154

Abb. 153 u. 154. Straß, Ger.-Bez. Langenlois, Niederdonau.
Scheibenfibel und Bügelfibel aus vergoldetem Silber ($^1/_1$)



Abb. 155. Poysdorf, Kreis Mistelbach, Niederdonau. Lage der Goldbrakteaten Abb. 157 in Grab 4

[1]) L. Franz, Kelten und Germanen in Böhmen. Sonderdruck aus: Das Sudetendeutschtum, o. J., S. 26—27.

Böhmen sind allerdings aufs engste verwandt mit dem Kunsthandwerk der Alamannen und Thüringer. Die Beziehung zu diesen Stämmen, an die wir ebenfalls glauben, wird jedoch, und dies ist entscheidend, selbst bis ins späte 6. Jahrhundert hinein aufrecht erhalten. Neben der angestammten finden wir eben auch andere Schichten, die lediglich anzeigen, in welchem Einflußgebiet die Langobarden in die neue Welt des Völkerwanderungsstiles eintraten. Es darf uns nicht verwundern, daß wir an den Schmuckstücken aus langobardischen Gräbern auch fränkische Einflüsse feststellen können. So hat die Fibel (Abb. 165) aus Schwechat (Gau Wien), die dem späten 6. Jahrhundert angehört, ein gutes Gegenstück in dem rein fränkischen Gräberfeld von Herpes (Dep. Charente). Wir finden diesen „fränkischen" Einfluß aber schon im frühen 6. Jahrhundert. Ihn zeigt z. B. die Rundfibel (Abb. 153) aus Straß (Niederdonau). Auch ein filigranverzierter Goldanhänger von Tschelakowitz (Stocký, a. a. O., Taf. 56/4) wäre hier zu nennen: er erinnert nicht nur an ein Stück aus Obermöllern, sondern auch an fränkische Funde. In ähnlichem Sinne ist auch der Goldanhänger (Abb. 164) aus Schwechat zu beurteilen. Die Fibel (Abb. 159) aus Nikitsch (Burgenland) gehört schon dem Ende des 6. Jahrhunderts oder der Zeit um 600 an; man könnte hier von einer alamannischen Form und bezüglich der Zelleneinlagen am Fußabschluß von einem fränkischen Geschmack sprechen. Und diese „alamannisch-fränkische" Schicht vermag selbst bis nach Krain und Italien nachzuwirken. Wir können daher annehmen, daß diese nichtangestammten Schichten keinesfalls erst in späterer Zeit zu den Langobarden stießen, sondern daß wir mit einer Aufrechterhaltung ursprünglicher Beziehungen rechnen müssen. Das bunte Bild, das uns manchmal Schmuckstücke aus späten Langobardengräbern vermitteln, darf uns nicht verwirren. Denn wir haben doch einen eindeutigen Ausgangspunkt für unsere Ergebnisse: die geschichtliche Quellenkunde, die uns im ausgehenden 5. Jahrhundert ins Rugiland einrückende Langobarden bezeugt. Nachdem nun deren Gräber gefunden worden sind, haben wir die Möglichkeit, unabhängig von jeder Überlieferung aus halb mythischer Zeit dem Fundstoff gerecht zu werden und demgemäß unsere Schlüsse zu ziehen. Der Wanderweg der Langobarden ist uns in seinen Grundzügen klar. Wohin wir die in der Sage erwähnten Rastpunkte verlegen können, ist zunächst von untergeordneter Bedeutung. Jedenfalls erblicken wir unsere Aufgabe darin, jenen Raum abzugrenzen, in dem die Haltpunkte endlich einmal, unvoreingenommen von ehrwürdigen, aber doch irrigen

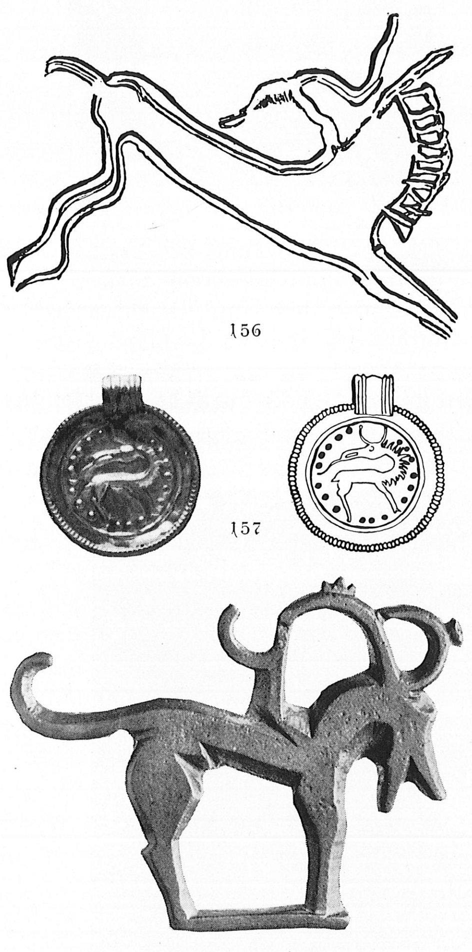


Abb. 156. Přikas, Ger.-Bez. Olmütz, Mähren. Zeichnung auf einem quadischen Scherben des 2. Jahrh.

Abb. 157. Poysdorf, Kreis Mistelbach, Niederdonau. Zwei Goldbrakteaten aus Grab 4 (1/1)

Abb. 158. Neutra, Slowakei. Bronzefibel des 7. Jahrh. (4/5)

Anschauungen, gesucht werden sollen. Das Bild, das wir von der völkischen Stellung und dem geistigen Pflegtum der Langobarden gewinnen, wird dann neu gezeichnet werden können.

Mit dem Einmarsch der Langobarden ins Rugiland tritt in diesem Gebiet nach fast 100jähriger Unterbrechung wieder eine Bauernkultur auf. Und sie kommt aus demselben Nährboden, wie früher die Quaden: nämlich aus dem westgermanischen Gebiet an der Elbe. Man hat also den Eindruck, daß hier nur ein und derselbe Zug unterbrochen wurde und daß, woran sich früher die Quaden verbluteten, nun dem unverbrauchten Zuzug aus dem freien Germanien gelang: der Zug nach dem Süden. Noch einmal sollte es einem germanischen Volksstamm in Mitteleuropa gelingen, im Gegensatz zu der völkisch ungebundenen Stilrichtung der Goten eine ererbte Kultur zur Geltung zu bringen. Dieser Gegensatz zu den Goten kennzeichnet am klarsten die Stellung der Langobarden und ihren Einsatz im Kulturkampf des 6.—8. Jahrhunderts. Der ostgotische Versuch, eine Verschmelzung des Germanentums mit der ausgehöhlten Antike herbeizuführen, mußte scheitern. Das römische Weltreich — ein mechanisch zusammengesetzter Bundesstaat vieler Völker — hatte bereits eine rassenlose Ausformung erhalten. Die neue Lebenskraft kam von den Germanen, die dem Abendland das Bauerntum wiedergegeben haben. Die germanische Rasse war nun wieder befähigt zu ordnen und zu herrschen. Wenn auch die Langobarden nicht wie die Alamannen, Baiern, Franken, Sachsen und Thüringer zu jenen Stämmen zählen, aus denen das Deutsche Reich des Mittelalters erwuchs, so knüpfen sich an ihr Wirken doch glanzvolle Leistungen der germanischen Kultur. Dazu gehört aber vor allem, daß sie als echte Bauernsöhne noch in Italien streng an herkömmlichen Sitten festhielten und sich von den Römern selbstbewußt abhoben. Im 6. Jahrhundert mag sich dieses stolze Stammesbewußtsein kräftig entwickelt haben, denn auch gegenüber jenen Völkern, welche sich dem Italienzug anschlossen, wurde es aufrecht erhalten. Im frühen 6. Jahrhundert tritt uns die Bauernkultur der Langobarden noch in völliger Reinheit entgegen. Hier offenbart sich uns die Erbmasse, der in sich selbst ruhende Wert der Anlage, die im 7. Jahrhundert zu einer der eindrucksvollsten Bildungen geformt wird. Der Aufenthalt im Donauraume ist von entscheidender Bedeutung für das Schicksal des Abendlandes geworden. Der schwebende Dauerzustand des Römischen Weltreiches war auf einer musterhaften Gleichgewichtspolitik aufgebaut. Da aber eine Mittelmeermacht, besonders mit so ausnehmend schmalem Stützpunkt wie Italien, der ostmitteleuropäischen Staatenwelt nicht dauernd die befriedigende Ordnung geben konnte, mußte es diese Aufgabe dem Donauraum überlassen, bis dieses praktisch dazu reif wurde. Diese Aufgabe konnte nicht den Goten gelingen, die selbst im östlichen Gewande auftraten. Der Raum an der mittleren Donau mußte von Norden her gefüllt werden. Den Kampf begannen die swebischen Quaden, den Sieg errangen die elbgermanischen Langobarden.

Die Skelettfunde aus den Langobardengräbern ergaben für Männer eine durchschnittliche Körperlänge von 169 cm, für Frauen eine von 158 cm. Dies ist beachtenswert, weil die Germanen der süddeutschen Reihengräber nach den bisherigen Untersuchungen im allgemeinen kleinwüchsiger sind. An Waffen wurden den Männern Lanzen, Schwerter, Schilde, Pfeile und Streitäxte mitgegeben. Einmal gelang es zufolge besonderer Fundumstände die Länge einer Lanze mit 160—170 cm zu bestimmen. Die Stärke dieser Holzstange zeigte einen Durchmesser von 18—22 mm. Nicht alle Schilde besaßen einen eisernen Schildbuckel. An Formen konnten bisher nur Rundschilde nachgewiesen werden. Streitäxte sind nur aus Tschelakowitz (Böhmen) und aus Scharatitz (Ger.Bez. Austerlitz in Südmähren) bekannt geworden. Auffallend ist, daß wir Lanzenspitzen auch in Frauengräbern finden. In einem Falle, nämlich in Neu-Ruppersdorf, Grab 13 (Niederösterreich), das auch die Schmuckscheibe (Abb. 151) lieferte, lag neben der bestatteten Frau auch ein Schwert. Dadurch ergeben sich beachtenswerte Hinweise

auf die damalige soziale Stellung der Frau! Auffallenderweise lag nun ein sogenanntes Webeschwert in Neu-Ruppersdorf in dem Grab eines etwa 15jährigen Jünglings. Sonst treten Webeschwerter nur in Frauengräbern von Tschelakowitz (Böhmen) und Straß (Niederösterreich) auf. Knochenkämme wurden von Frauen und Männern getragen. Goldschmiedegräber sind bei den Langobarden des 6. Jahrhunderts festgestellt worden: in Brünn-Kesselschmiedgasse und in Poysdorf, Niederdonau. Im letzteren wurden dem Schmiedemeister auch zwei Bronzemodelle für Gußformen von Fibeln mit ins Grab gegeben. Damit ist der Nachweis, daß die Langobarden ihre Fibeln im Schalenguß herstellten, erbracht. Diese Selbständigkeit des Goldschmiedehandwerks läßt ohne weiteres schon darauf schließen, daß die Langobarden in der Schmuckkunst ein Überlieferungsgut pflegten. Am sinnfälligsten zeigen dies wohl die beiden Goldbrakteaten (Abb. 157).

Sie stammen aus Poysdorf, Grab 4 (Niederdonau), das der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts angehört. Die Lage der Stücke ergibt das Ausgrabungsbild (Abb. 155). Das Skelett lag in einer Tiefe von 205 cm in gestreckter Rückenlage auf einem Totenbrett, der Schädel im Westen mit dem Blick nach Nordosten, die Hände an das Becken gelegt. Einige Glasperlen wurden als Halskette aneinandergereiht von der Schulter bis unterhalb des Kinnes gefunden; eine Perle lag hinter dem Nacken. Vor der Kehle fand sich eine Scheibenfibel; sie zeigt einen Viererwirbel mit krummschnäbeligen Vogelköpfen in Hakenkreuzanordnung und ist mit Glaseinlagen besetzt[1]). Die Fibel könnte aus einem fränkischen Grab stammen. Beiderseits von ihr, knapp abwärts anschließend, hingen die zwei Goldbrakteaten (Abb. 157). Neben dem rechts hängenden Brakteat lag noch eine Goldperle. An der rechten Schläfe fand sich eine einfache Bronzenadel; sie reichte vom Unterkieferast bis hinab zum Nacken. Neben der linken Schulter stand eine auf der Drehscheibe gearbeitete Umbruchschüssel mit eingeglätteter Rautenverzierung, eine Form, die sich ohne Glättmusterung bei den Langobarden bis ins ausgehende 6. Jahrhundert hält. Von den sonstigen Beigaben sei noch ein Knochenkamm erwähnt, der neben dem linken Fuß lag. Es sei hier übrigens erwähnt, daß m. E. alle Knochenkämme der germanischen Völkerwanderungszeit aus Geweihstangen geschnitzt sind. Die beiden Brakteaten (Abb. 157) bestehen aus einem Goldblech von 19 mm Durchmesser. Der Goldgehalt beträgt 68—69 %, der Silbergehalt 28—30 %. Die Tierfigur ist von rückwärts in das Blech eingeschlagen. Die Stücke gehören zu den ältesten Brakteaten, die wir in Mitteleuropa besitzen. Demgemäß zeigen sie auch noch ein klares und übersichtliches Tierbild.

Von besonderer Tragweite ist der Vergleich dieses Tierbildes (Abb. 157) aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts mit der Tierzeichnung (Abb. 156), das sich auf einem quadischen Scherben des späten 2. Jahrhunderts aus Přikas, Ger.Bez. Olmütz in Mähren findet. Die Zeichnung (Abb. 156), die mit einem Stift im rohen Ton vertieft wurde und demgemäß keinen Anspruch auf vorzügliche Ausführung erheben will, gibt ein phantastisches Tier in einem strengen Stil der unpersönlichen Kunst wieder, das wir gegebenenfalls auf die Darstellung eines Pferdes beziehen können. Der Brakteat (Abb. 157) zeigt das völlig klare Tierbild einer Hirschfigur. Gemeinsam sind die aufgedeckte Profilstellung mit je einem Vorder- und Hinterbein, die Darstellung eines springenden, nach hinten sichernden Tieres, die aus dem Maul herauszüngelnde Linie, die Einzeichnung der Brusthaare (oder Mähne) und der Kopfaufputz, der auf der Scherbendarstellung steil in die Höhe gerichtet, auf dem Brakteaten sichelförmig ausgebogen ist. Es ist wahrscheinlich, daß die Zeichnung auf dem quadischen Scherben (Abb. 156) durch spätkeltische Vorbilder, letzten Endes durch östliche Einflüsse angeregt wurde. Für unsere Betrachtung ist es außerordentlich wichtig, daß wir dem auf dem Brakteaten des 6. Jahr-

[1]) E. Beninger, Die Germanenzeit in Niederösterreich, Wien 1934, Abb. 52/5.

hunderts aufscheinenden Tierbild (Abb. 157) im Swebentum ein Alter von etwa 400 Jahren nachweisen können. Die stilistisch schlagende Übereinstimmung zwischen Abb. 156 und Abb. 157 zeigt, daß für den Bilderkreis der völkerwanderungszeitlichen Schmuckbrakteaten Vorbilder in der einheimischen Überlieferung der Swebenstämme vorhanden waren. Der Poysdorfer Brakteat wird dadurch zu einem der wichtigsten Vertreter dieses bedeutenden Kunstzweiges. Er bestätigt die Auffassung, daß bei den Germanen, sowie es sich um das Auftauchen fremder Vorbilder handelt, die naturnahe Darstellung am Anfang der Entwicklung steht. Wir dürfen nun diese Erfahrung auch auf die eigene Überlieferung ausdehnen, da die zwar schematische, aber doch naturnah gegliederte Darstellung sich bis ins 6. Jahrhundert hinein halten konnte. Der Umwandlungsvorgang ergreift also nicht nur fremde Vorbilder, sondern ist ein allgemeiner Entwicklungszug. Diese Wandlung dürfte sich also knapp vor der Mitte des 6. Jahrhunderts vollzogen haben.

Die Darstellung unserer Brakteaten (Abb. 157) bringt auch einige Klarheit in die so heiß umstrittene Frage des vierfüßigen Tieres unter dem Manneskopf auf dem C-Brakteaten. O. Montelius sah bekanntlich in dieser Darstellung das Pferd des Reiters; O. Salin meinte, ähnlich wie später S. Lindqvist, daß das Tier ein späterer Zusatz der Darstellung sei. J. E. Forssander[1]) (S. 94) sagt nun ganz eindeutig: „Es gibt überhaupt keine C-Beakteaten, die andeuten, daß die Mannsfigur — oder eigentlich der Mannskopf — ursprünglich als auf den Vierfüßler reitend gedacht gewesen wäre." Es ist schon beobachtet worden und der Brakteat aus Tunalund in Uppland[2]) zeigt es ja recht klar, daß die Linienführung dieses Tieres auf einigen Brakteaten fließend in den Mantelwurf der Kaisermedaillons übergeht oder, wenn man will, auf diesen Darstellungen die Linienführung des Mantels sich der Gestalt des Tieres anschmiegt. Dazu bemerkt Forssander (S. 98): „Die Phantasie der nordischen Brakteatenmeister braucht nicht allzu üppig gewesen zu sein, um sie zu veranlassen, aus einem solchen Spiel der Linien ein Tier aufzubauen, wo die zum Gestus erhobene Hand (des Kaisers) zu Kopf und Hals (des Tieres) wird und aus der Faltung des Mantels ein Tierkörper hervorwächst." . Diese Gruppierung nennt Forssander „eine naive, aber echt germanische Auffassung". Der Forscher geht aber noch weiter, da er auch den vor dem Gesicht des Mannskopfes befindlichen Vogel mit gekrümmtem Schnabel herleitet von jenen Kaisermedaillons, auf denen die erhobene Hand des Kaisers eine Kugel hält, auf der eine dem Kaiser zugewandte Viktoria angebracht ist. Forssander folgert (S. 99): „Die Siegesgöttin nimmt auf den Medaillons dieselbe Stelle im Bildfelde ein, wie der Vogel auf dem Brakteaten und ihre Haltung mit der emporgestreckten Hand läßt sich sehr wohl zu einem Vogel umdeuten, besonders da die Viktoria ja Flügel trägt. Eine solche Deutung kann derselben üppigen Phantasie entsprungen sein . . ." Wir wollen jedoch nicht deuten, sondern grundsätzlich bejahen, daß die Sinnbilder auf den Brakteaten Bedeutung besitzen. Für Forssander sind die einzelnen Gestalten sinnlos, denn er faßt sie doch als umgedeutet auf, als verballhornt nach antiken Vorlagen. Er wertet die Tierzeichnungen rein formal, als Ornamente, die naive Menschen erst gewannen, als sie hochstehende Vorbilder nachzuahmen begannen. Uns jedoch ist es klar, daß diese Brakteatengestalten zufolge ihres Bedeutungsinhaltes keinesfalls für jedes beliebige Ornament eintreten konnten. Die Betrachtung eines Tierbildes wie Abb. 157 überzeugt uns, daß der Darstellung eine Bedeutung zugrunde liegen muß. Die Bildwirkung wird den Wissenden überzeugt haben. Es genügte die anspielende Verkürzung, die uns heute Schwierigkeiten bereitet, die aber gebunden an ein geistiges Vorstellungsleben war. Es wäre völlig abwegig, sich der Anschauung hinzugeben, die Germanen bedurften

[1]) Meddelanden från Lunds universitets historiska museum 7, 1937, S. 11—100.
[2]) B. Salin, Die altgermanische Tierornamentik, Stockholm 1904, Abb. 504.

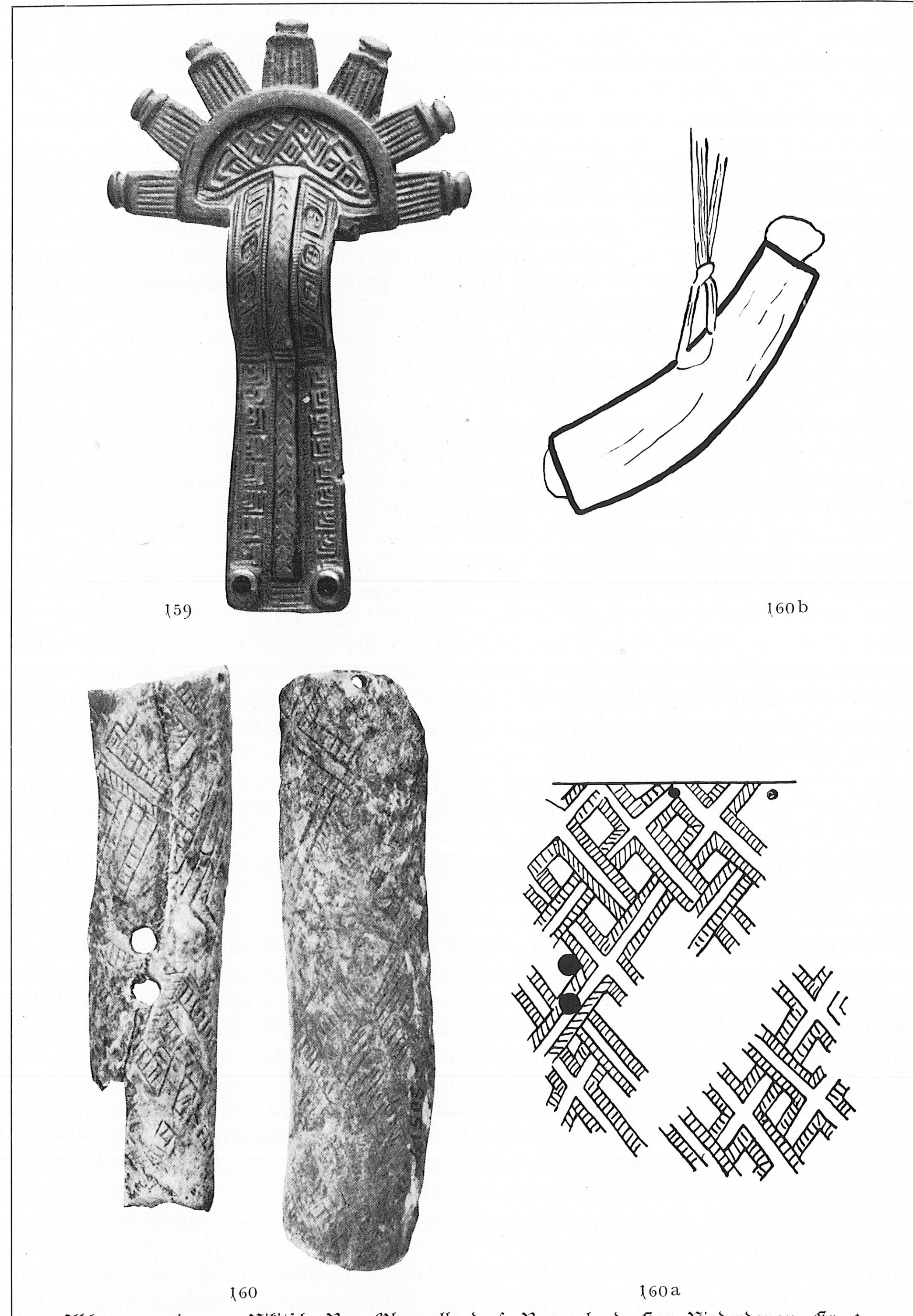


Abb. 159 und 160. Nikitsch, Bez. Oberpullendorf, Burgenland, Gau Niederdonau, Gr. 1
Abb. 159. Vergoldete Silberfibel ($^1/_1$). Abb. 160. Zwei Bruchstücke aus Knochen ($^1/_1$) mit aufgerollter Zeichnung 160a ($^1/_1$) eines am Gürtel hornartig getragenen Behälters 160b (½)

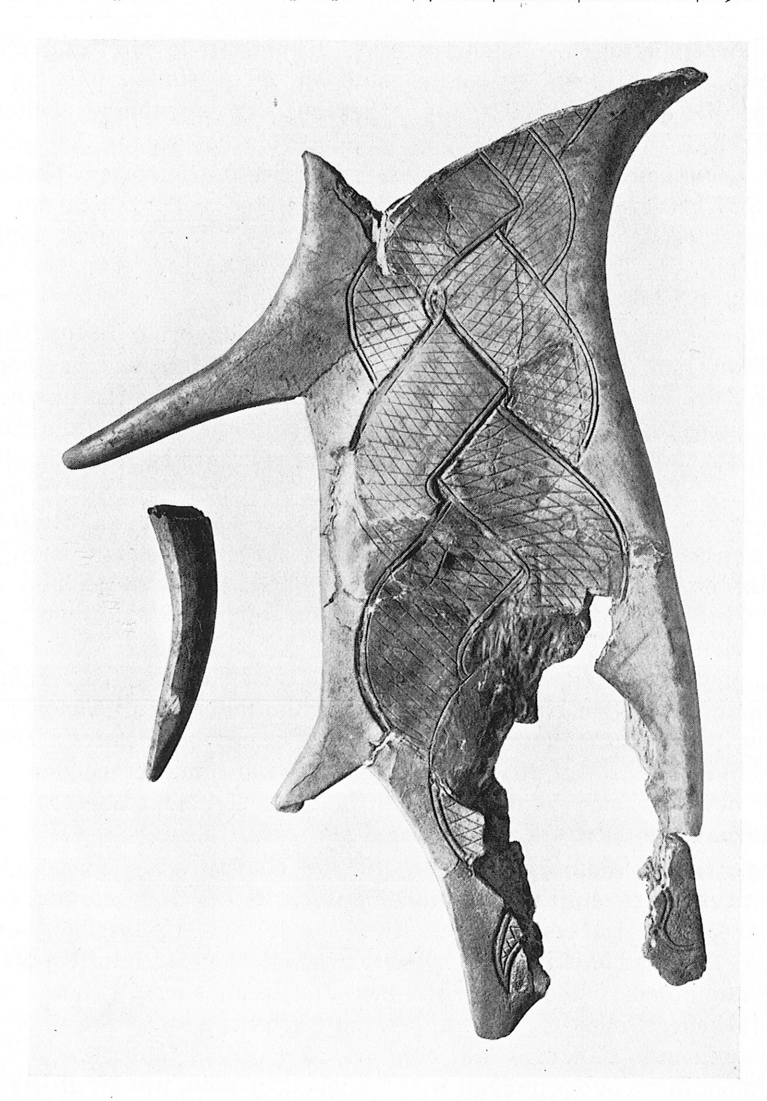


Abb. 161. Klein-Hadersdorf, Ger.-Bez. Poysdorf, Niederdonau. Verzierte Geweihschaufel von Elch ($^1/_3$)

der Vorlagen, um die Gruppierung von Kopf, Vierfüßer und Vogel zu schaffen. Der Darstellungsinhalt war von altersher vorhanden und die Einzelgestalten lassen sich aus dem heimischen Überlieferungsgut nachweisen. Das Meiste, in Holz oder Knochen, ist verloren, aber Funde wie Abb. 156 sprechen doch eine recht eindeutige Sprache. Es stehen sich also, bevor es zu den ersten Goldbrakteaten kam, einheimische Quellen und römische Kaisermedaillons gegenüber. Als die Germanen anfingen, ihre Darstellungen ebenfalls auf Gold zu arbeiten, hat es natürlich Werkstätten gegeben, die nachahmten. Und es hat Handwerker gegeben, die losgelöst von der Volksgemeinschaft schufen und unbekümmert den Vierfüßler in die Linien des Kaisermantels einfügten. Immer wächst die zeitgefällige Einfühlung schnell in Zufallswerte hinein, die gerade vorliegen, aber spurlos vergehen. Diese volksfernen Stücke müssen außerhalb jeder Typenreihe gestellt werden und nicht, wie Forssander es will, die Aufstellung einer Typenreihe anregen. Daß der Vogel eine kindische Verballhornung der Viktoria sei, ist schlechterdings unmöglich. Es handelt sich eben bei den Germanen nicht um ein Unvermögen, die

antiken Vorbilder zu erfassen. Der germanische Künstler steht nicht außerhalb der Gemeinschaft. Schöpferisch ist die Erbmasse. Und die Persönlichkeit steht im Banne der Überlieferung. In der Figur (Abb. 157) sehen wir ein jugendliches Hüterbewußtsein eines alten Erbes. Die Freiheit der Persönlichkeit, die das eigene Ich gibt, ist in der Gemeinschaft gebunden. Nicht Nachahmung, sondern die gediegene Arbeit, die aus dem Volksgefühl hervorgeht, ist die Voraussetzung jeden Stils. Wenn wir die schöpferischen Kräfte eines Volkes erforschen wollen, dürfen wir uns nicht täuschen lassen von den Arbeiten, die jene Masse liefert, in der der Einzelne sich jeder Selbstverantwortung und persönlichen Entscheidung enthoben fühlt.

Nicht immer finden wir so leicht und einfach den Ausdruck für den im Volk erbgetragenen Glauben. Viele Quellen sind für uns verschüttet, weil der herangezogene Werkstoff der Zersetzung anheim fiel. Was in Holz oder Knochen gearbeitet wurde, ist nur selten durch besonderen Zufall erhalten. Daß solche vergängliche Stoffe tatsächlich noch bis ins 6. Jahrhundert hinein die wichtigsten Träger des Kunstschaffens waren, zeigen uns immer wieder die betreffenden Funde. Ich verweise hier nur auf die beiden Knochenbruchstücke (Abb. 160) aus einem langobardischen Grab von Nikitsch im Burgenland, das, wie die beigefundene Fibel (Abb. 159) klarlegt, dem ausgehenden 6. Jahrhundert angehört. Auf den ersten Blick könnte man glauben, sie stammen von einer Griffverschalung. Eine nähere Untersuchung, vor allem auch der Abnützungsspuren an den Rändern der kleinen Löcher zeigt jedoch, daß es sich um einen hornartig gebogenen Behälter mit nachweisbarem Verlauf der Tragriemen handelt. Das Stück wurde im Raume oberhalb der beiden Knie gefunden, hing also wohl am Gürtel der Frau herab. Die Zeichnung (Abb. 160b) vermittelt Form und Tragart des Stückes. Die Musterung des Knochens ist in der aufgerollten Zeichnung (Abb. 160a) wiedergegeben. Das Mittelfeld ist durch den Gebrauch bereits abgeschliffen, der Rest läßt aber deutlich den verflochtenen Aufbau des Musters erkennen.

Die verzierte Elchschaufel (Abb. 161) ist ein eingelieferter Einzelfund aus dem Jahre 1887, über dessen Auffindung nichts mehr in Erfahrung gebracht werden kann. Er stammt aus Klein-Hadersdorf, das unmittelbar dem Gräberfeld von Poysdorf (Abb. 155 u. 157) benachbart ist. Das Flechtband mit dem breiten Mittelfeld entspricht nicht der germanischen, sondern der östlichen Verzierungsart[1]). Demnach dürfte die Elchschaufel frühestens dem 7. Jahrhundert angehören.

Früher nahm man allgemein an, daß das germanische Flechtband von den Langobarden in Italien ausgebildet worden sei. Da wir aber wohl um die Mitte des 6. Jahrhunderts mit seinem Auftreten rechnen dürfen, müssen wir von dieser Meinung abrücken. Die vergoldete Beschlagplatte (Abb. 162, 1) aus Weißkirchen (Krain) zeigt bereits den Stil II. Dennoch sind noch einige Erinnerungen an den Stil I zu erkennen: das plastische Hervortreten der Bildungen und die scharfe Hochkantung des Flechtbandes. Es handelt sich also um eine Vermischung des Stiles II mit Anklängen an Stil I, wodurch der Beschlag in die frühe zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts zu stellen ist. Da sich ein Rückschlag des langobardischen Kulturgutes nördlich von Italien erst um 591, als Agilulf mit den Awaren und Franken Verträge schließt, bemerkbar gemacht haben dürfte, könnte der Beschlag (Abb. 162, 1) nicht auf Anregungen von Italien her entstanden sein. Es ist demnach zu erwarten, daß sich bei den Langobarden noch vor deren Abwanderung nach Italien (568) Funde ergeben werden, die über das Auftreten des germanischen Flechtbandes Gewißheit verschaffen könnten.

Als die Langobarden um die Mitte des 6. Jahrhunderts die Donau überschreiten und durch den Sieg über die Gepiden (551) zur kriegerischen Vormachtstellung gelangen, finden wir in ihren Gräbern keine Bauernkeramik mehr. Es wäre nicht unmöglich,

[1]) D. Berciu und E. Beninger, Mitteilungen Anthropologischen Gesellschaft 67, Wien 1937, S. 194.

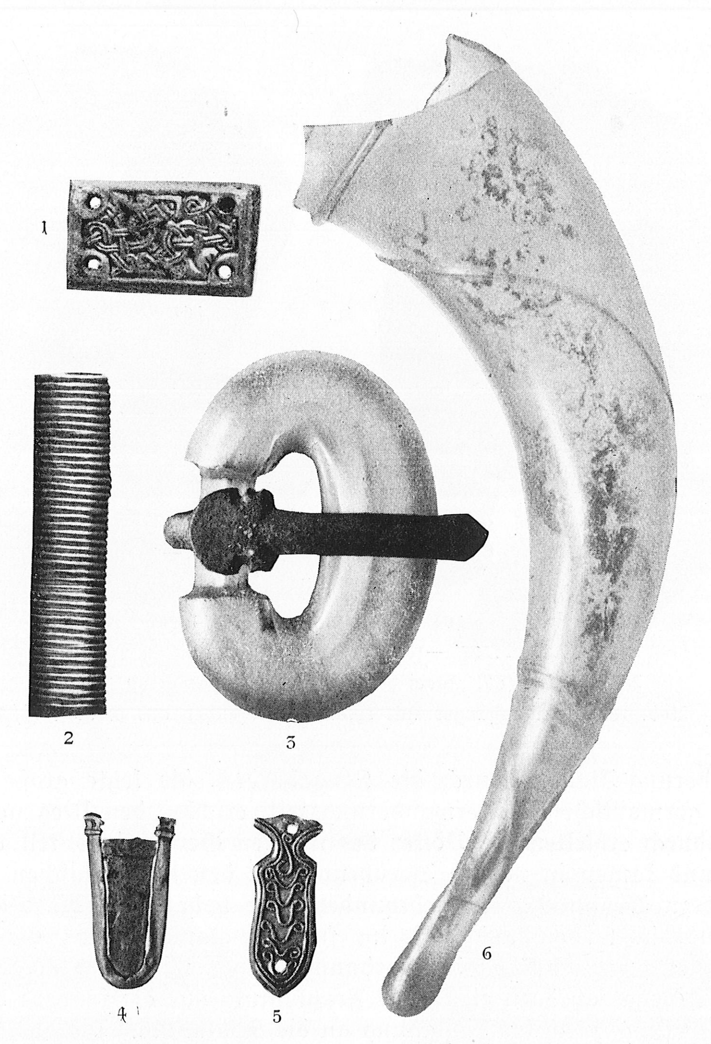


Abb. 162. 1 Weißkirchen, Ger.-Bez. Rudolfswert, Krain. Vergoldeter Bronzebeschlag (1/1). Abb. 2—6. Krainburg, Krain. 2 Röhre aus geriefeltem Goldblech (1/1). 3 Gürtelschnalle; Bügel aus Bergkristall, Dorn aus Bronze (1/1). 4 U-förmiges Ortband aus Goldblech (1/1). 5 Filigranverziertes Goldblech (1/1). 6 Trinkhorn aus hell-grünlichem Glas mit spiralig aufgelegten Fäden (1/1)

daß sie zu dieser Zeit bereits das Flechtband besaßen. Ob sie es von anderer Seite übernahmen oder selbst ausbildeten, ist noch nicht klargestellt. An die Stelle der bäuerlichen Tonware tritt die sogenannte „Nomadenkeramik". Dies geht wohl auf einen wirtschaftlichen Umschwung zurück, den die Langobarden knapp vor ihrer Abwanderung nach Italien unter östlichen Einflüssen (Awaren) mitmachen. Awarische Einwirkungen auf die germanische Schmuckkunst finden wir vor allem im 7. Jahrhundert. Die Fibel (Abb. 158) ist dafür ein gutes Beispiel. Reste der Langobarden sind sicherlich auch nördlich der Donau sitzen geblieben, das zeigen schon die Fundverhältnisse Böhmens. Aber auch in dem Gräberfeld von Nikitsch im Burgenland (Abb. 159 u. 160) und in Krainburg in der Krain (Abb. 162, 2—6) sind Langobarden anzutreffen, die die Abwanderung des Stammes über den Birnbaumerwald nach Aquileja (568) nicht mitmachten. In Krainburg sind Germanen noch bis ins tiefe 7. Jahrhundert im selben Gräberfeld bestattet worden. In Italien treten dann zur langobardischen Schmuckkunst noch Körbchenohrringe und Goldblechkreuze hinzu.



164

163 165

Abb. 163—165. Schwechat, Gau Wien

Abb. 163 u. 165. Zwei vergoldete Fibeln aus Grab 13 ($^1/_1$)

Abb. 164. Goldanhänger mit roten Glastäfelchen aus Grab 7 ($^1/_1$)

Die Eroberung Italiens durch die Langobarden, die letzte große politische Umwälzung der germanischen Völkerwanderungszeit, erschloß den Weg nach dem Mittelmeer und dadurch erhielten die Völker des inneren Germaniens teil an dem Mittelmeerhandel und kamen in nähere Berührung mit den byzantinischen Kulturgebieten. Damit hängt zu Beginn des 7. Jahrhunderts die hohe Kulturblüte in Skandinavien (Wendelkultur), in Südengland und im fränkisch-alamannischen Gebiet zusammen. Auch den Willen zur politischen Volksordnung können wir den Langobarden nicht absprechen. Im Gegensatz dazu zielte das Frankentum auf die faßbare Mitte, holte sich aber seine Berufung durch die Anpassung an die Spätantike. Die oben erwähnte Verlagerung des abendländischen Mittelpunktes vom Mittelmeer in den Donauraum mißlang den Langobarden; den Karlingern gelang sie, da sie den Rhein zur Grundlinie des Abendlandes gewannen.

Abb. 166 und Abb. 167 zeigen Wiederherstellungsversuche von langobardischen Rassenbildern aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Obwohl jeder Schädel, den wir dem Boden entnehmen, eine andere Formung und einen anderen Ausdruck aufweist, so kann sich doch nur der geschulte Blick des Fachmannes die kennzeichnende Vorstellung von dem lebenden Wesen machen, dem der Schädel angehörte. Es ist nun unsere Aufgabe, die wertvollen Zeugen unserer Vergangenheit zu beleben und die alte Zeit auch in ihren Vertretern kennzeichnend vor Augen zu führen. Aus diesen Erwägungen heraus haben sich nun Gelehrtenkreise bemüht, ein Verfahren auszufertigen, das durch Auftragen von Weichteilen auf die Schädel unserer Gräberfunde zur Verlebendigung von Rassenbildern führt. Will man die Weichteile eines Schädels wiederherstellen, so untersucht man zuerst, welcher Rasse der Schädel angehört. Die durchschnittliche Weichteildicke der verschiedenen Rassen ist durch Untersuchungen bereits festgestellt worden. Man nimmt nun die Maße der Weichteildicke, die der Rasse des Schädels entspricht, und bezeichnet diejenigen Stellen des Schädels, von denen die Dickenmasse festgestellt sind, mittels kleiner Pfröpfchen aus Plastilin oder Ton, deren

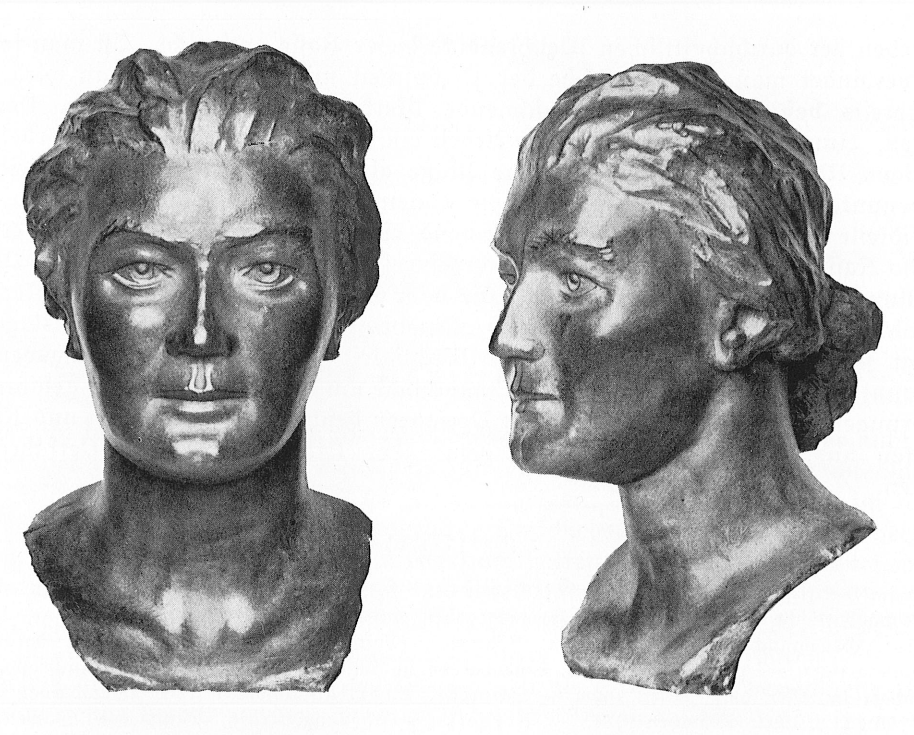


Abb. 166. Wiederherstellungsversuch von langobardischen Rassenbildern nach einem Frauenschädel aus Straß, Ger.-Bez. Langenlois, Niederdonau

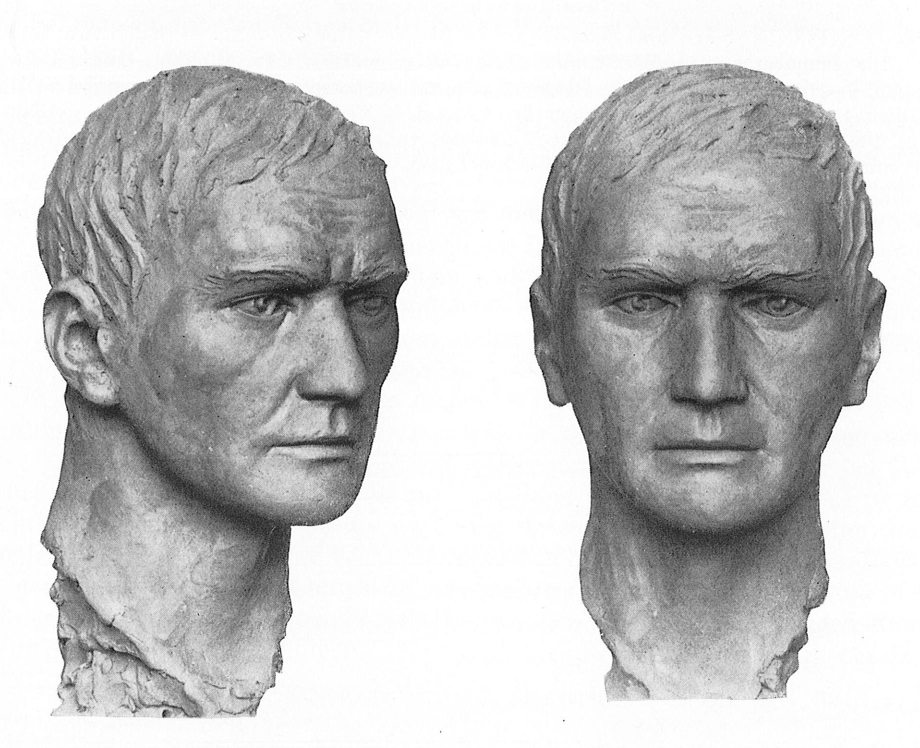


Abb. 167. Wiederherstellungsversuch von langobardischen Rassenbildern nach einem Männerschädel aus Poysdorf, Kreis Mistelbach, Niederdonau

Höhe eben der durchschnittlichen Weichteildicke dieser Rasse entspricht. Ist man so weit, dann verbindet man die Oberfläche der Pfröpfchen miteinander und man wird sehen, daß bereits bestimmte und kennzeichnende Merkmale zwangsläufig zum Vorschein kommen. Nun erst setzt die künstlerische Arbeit ein. Dem Künstler bleibt es vorbehalten, diejenigen Weichteile, für die wir keine Maße als Anhaltspunkte besitzen, weil keine Knochenunterlage vorhanden ist, wie die Nasenspitze, Schleimhautlippen und Form der Lidteile dem Rassengepräge entsprechend einzufügen. Auf diese Weise erhalten wir also Rassenbilder, nicht aber Bilder von Einzelwesen, über deren Schädel die Wiederherstellung ausgeführt wurde, da wir keine dem Einzelwesen zukommenden Merkmale, wie solche, die durch Gesundheitszustand, Ernährungsweise, Beruf, Schicksalslage usw. bedingt sind, besitzen. Wenn auch die Wichtigkeit von Wiederherstellungsversuchen anerkannt wird, so wird doch ihr Wert manchmal umstritten. Die bisher gesammelten Erfahrungen der seit Jahren mit diesem Verfahren beschäftigten Gelehrten und Künstler gestatten uns, ein weitgehendes und bejahendes Urteil über dieses Verfahren abzugeben.

Schrifttum

A. Zur Geschichte der Langobarden

Longobardische Königsgeschichten. Herausgegeben von Walther Bulst. Jena 1927. — Dopsch, Alfons: Germanische Altsiedlungen in Böhmen. (Epitymbion, Heinrich Swoboda dargebracht.) Reichenberg 1927. — Preidel, Helmut: Langobarden in Böhmen. (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 58.) Wien 1928. — Schmidt, Ludwig: Abschnitt „Die Langobarden“ in Die Ostgermanen, 2. Aufl., München 1934. — Klebel, Ernst: Langobarden, Bajuwaren, Slawen. (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 69.) Wien 1939. — (Das Buch von Emerich Schaffran, Geschichte der Langobarden, Leipzig 1938, ist leider völlig verfehlt.)

B. Langobardische Funde

Åberg, Nils: Die Goten und Langobarden in Italien. Uppsala 1923. — Kossinna, Gustaf: Abschnitt „Die Langobarden“ in Germanische Kultur im 1. Jahrt. n. Chr. (Mannus-Bücherei, Nr. 50.) Leipzig 1932. — Beninger, Eduard: Abschnitt „Die Langobarden“ in Die Germanenzeit in Niederdonau. Wien 1934. — Ders.: Germanischer Grenzkampf in der Ostmark. Wien 1939. — Körner, Gerhard: Die südelbischen Langobarden zur Völkerwanderungszeit. (Veröffentlichungen der Urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover, Bd. 4.) Hildesheim u. Leipzig 1938.

Wikingischer Trachtenschmuck

Von

Peter Paulsen, Berlin

Es gibt kaum einen besseren Gebrauchsgegenstand der Wikingerzeit, der nicht mehr oder minder reich verziert ist. Besonders gilt dies natürlich für den Trachtenschmuck. Beim Beschauen desselben tritt uns die Frage entgegen: War das Ornament im Norden nur Verzierung oder war es auch Ausdruck? Verschiedentlich ist die Ansicht vertreten worden, daß die Bilder keine eigene Bedeutung hatten und als das betrachtet werden müssen, was sie infolge ihres Ursprungs und ihrer Anwendung sind, nämlich Ornamentmotive, deren einzige Bestimmung die ist, das Auge zu erfreuen, den Wert des Schmuckstückes zu erhöhen und den Reichtum des Besitzers vor Augen zu führen.

Gewiß müssen wir die Kunst der Wikingerzeit als Ornamentik bezeichnen; aber es kann nicht genug betont werden, daß umgekehrt das Ornament hier Kunst im wahrsten Sinne des Wortes ist. Das Ornament besitzt hier eine ganz andere Bedeutung als in den historischen Kunstepochen, in denen es nur die untergeordnete Bedeutung der bloßen Verzierung eigentlicher Kunstwerke hat. Während der Wikingerzeit ist das Ornament dasselbe, was zu anderen Zeiten die bildende Kunst darstellt: Das Beste, was das „Ich“ zu sagen hatte, wurde in diesen abstrakten Formen mitgeteilt[1]).

Als ich den isländischen Kunstmaler Þordarson in Kopenhagen bei der Ausführung von Tierornamentik antraf und ihn nach dem Grunde seiner Vorliebe für diese Darstellungsform fragte, äußerte er: „Klassische Darstellungen und Motive aus der Natur und dem Menschenleben sind gut und schön, aber mir ist die nordische Ornamentik näher verwandt; denn in ihr finde ich etwas von meinem Charakter, ein Stück von meinem ‚Ich‘.“ Wenn nach 1000 Jahren ein nordischer Mensch in dieser Ornamentik noch etwas ihm Wesensverwandtes, etwas von seinem „Ich“ findet, sollte man dann nicht annehmen dürfen, daß zu der Zeit, als diese Kunstwerke einst entstanden, die Künstler ihre eigene Seele ganz hineingelegt haben und daß daher auch die nordische Volksseele in diesen Werken ihr eigenes Wesen wiederfand?

Ist das Ornament Ausdruck, so haben in ihm mittelbar und unmittelbar äußere und innere Faktoren gewirkt, die Umwelt und die Gesinnung, beide im weitesten Sinne gefaßt[2]). Was das Streben und Handeln dieser nordischen Menschen in der Wikingerzeit bestimmt, ist durchaus nicht eine ursprüngliche, auf die Erhaltung des persönlichen Daseins und des eigenen Vorteils gerichtete Triebhaftigkeit, sondern eine machtvolle Entfesselung, ja Übersteigerung des Subjekts und des subjektiven Willens[3]). Dieser höchst gesteigerte Kraftüberschwang eines 9. Jahrhunderts, der schöpferische Drang dieser und der folgenden Zeit haben in der symbolischen Ornamentik der derzeitigen Kunst ihren angemessenen Ausdruck gefunden. Aber auch die weitreichenden Züge der Wikinger,

[1]) B. Salin, Die altgermanische Tierornamentik. Stockholm 1904, S. 197. — S. Müller, Die Tierornamentik im Norden, 1880, S. 68.

[2]) Adama v. Scheltema, Der Osebergfund, 2. Aufl., 1938, S. 34ff. — Ders., Die Kunst unserer Vorzeit, 1936, S. 154ff.

[3]) A. Olrik, Nordisches Geistesleben, 2. Aufl., 1925.



Abb. 168. Frauengestalten als Hängeschmuck von Öland und von Tuna, Uppland (Stat. H. Mus. Stockholm)

ihre Handelsverbindungen und Niederlassungen in allen Teilen Europas, finden in der Kunst der Wikinger ihren Niederschlag. Da in dieser Zeit das Mittelmeer durch das siegreiche Vordringen der Sarazenen zu einem vorderasiatischen Meer geworden war, verlegte sich auch der wirtschaftliche und kulturelle Schwerpunkt mehr nach dem Norden. Die großen europäischen Handelsstraßen reichten jetzt von Island und Grönland im Norden bis an die Küsten Afrikas im Süden, von England-Irland im Westen bis an das Zweistromland im Osten[1]. Abendland und Morgenland trafen sich in Byzanz (Miklagard), dem Ziel wikingischen Unternehmertums. Diese weitreichenden Verbindungen machten sich besonders an den Stätten bemerkbar, wo die Kultur bewußt gepflegt und von wo sie ausgestrahlt wurde. Solche Kulturmittelpunkte waren die Königshöfe. Im Norden sind unter ihnen zu nennen: Der Vestfold am Oslofjord in Norwegen, die Stätte der Ynglinger, die den Stilperioden von Oseberg[2] und Borre[3] Grenzen und Namen gab. In Dänemark ist es Jellinge, das der Periode des 10. Jahrhunderts den Namen verlieh. Doch mit den Königshöfen wetteiferten die Handelszentren: Haithabu[4] bei Schleswig, Birka[5] in Schweden und die Inseln Gotland und Öland. Diese genannten Stätten sind für die schöpferische Tätigkeit auch im Hinblick auf den Trachtenschmuck von entscheidender Bedeutung[6].

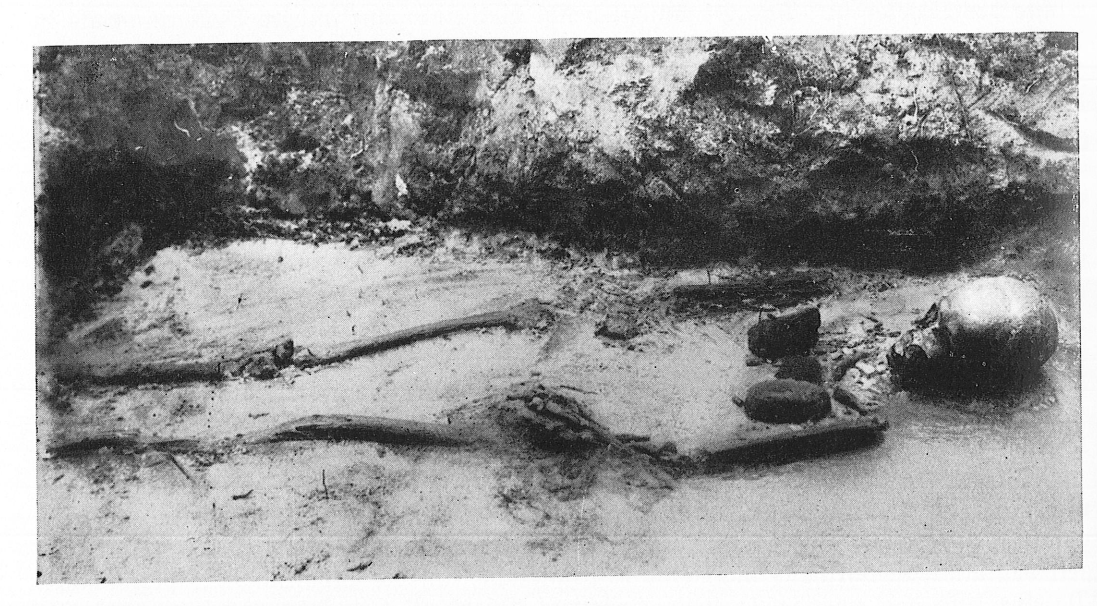


Abb. 169. Frauenskelett mit Schmuck aus Haithabu (Mus. vorgeschichtl. Altert. Kiel)

[1] R. Nordenstreng, Die Züge der Wikinger, 1926. — H. Arbman u. M. Stenberger, Vikingar i Västerled, Stockholm 1935.

[2] H. Shetelig, Oseberg III. Oslo 1920.

[3] A. W. Brøgger, Borrefundet og Vestfoldkongernes graver. Kria 1916.

[4] H. Jankuhn, Haithabu, 1936.

[5] G. Hallström, Birka I. Stockholm 1913. Die Gesamtveröffentlichung von Arbman steht noch bevor.

[6] P. Paulsen, Studien zur Wikingerkultur, 1933, S. 75f. — Ders., Der Stand der Forschung über die Kultur der Wikingerzeit. 22. Ber. d. Röm.-Germ. Kom., 1932, S. 233ff.



Abb. 170. Das Spangenpaar (etwa 1/2 n. Gr.) mit Perlen aus Bergkristall und Karneol und die Kleeblattfibel (etwa 1/1 n. Gr.) mit Spiralen aus Tuna, Alsike, Uppland (Stat. H. Mus. Stockholm)

Es gibt viele gleichartige Schmuckstücke, die über alle Gebiete des Nordens gleichmäßig verteilt vorkommen. Im Laufe des 10. Jahrhunderts treten aber verschiedene Gruppen in großer Mannigfaltigkeit auf. Dieser Stilwandel ist zwar bestimmten Strömungen unterworfen, aber doch zur Hauptsache volklich bedingt. In der gleichen Zeit bahnt sich bei den Nordgermanen auch eine Trennung der Sprache an in: Dänisch, Norwegisch und Schwedisch. Von seiten der Germanisten hat man auf eine gewisse Übereinstimmung der Dichtung und Sprache der Wikinger mit ihrer Ornamentik hingewiesen (Heusler und Panzer).

Es würde zu weit führen, auf Stilgeschichte und Sonderheiten des Schmuckes einzugehen. Hier können nur die Hauptschmuckarten behandelt werden, zu denen vor allem die ovalen Schalenspangen und Kleeblattfibeln gehören[1]. Diese sind wie keine anderen Schmuckstücke geeignet, Einflüsse, Entwicklungen und geistige Grundhaltung ihrer Verfertiger und Träger erkennen zu lassen.

Es gibt Hängeschmuckstücke mit der Darstellung von Wikingerfrauen[2], die uns über

[1] Jan Petersen, Vikingetidens smykker. Stavanger 1928. Eine Ergänzung in der Betrachtung der ovalen Schalenspangen im ganzen Norden bringt P. Paulsen in seinen Studien zur Wikingerkultur.

[2] H. Arbman, Människoframställning i vår forntida konst. Ur Statens Historiska Museums Samlingar, 4. Stockholm 1936, Abb. 23—27, und P. Paulsen, Der Goldschatz von Hiddensee, 1936, Taf. XII u. XIII.

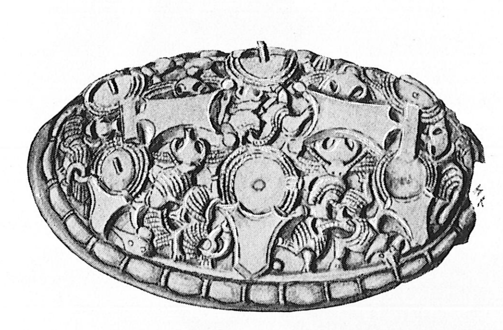


Abb. 171. Schalenspange von S. Farmen, Hedrum, Vestfold (Universitetets Oldsaksamlinger Oslo) (etwa 1/2 n. Gr.)

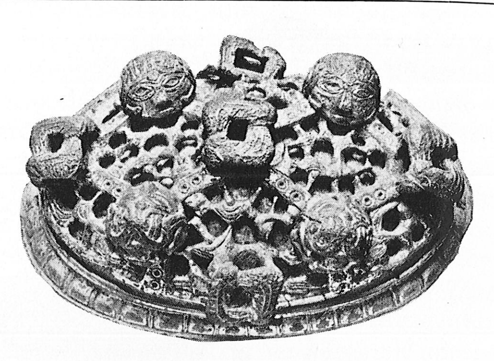
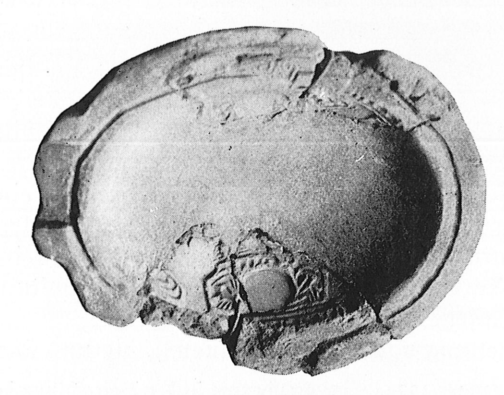


Abb. 172. Schalenspange von Aagerup (Nationalmuseum Kopenhagen) (etwa 1/2 n. Gr.)



Abb. 173. Schalenspange aus Norwegen (Museum Trondhjem) (etwa 3/4 n. Gr.)



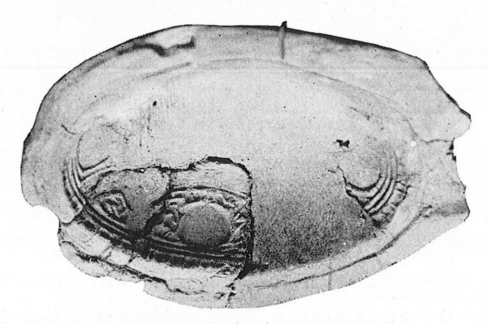


Abb. 174. Gußformbruchstücke für ovale Schalenspangen aus Haithabu (Mus. vorgesch. Altert. Kiel) (etwa 2/3 n. Gr.)





Abb. 175. Schalenspange von Södra, Andersgård, Hjälmeryds sn., Småland (Stat. H. Mus. Stockholm) (reichlich n. Gr.)

die Tracht selbst Aufklärung geben (Abb. 168). Abgesehen von einigen Andeutungen von Hals- und Armreifen, vielleicht auch noch von runden Zierscheiben, ist die Anbringung von Schmuck bei ihnen kaum zu erkennen. In einem Frauengrab von Haithabu ist ein Skelett mit ovalen Schalenspangen in ihrer ursprünglichen Lage zutage gefördert. Nach diesem Fund trug die Frau eine Schmuckscheibe oder Kleeblattfibel auf der Brust und an den Achseln zwei ovale Schalenspangen[1]) (Abb. 169), wie auch in der Rigsthula[2]) beschrieben wird:

„Es saß da Amma, die Arme sie spannte,
Sie rührte den Rocken und rüstete Webe,
Trug Gebände am Kopf, auf der Brust ein Tuch,
An den Achseln hielten das Halstuch Spangen."

Diese ovalen Schalen (Abb. 170), die auf der Innenseite Nadel und Ösenhalter trugen, waren vielfach durch Ketten mit Perlen aus Bergkristall und Karneol untereinander verbunden. Die hier abgebildeten Spangen gehören fast an das Ende einer langen Entwicklungsreihe.

1) Vgl. neuerdings A. Geijer, Birka III. Die Textilfunde aus den Gräbern. Stockholm 1938.
2) J. Naumann, Altgermanisches Frauenleben, 1925, S. 16.



Abb. 176. Ovale Schalenspange. Unbekannter Fundort Norwegen. Oslo (etwa 4/5 n. Gr.)



Abb. 177. Schalenspange J. P. 51. Ryum, Naerø, N. Trøndelag (Museum Trondhjem) (etwa 3/4 n. Gr.)



Abb. 178. Ovale Schalenspange J. P. 57 aus Birka (Stat. H. Mus. Stockholm) (etwa 1/2 n. Gr.)



Abb. 179. Schalenspange J. P. 42. Vinjum, Aurland pgd. Sogn og Fjordane (Museum Bergen) (etwa 1/2 n. Gr.)

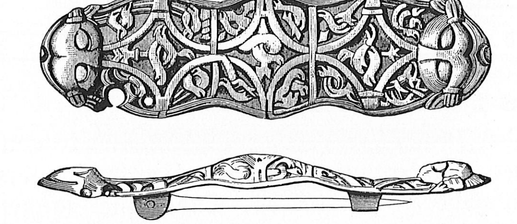


Abb. 180. Einarmige Fibel aus Birka (Stat. H. Mus. Stockholm) (etwa 3/4 n. Gr.)

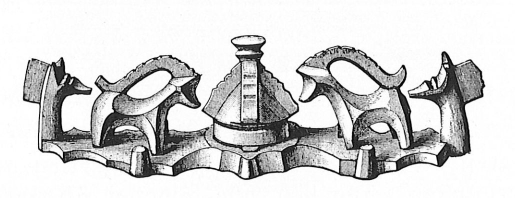


Abb. 181. Gleicharmige Fibel aus Birka (Stat. H. Mus. Stockholm) (etwa 3/4 n. Gr.)

In den Jahrhunderten vor der Wikingerzeit gab es zwei Arten von Spangen, die im Laufe der Zeit eine Verbindung miteinander eingingen. Es waren die kleinen, glatten, ovalen Spangen und solche in Form eines kauernden Vierfüßlers. Zu Beginn der Wikingerzeit zeigen sich Schalenspangen, deren ganze Fläche von einem kauernden Tier im Stil III bedeckt wird[1]). Wolfgang Schultz[2]) will die schildkrötenartige Darstellung mit dem Geburtsvorgang in Verbindung bringen. Um die gleiche Zeit erscheint an den betonten Stellen der Spangen ein plastischer Vierfüßler (auch zwei), der dann im ganzen Norden sowohl in der Holzschnitz- (Osebergfund) als in der Edelschmiedekunst Anwendung findet und in der Kunst des 9. Jahrhunderts das richtunggebende und herrschende Ornament wird. Diese im Gegensatz zu Stil III auftretenden plastischen Vierfüßler sind wohl auf fränkische Einflüsse zurückzuführen. Wegen der dieses Tiergebilde kennzeichnenden Bewegung spricht man vom Greiftierstil. Man staunt über die wilden Verwicklungen und Verschlingungen. Heißblütigkeit und zügellose Kraftentfaltung, rastloses Streben drückt der Rumpf des Tieres aus, wobei die gekrümmten Glieder, die vorspringenden Köpfe mit den großen Augen nur weiter überzeugende Erläuterungen zur Darstellung des unbändigen Kraftwillens sind. Wir sehen eine ganz eigenartige Bewegung, von der sich Vorstellungen erst langsam herausarbeiten und ruckweise entfalten. Ihre Abfolge zeigt nicht selten eine zunächst verwirrende Durcheinanderwürfelung der zusammengehörigen Gliedmaßen der Greiftiere[3]). So entsteht der Eindruck einer Rastlosigkeit, die aus tiefster Gemütsbewegung herausquillt. Das Tier ist Ausdruck des Dynamischen im Wikingergeiste selbst geworden.

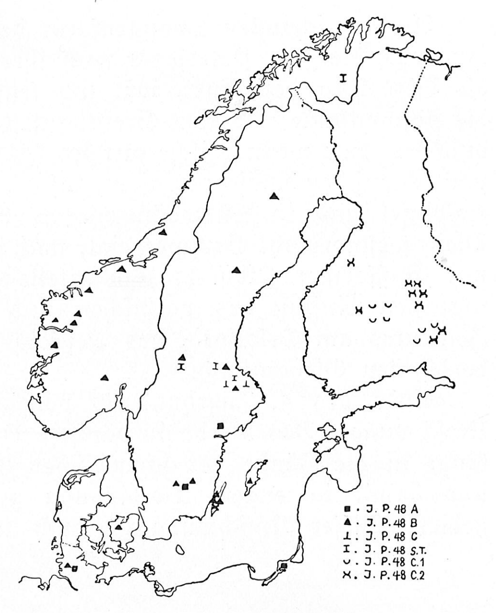


Abb. 182. Fundkarte der Schalenspangen im Ostseestil

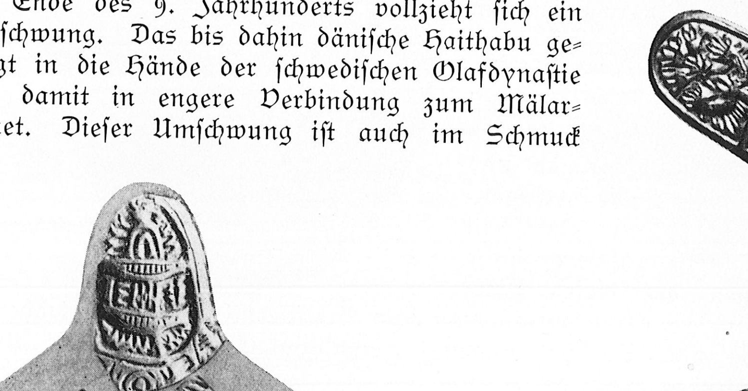


Abb. 183. Beschlagstück von Dejbjerg, Jütland (Nationalmus. Kopenhagen) (etwa 5/6 n. Gr.)

1) Jan Petersen, Smykker, S. 5. — P. Paulsen, Studien, Taf. II.
2) Wolfgang Schultz, Altgermanische Kultur, 3. Aufl., 1935, Taf. 63.
3) H. Shetelig, Oseberg III, S. 342.

An der schönsten Spangenform des 9. Jahrhunderts, die Jan Petersen[1]) nach ihrem Fundort als Berdaltyp bezeichnet, läßt sich feststellen, wie die Schmuckstücke mit dem Greiftierstil des 9. Jahrhunderts eine westnordische Gruppe bilden, die besonders auf den dänischen Inseln, auf der kimbrischen Halbinsel und in Südwestnorwegen vorkommt[2]). Diese westnordische Gruppe zeigt, nach den Funden und Gußformen (Abb. 174) zu urteilen, den überragenden Einfluß des politischen und kulturellen Zentrums am Oslofjord, des Vestfold mit seinem berühmten Osebergfund.

Ende des 9. Jahrhunderts vollzieht sich ein Umschwung. Das bis dahin dänische Haithabu gelangt in die Hände der schwedischen Olafdynastie und damit in engere Verbindung zum Mälargebiet. Dieser Umschwung ist auch im Schmuck



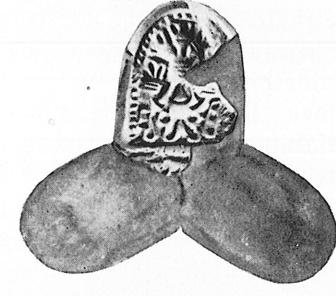


Abb. 184. Unten Abgußbruchstück aus Haithabu (Mus. vorgesch. Altert. Kiel). Mitte: Kleeblattfibel J. P. 85 von Fonbæk, Akershus (Univ. Oldsaksaml. Oslo). Oben: Kleeblatt J. P. 85 von Hørby, Sjælland (Nationalmus. Kopenhagen) (etwa 3/4 n. Gr.)

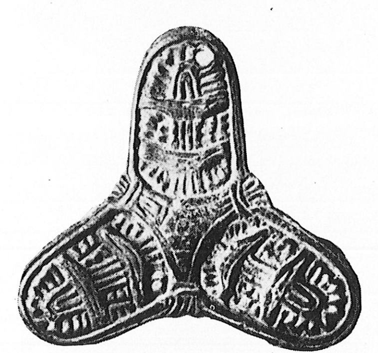


Abb. 185. Abgußbruchstücke aus Haithabu (Mus. vorgesch. Altert. Kiel). Kleeblattfibel J. P. 92 aus Birka (Stat. H. Mus. Stockholm) (etwa 3/4 n. Gr.)

festzustellen. Die Greiftiere der Spangen erheben sich aus der Fläche und vereinen sich zu einer zweiten Schale, zu den Spangen J. P. 47[3]), die sich durch eine allmähliche Durchsetzung von Bandmotiven zu dem schönen Typ J. P. 48 (Abb. 175 u. 176) im weitverbreiteten Ostseestil entwickeln, der mit seinen immer wiederkehrenden und auf allen möglichen Schmuckgegenständen erscheinenden Motiven geradezu ein nationales Kennzeichen bildet. Diese Erscheinung ist ohne Verbindung und Vermittlung von Haithabu und Birka und wohl auch Öland

1) Smykker, S. 12f.

2) P. Paulsen, Studien, S. 24f.

3) J. P. 47 ist die Abkürzung für J. Petersen, Vikingertidens smykker, Abb. 47. — P. Paulsen, Studien, S. 33f.

gar nicht zu erklären. In Haithabu sind nicht nur Exemplare aus der Entwicklungsreihe, sondern sogar Reste von Gußformen für diese Schmuckstücke gefunden worden[1]). Am Ende des 10. Jahrhunderts gehen Sinn und Bedeutung dieser Spangenart verloren. Das äußert sich in der Rückbildung zur Einschaligkeit und in der Entartung der Verzierung. Dieser Typ gelangt schließlich nach Finnland (Karelien) (Abb. 182), nimmt dort spitzovale Form an, während das Tierornament ins Pflanzliche umgebildet wird[2]). So läßt sich an dieser Spange eine Entwicklungsreihe vom 9. bis wahrscheinlich ins 13. Jahrhundert verfolgen.

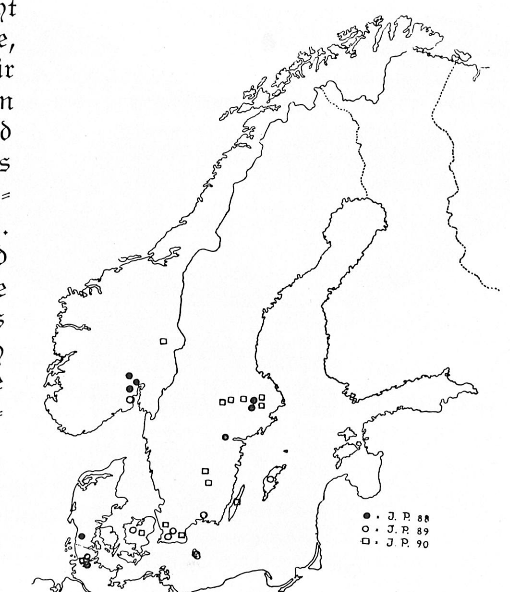


Abb. 186. Fundkarte der Kleeblattfibeln J. P. 88, 89, 90 mit Spiralen

Dann gibt es mehrere Arten der ovalen Schalenspangen, die als einschalige fast ausschließlich in Norwegen[3]) (J. P. 11 u. 25) vorkommen. Andererseits findet die durch viele Felder aufgeteilte und durch 10 verschiedene Abwandlungen beliebte Spange J. P. 37 (Abb. 178) mit ihren etwa 535 Exemplaren in 365 Funden während des 9. Jahrhunderts im Norden die gleichmäßigste Verbreitung.

Unter den einschaligen Spangen des 9. Jahrhunderts ist noch eine Art zu erwähnen, die wohl in Birka entstanden sein dürfte[4]). Die Fläche der verhältnismäßig kleinen Spange ist in vier ovale Medaillons aufgeteilt. An den Berührungspunkten der Medaillons erheben sich knopfartige Köpfe, die jeweilig zwei Tierleiber vereinen.

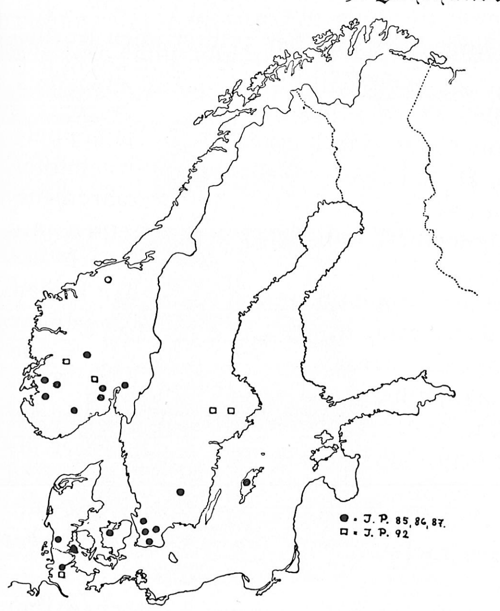


Abb. 187. Fundkarte der Kleeblattfibeln J. P. 85, 86, 87, 92 mit Akanthus

Der Rand der Schale ist vielfach mit Zipfeln versehen. Diese Spangenart gelangte ins Baltikum, besonders ins livische Gebiet und an die Südküste des Ladogasees. In Lettland, an der unteren Düna und der livischen Aa, entwickelt sich im 11. Jahrhundert wiederum eine livische Form. Das Greiftier ist in den Medaillons durch Pflanzenpalmetten ersetzt. Auch diese Schalenspangen wurden paarweise getragen und waren durch lange, mehrreihige Ketten untereinander verbunden. Schließlich taucht eine Abart dieser kleinen Birkaspangen in Finnland und am

1) Die Gußformfragmente K. S. 1370/11, 28, 32, 35, zeigen Endstücke der Oberschale, dagegen R. II 21 ein Tier vom Seitenstück.

2) J. Ailio in Finska Fornminnesföreningens Tidskrift. Helf. XXXII, 3, S. 1f. — C. A. Nordman in F. F. T. XXXIV, 3, S. 19.

3) J. Petersen, Smykker, S. 22. — P. Paulsen, Studien, S. 45f.

4) B. Nerman, Die Verbindungen zwischen Skandinavien u. d. Ostbaltikum, Stockholm 1929, S. 135f. — P. Paulsen, Studien, S. 52f., Taf. XVII, XVIII.

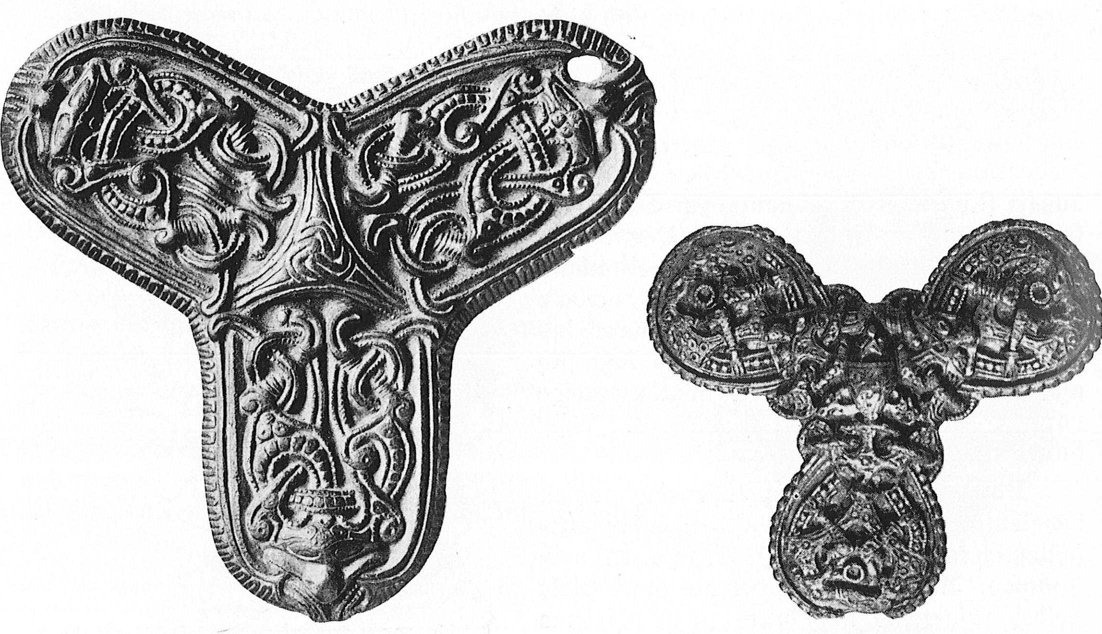


Abb. 188. Kleeblattfibel aus Norwegen (etwa n. Gr.)

Abb. 189. Kleeblattfibel aus Haithabu (Mus. vorgesch. Altert. Kiel) (etwa n. Gr.)

Ladogasee auf. Von der ursprünglichen Ornamentik ist nichts mehr übrig geblieben als die Feldereinteilung und die fünf betonten Knöpfe, aber in einer zylindrischen Form, wie sie nur dem Schmuck in Finnland eigen ist. So gewähren uns die Schalenspangen einen Einblick in weitreichende Kulturbeziehungen der Wikinger.

So bezeichnend wie die einschalige Spange für das 9. Jahrhundert, ist es die doppelschalige für das 10. Unter diesen ist der Typ J. P. 42 (Abb. 179) wohl der vornehmste. Die Unterschale ist mit Gelbmetall (Gold?) belegt und leuchtet so durch das durchbrochene Muster der Oberschale[1]). Letztere ist durch Rahmenwerk aufgeteilt, dessen Leisten mit geflochtenem Silberdraht belegt sind. An den Kreuzungspunkten des Rahmenwerks erheben sich halbkugelförmige Silberknöpfe, von feinen Schnüren umgeben. In den beiden Hauptfeldern befindet sich ein gegenständiges Tiermotiv, das man als ein Vogelpaar ansehen möchte. Aber die Verbindung mit Vierfüßlerschenkeln dürfte vielmehr auf eine Darstellung von Greifen schließen lassen. Die vier seitlichen Felder enthalten je ein Tierpaar, bei dem nur die Vorderkörper ausgebildet sind. Zwischen diesen Tierteilen befindet sich ein Knopf mit Dorn, der deutlich beweist, daß auf ihm noch ein kleinerer als Verzierung gesessen hat. In den beiden oberen Längsfeldern sind sechs Schenkel zu sehen, von denen vier Greiftierfüße und zwei Vogelklauen haben. Bei weiteren Nachbildungen rücken Masken mit seitlichen Schöpfen immer mehr in den Mittelpunkt der Zierfelder.

Auf den Spangen dieser Art, die am Ende des 9. Jahrhunderts entstanden sind, erheben sich schließlich an vier seitlichen Stellen plastische Figuren: Kauernde Vögel mit rückwärtsgewandten Köpfen (wohl von Ente oder Taube als Liebesvögel) zieren die Oberschale, werden ihr schließlich eingegliedert, so daß im 10. Jahrhundert, besonders in Schweden, eine zwar eng verwandte aber doch gesonderte Gruppe, J. P. 52 (Abb. 170), entsteht.

Die Kunststile des 10. Jahrhunderts unterscheiden sich wesentlich von dem im

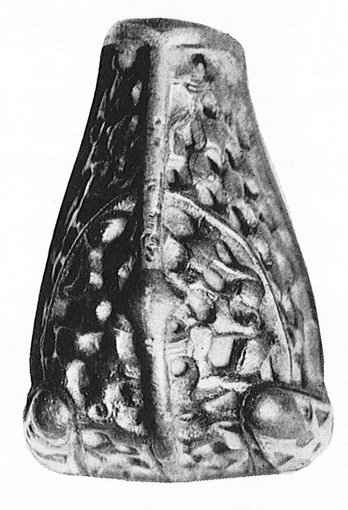
[1]) J. Petersen, Smykker, S. 44f. — P. Paulsen, Studien, S. 62f.



Abb. 190. Dosenförmige Spange von Gotland (Stat. H. Mus. Stockholm) (etwa $^2/_3$ n. Gr.)

9. Jahrhundert herrschenden Greiftierstil[1]). Zwar erfährt dieses Motiv besonders im Ostseeraum weitere Anwendung und Pflege, aber eine gewisse Auflockerung und Entspannung ist an ihm zu erkennen. Die breiten Erweiterungen der Tiergestalt sind verlorengegangen. Die Füße liegen meistens frei im Felde, anstatt um ein anderes Glied herumzugreifen. Langgestreckte Tiergestalten in klaren und eleganten Bandverschlingungen beherrschen in diesem Zeitraum die Stilgruppen.

Dieselbe Erscheinung ist auch an den ovalen Schalenspangen festzustellen[2]). Der beliebteste Spangentyp des 10. Jahrhunderts ist die doppelschalige Spange J. P. 51 mit ihren vielen Abwandlungen (Abb. 177). Sie spielt mit ihren etwa 982 Exemplaren in 465 Funden die Rolle, die J. P. 37 im 9. Jahrhundert einnahm, und beherrscht das 2. und 3. Viertel des 10. Jahrhunderts. Am Ende des 10. Jahrhunderts werden die ovalen Schalenspangen unmodern, die Ornamentik verliert ihren Sinn. Es tritt die Rückbildung zur Einschaligkeit ein, die dieser Schmuckart im Norden das Ende bereitet hat. Sie lebt dann nur noch in Finnland und im Baltikum in verschiedenen dem dortigen Volkstum angepaßten Abwandlungen bis ins 12. und 13. Jahrhundert weiter[3]).



a



b

Abb. 191 a u. b. Tierkopffibel von Gotland (von oben und von der Seite gesehen) (Stat. H. Mus. Stockholm) (n. Gr.)

[1]) S. Lindquist in Nordisk Kultur 27. Stockholm 1931, S. 144f. — N. Åberg, Nordische Ornamentik in vorgeschichtlicher Zeit. Mannus-Bibl. 47, 1931, S. 91f. — J. Brøndsted, Early English Ornament. London-Kopenhagen 1924, S. 270f.

[2]) J. Petersen, Smykker, S. 59f. — P. Paulsen, Studien, S. 66f.

[3]) B. Nerman, Skandinavien u. d. Ostbaltikum, S. 134f.

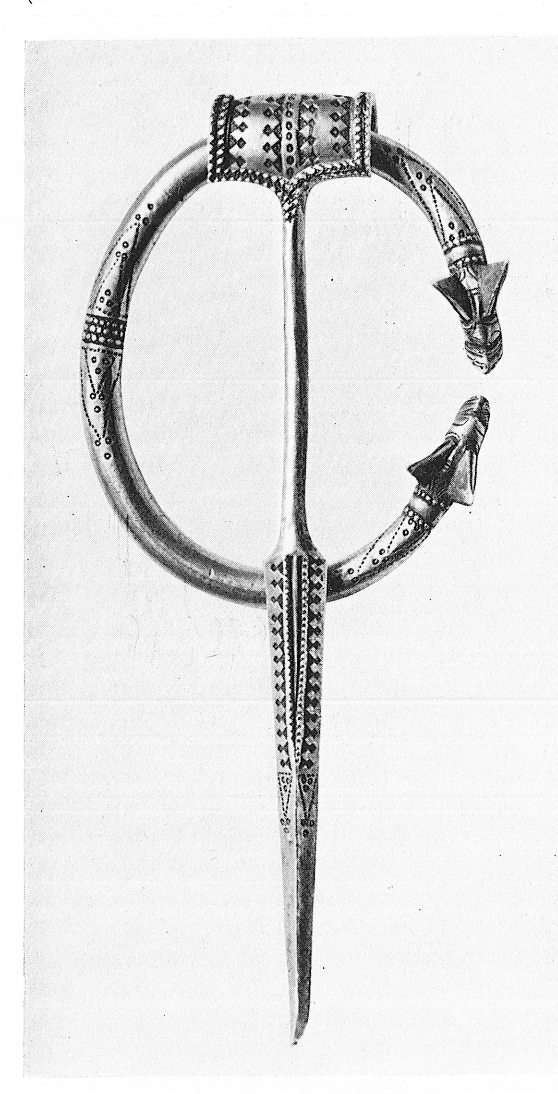


Abb. 193. Silberne Ringnadel aus Västerhejde, Gotland (Stat. H. Mus. Stockholm) (Fast n. Gr.)

In Verbindung mit den ovalen Schalenspangen tritt ein anderes beliebtes Schmuckstück auf, die gleicharmige Fibel[1]) (Abb. 180). Gleich den Schalenspangen bildet sie eine Fortsetzung des Schmuckes der voraufgehenden Vendelzeit. Auch diese gleicharmigen Fibeln sind vielfach in Rahmenwerk aufgeteilt und mit Masken, Knöpfen und aufgesetzten Tieren versehen. Gleich den ovalen Schalenspangen gibt es solche, die im ganzen Norden verbreitet sind, und solche, die Sondergruppen bilden. So war die Fibel J. P. 58 hauptsächlich im 9. Jahrhundert allgemein beliebt, während die Abwandlungen J. P. 71 und 72 im 10. Jahrhundert diese Rolle spielten. Unter den Sondergruppen sei J. P. 64 hervorgehoben, ein Typ, der vor allem in Tröndelag, Norwegen, zu Hause ist und sich an die ovale Schalenspange J. P. 37 anschließt. Im Ostseekreis ist der Typ 71/72, der zur Hauptsache in Schweden vorkommt, gekennzeichnet durch aufgesetzte plastische Tiere (Abb. 181) und Tierköpfe, die mit der ovalen Schalenspange J. P. 48 in Verbindung stehen. Die Spangen dieser Art sind wohl zum größten Teil in Uppland verfertigt. Im Verhältnis zu den ovalen Schalenspangen kommt die gleicharmige Fibel nur in wenigen Funden im Baltikum und in Finnland vor[2]). In Finnland ist sie gekennzeichnet durch die aufgesetzten zylinderförmigen Knöpfe[3]).

Sehr beliebt als Gewandnadeln wie als Schmuck waren die Kleeblattfibeln. Diese Schmuckstücke haben sich nicht aus irgendwelchen Vorformen im Norden entwickelt,

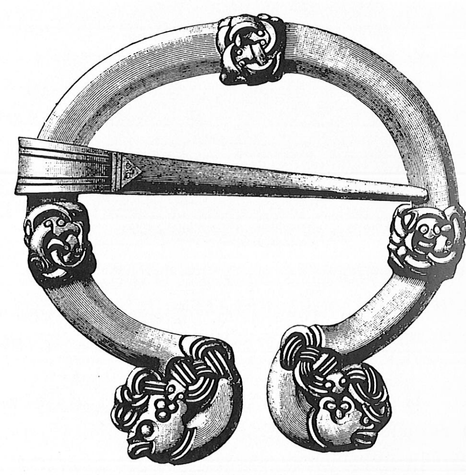


Abb. 192. Ringnadel von Birka (Stat. H. Mus. Stockholm) (etwa 5/6 n. Gr.)

[1]) J. Petersen, Smykker, S. 76f. — P. Paulsen, Studien, S. 41 und Stand d. Forschung, S. 236.

[2]) B. Nerman, Skandinavien u. d. Ostbaltikum, S. 153.

[3]) Svenska Fornm. Tidskr. 8, S. 294. — T. J. Arne, La Suède et l'Orient. Uppsala 1914, S. 106.

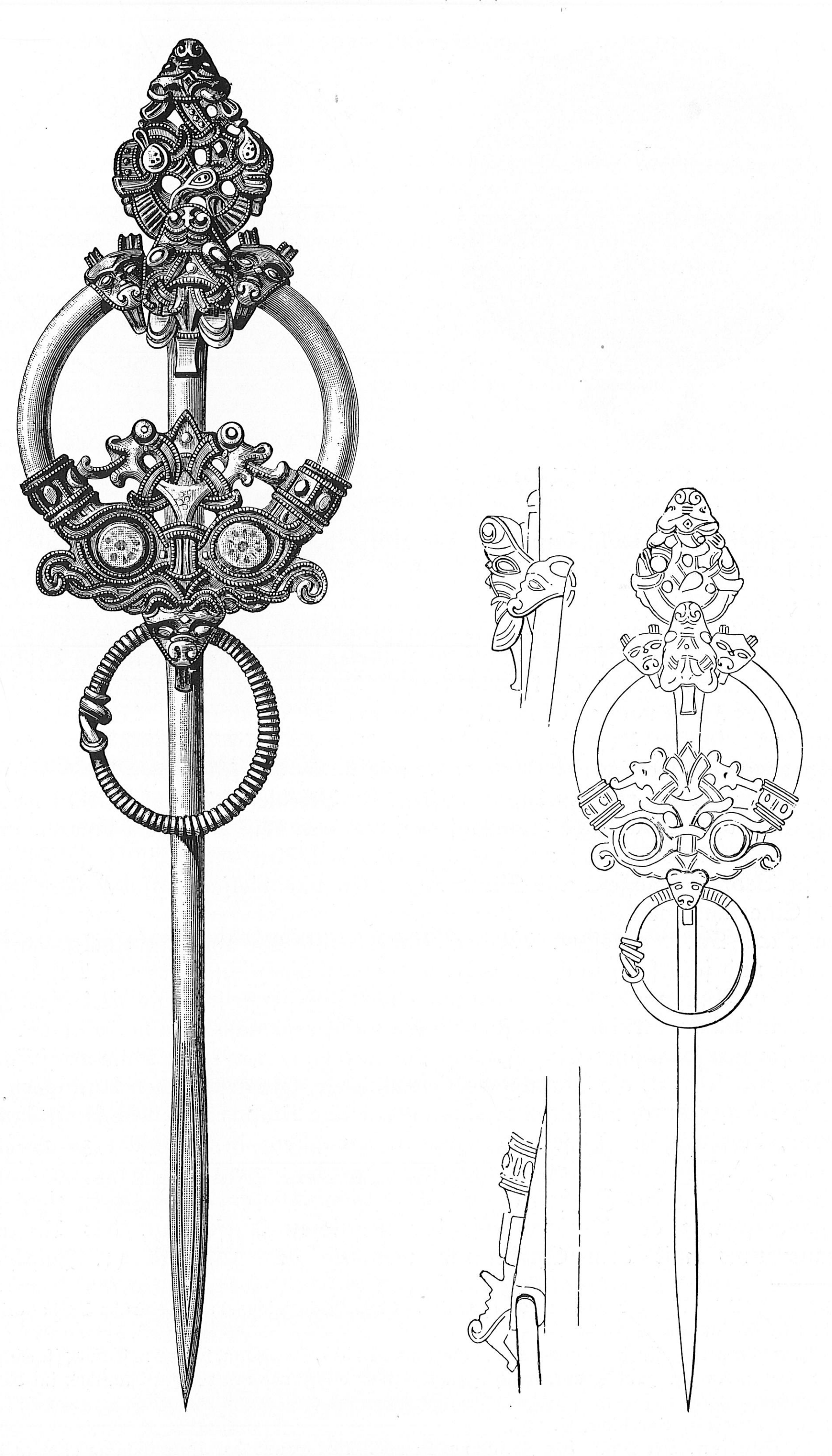


Abb. 194. Ringnadel von Birka (Stat. H. Mus. Stockholm)

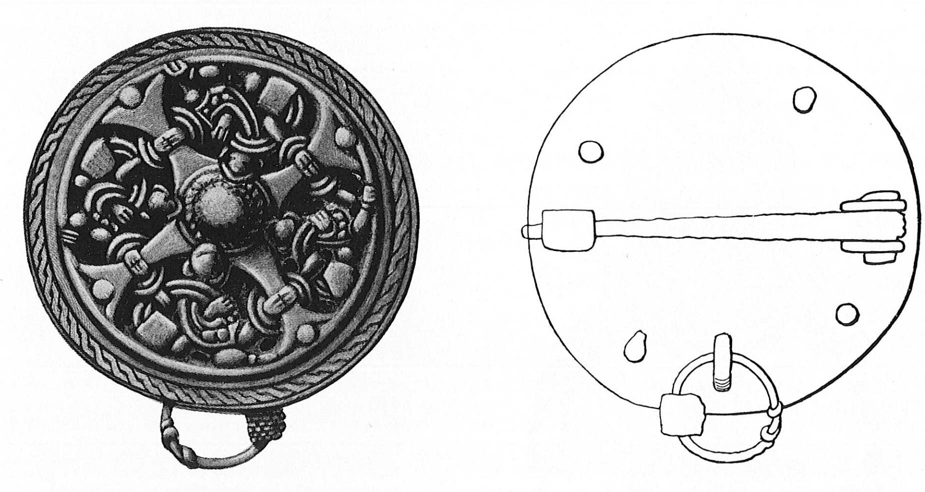


Abb. 195. Schmuckscheibe von Birka (Stat. H. Mus. Stockholm) (n. Gr.)

sondern erscheinen — wohl kaum vor der Mitte des 9. Jahrhunderts — als zunächst völlig unmodische und artfremde Beschlagstücke, die mittels Nieten an Riemen befestigt waren. Ihre Verzierung, ein Pflanzenornament, der klassische Akanthus, widersprach völlig der nordischen Ausdrucksweise, der Tierornamentik. I. Undset[1]) hat bei der ersten Betrachtung der Kleeblattfibeln darauf hingewiesen, daß in der fränkischen Buchmalerei an verschiedenen Stellen solche kleeblattartigen Beschläge an Schwertriemen dargestellt sind und ihrer Form nach mit den Schmuckstücken übereinstimmen. Nun gibt es außerdem mehrere solcher Beschlagstücke, die im Norden gefunden sind und die gleiche Akanthusornamentik aufweisen (Abb. 183), wie sie in der fränkischen Buchmalerei und Beinschnitzkunst überhaupt als Motiv auftritt[2]). Bei diesen Kleeblattfibeln handelt es sich ursprünglich um fränkische Beschlagstücke, die nach dem Norden gelangten und dort bald als Schmuck verarbeitet und getragen wurden. In den meisten Fällen sind die Fibeln in Bronze gegossen, mit Silber überzogen und vielfach auf der Oberseite vergoldet. Eine schwarze Niellolinie betont oft die Formgebung. Die wertvollsten Stücke sind ganz aus Silber gegossen. An der Rückseite sind Öse und Nadelhalter mit Nadel angebracht und schließlich noch ein Öhr, an dem vielfach ein Ring mit Kettengehänge befestigt war. An Hand der Fundkarten (Abb. 187) ist festzustellen, wie die frühen Formen vor allem in Dänemark, in Südwestnorwegen und in Südschweden vorkommen. Durchgangstor für den fränkischen Einfluß nach dem Norden war in erster Linie wohl Haithabu. Das neue Stilelement, die Akanthusverzierung, war, wie gesagt, den Wikingern fremd. Es erfolgte daher durch Stilisierung eine allmähliche Umformung und Umprägung ins Arteigene, Nordische[3]). Dieser Vorgang ist vor allem in Haithabu zu verfolgen[4]) (Abb. 184, 185). Wie das Tierornament Symbol des Germanentums, so war das Akanthusornament gleichsam das Zeichen des Christentums. Wie ein roter Faden zieht sich die Auseinandersetzung des Nordens mit der westlichen Auffassung, das Ringen des Germanentums mit dem Christentum während des 10. und 11. Jahrhunderts

[1]) De nordiske Kløverblad-formede spænder. Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger for 1891, S. 5f. So im Codex Aureus.

[2]) H. Arbman hat sich in „Schweden u. d. karoling. Reich", Stockholm, S. 147 u. Taf. 46ff., eingehender über die Verbindungen zum Frankenreich geäußert und die Funde mit reinem Akanthus im Norden zusammengestellt.

[3]) J. Petersen, Smykker, S. 93f.

[4]) P. Paulsen, Der Stand der Forschung, S. 236. Auf Grund der Untersuchung aller in Haithabu gefundenen Gußformbruchstücke 1929/30 kam ich zu diesem Ergebnis.

durch die Kunst der Wikinger. Das ist vor allem zu verfolgen seit dem Vorstoß Heinrichs I. 934 nach Haithabu und der Errichtung der Bistümer Schleswig, Aarhus und Ripen 948. Während dieser Zeit ist zu beobachten, wie der kulturelle Schwerpunkt von Haithabu wieder weiter nach dem Norden verlegt wird und der Königssitz Jellinge bei Vejle mehr in den Vordergrund tritt. Als Beweise für die Umbildung der Verzierung auf den Kleeblattfibeln sind die Gußformenreste verschiedener Fibeltypen in Haithabu anzusehen[1]) (Abb. 184, 185). Bei dieser ornamentalen Umgestaltung wird die Neigung ersichtlich, Formen zu spalten oder zu vereinfachen, so daß das Pflanzliche nach und nach verloren geht, oder die schematischen Schwingungen werden dann der Rankenverzweigung entsprechend zu Spiralen der Filigrantechnik stilisiert[2]) (Abb. 170 u. 186). Andererseits ist festzustellen, daß die dem Zeitstil gemäßen nordischen Tiermotive das Rahmenwerk ausfüllen und schließlich die herrschende Verzierung auf den Kleeblattfibeln werden (Abb. 188). Dabei gibt es in jedem Lande Typen, die Besonderheiten aufweisen, welche der jeweiligen Landesart entsprechen. Hierbei haben Haithabu und Birka offenbar eine bedeutende Rolle gespielt; denn dort sind, wie festzustellen ist, von Künstlern Serien geschaffen worden, die in vielen Einzelstücken ins Land hinaus gelangten. Als Beispiel für eine Gemeinsamkeit des Kulturlebens im Ostseeraum sei die schöne Silberfibel im Ostseestil gezeigt (Abb. 189). Es ist eine Kleeblattfibel, von der nur vier Exemplare bekannt sind: aus Haithabu und Birka je eine und zwei aus Ostgötland.

Ende des 10. Jahrhunderts entartet die Kleeblattfibel auch. Gebogene Linien, Strich- und Punktornamente deuten an, daß der Sinn für die Bedeutung dieses Schmuckstückes verlorengegangen ist[3]). Die Kleeblattfibeln sterben, wie die gleicharmigen Fibeln, zugleich mit dem Wikingertum aus.

Es sei hier darauf hingewiesen, daß die Insel Gotland in bezug auf den Schmuck eine bemerkenswerte Sonderstellung einnimmt. An Stelle der ovalen Schalenspangen und Kleeblattfibeln trägt man dort dosenförmige Spangen und Tierkopffibeln[4]). Die ersteren haben sich aus runden Scheibennadeln entwickelt, die in der Vendelzeit im Stil II verziert waren, im 8. Jahrhundert mit Stil III bekleidet allmählich die Form einer Dose annahmen. Die Fläche wurde in Medaillons aufgeteilt, die mit Greiftieren ausgefüllt wurden. Im 10. Jahrhundert wurden die Dosen doppelschalig wie die ovalen Schalenspangen. Die verschiedensten Tiermotive zierten damals die Flächen, die in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts noch besonders von Silberplättchen und plastischen Tieren und Knöpfen geteilt waren. Die reichsten Exemplare enthalten Darstellungen in Filigran und Granulation[5]) (Abb. 190). Die Bodenscheiben mit Öse, Nadel und Nadelhalter sind vielfach im zeitgemäßen Stil verziert. Im 11. Jahrhundert zieren auch hier nur noch Striche und Punkte die Flächen und künden das Ausscheiden dieser Schmuckart an.

Die Tierkopffibeln (Abb. 191 a u. b), die wie die ovalen Schalenspangen paarweise getragen wurden, hatten ebenfalls in den letzten Jahrhunderten vor der Wikingerzeit ihre Vorläufer. Auch diese Fibel entwickelt sich zur Dose mit Scheibe und zu einem Nationalschmuck Gotlands. Die Verzierung der Tierkopffibel wird durch die jeweiligen Stilarten bestimmt[5]). Sie kommt zwar auch doppelschalig vor und hat Gravierungen

[1]) H. Jankuhn hat in Ipek 9, 1934, Taf. 47 eine solche Zusammenstellung Abb. 14, 15 gemacht. — Außerdem gibt es unter den alten Grabungsbeständen von Haithabu eine große Anzahl Abgußbruchstücke anderer Fibelarten wie J. P. 86, 88, 89, 108, 111, aber auch solcher Fibeln wie H. Arbman, Schweden und das Karolingische Reich, Taf. 52, Abb. 4—6.

[2]) B. Salin, Ur djur- och växtmotivens utvecklingshistoria. Stockholm 1890, S. 78f.

[3]) Dieser Vorgang ist vor allem auch an den Gußformbruchstücken K. S. 13710/5, 9, 16, 26, 34 u. 14150/28 in Haithabu zu verfolgen.

[4]) H. Rydh, Dosformiga spännen. Stockholm 1919.

[5]) S. Lindquist in Fornvännen 1927, S. 331ff.



Abb. 196a. Schmuckscheibe aus dem Goldschatz von Hiddensee (Museum Stralsund). Vorderseite (reichlich n. Gr.)

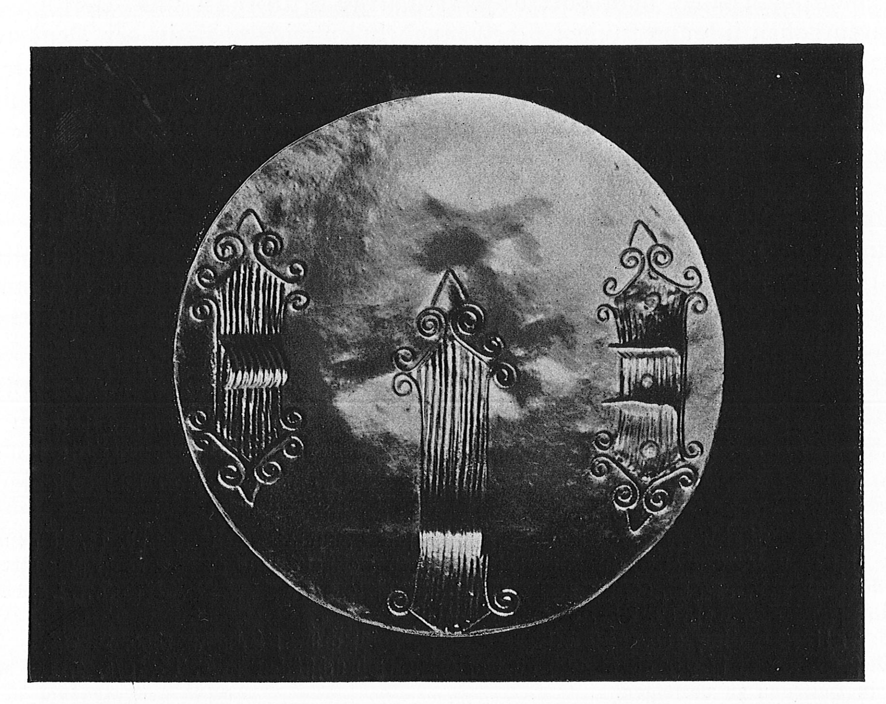


Abb. 196b. Schmuckscheibe aus dem Goldschatz von Hiddensee (Museum Stralsund). Rückseite (etwa 4/5 n. Gr.)

an der Bodenscheibe aufzuweisen, aber sie ist im Gegensatz zu den dosenförmigen Fibeln doch mehr als Dutzendarbeit anzusehen. Während mit dem 10. Jahrhundert die ovalen Schalenspangen sich überlebt haben, tragen die Tierkopffibeln noch das auf Gotland sehr beliebte Ornament im Runensteintierstil des 11. Jahrhunderts. Später deuten Schraffierungen und Punktverzierungen an, daß die Tierkopffibeln nicht über das 11. Jahrhundert hinaus als Schmuck gedient haben werden.

Zu den Gewandnadeln der Wikingerzeit gehören dann noch die **Ringnadeln**[1]) und **Hufeisenfibeln**. Diese sind allerdings nicht nur auf dieser Insel zu finden, sondern auch in Birka, wo sie anscheinend ihre reichste Ausbildung erfahren haben (Abb. 192 u. 194). Bandgeschlinge, Tierköpfe und Masken, oft in Silber und Niello, sind die häufigsten Motive. Diese geschmückten Ringnadeln gibt es in einigen Abwandlungen auch in England und Schottland[2]). Anscheinend sind die auf Irland weitverbreiteten Pennanular-Brooches die Vorbilder für diese Schmuckart gewesen, die zunächst nach Norwegen gelangt ist.

Die Hufeisenfibel mit aufgerollten Enden, mit quadratischen Platten, mit Mohnkopfenden, Würfelknöpfen und Tierkopfenden ist wohl die Schmuckart, die von Gotland aus als Serienware die weiteste Verbreitung im Baltikum gefunden hat[3]). Ihre schönsten Exemplare gibt es zwar auf Gotland und in Birka, aber zu beachten ist, daß diese Gewandnadeln zu dem Schmuck gehören, der über die Wikingerzeit hinaus — vor allem auch im Baltikum[4]) und in Finnland[5]) — Verwendung fand und bis in die Neuzeit ein wesentlicher Bestandteil der Volkstrachten geblieben ist.

Runde Spangen waren auch ein beliebter Schmuck der Wikingerzeit. Im 9. Jahrhundert sind sie meistens in Bronze gegossen, verhältnismäßig klein, schlicht und noch selten. Im 10. Jahrhundert hat die runde Spange vor allem im Ostseeraum eine mannigfaltige Ausgestaltung erfahren. Sowohl in Norwegen als auch in Schweden ist der verbreitetste Typ eine in Bronze gegossene Spange mit Doppelscheibe. Die Fläche der Zierscheibe bedeckt meistens ein Bandgeflecht mit Tierköpfen am Rande und mit einem Knopf in der Mitte[6]).

Unter den runden Spangen tritt im Ostseeraum eine Gruppe mit 4 Feldern

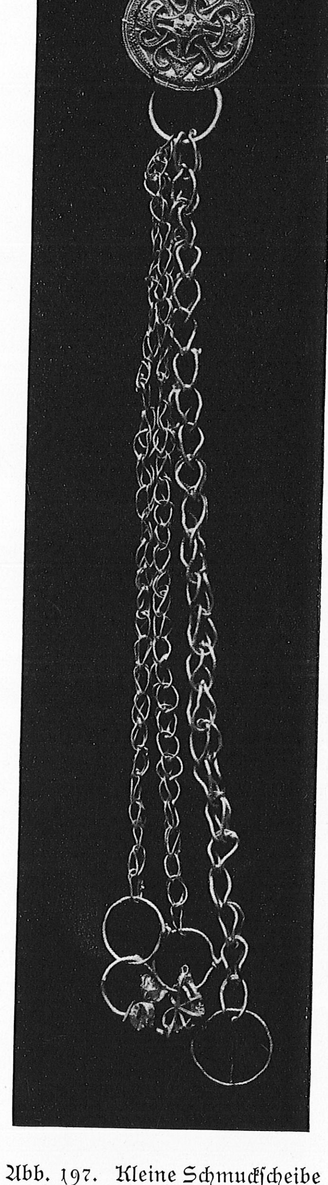


Abb. 197. Kleine Schmuckscheibe mit Gehänge von Sejerø, Dänemark (Nationalmus. Kopenhagen) (etwa 1/2 n. Gr.)

1) J. Petersen, Smykker, S. 172ff. — O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 307.

2) R. A. Smith in Archeologia 1914 (London), S. 233ff. — A. Mahr, Christian Art in Ancient Ireland I. Dublin 1932, Taf. 20ff.

3) Fornvännen (Stockh.) 1913, S. 309; 1908, S. 231; 1912, S. 193; 1928, S. 205. — B. Nerman, Skandinavien u. d. Ostbaltikum, S. 48f. — B. Salin in Kunst og Haandwerk. Stockholm 1918, S. 184.

4) Latviesu Kultura Senatné, Riga 1937, Taf. 73, 83, 93, 111ff., 125. — Senatné un Māksla II, Riga 1937, S. 125ff.

5) F. F. T. 1893, XIII, Taf. 25f.

6) J. Petersen, Smykker, S. 116. In Finnland besitzen die Schmuckscheiben wieder die zylinderförmigen Knöpfe. — C. A. Nordman in Nordisk Kultur 27, 1931, S. 186f.

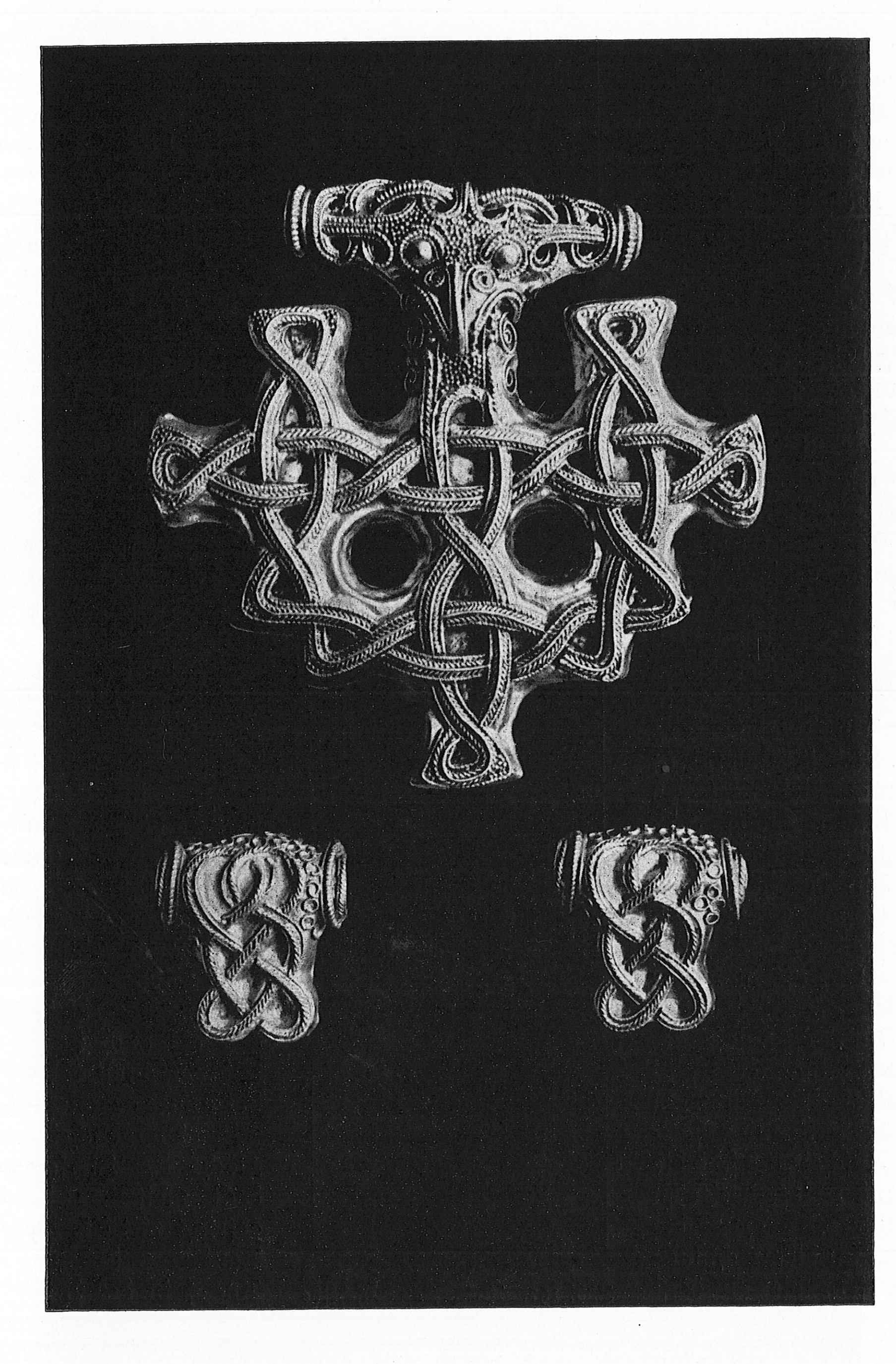


Abb. 198. Kreuzhängestück aus dem Goldschatz von Hiddensee (Museum Stralsund) (etwa 6/5 n. Gr.)

und den verschlungenen Tieren im Ostseestil hervor (Abb. 195). Diese Spange ist wohl etwa um 900 in Birka entstanden, wird bald in Silber gegossen und zu einem feststehenden Typ des 10. Jahrhunderts in Schweden. Ende des 10. Jahrhunderts nehmen die Tiere verschwommene Formen an. Am Rande und auf der Spange erheben sich plastische Tiere und geben der Schmuckscheibe ein barockes Aussehen[1]).

Aus dieser Birkaspange ist im Laufe des 10. Jahrhunderts die Schmuckscheibe mit Filigran und Granulation hervorgegangen. Zu den schönsten Arbeiten dieser Art gehört die goldene Schmuckscheibe aus dem Goldschatz von Hiddensee[2]) (Abb. 196a u. b). Auf ihre Ausgestaltung hat Jellinge in Jütland offenbar stark eingewirkt. Im 11. Jahrhundert löst sich das Tier allmählich in Rankenwerk auf, das dann im ausgehenden 11. und 12. Jahrhundert das herrschende Motiv wird und den Beginn der Romanik[3]) sowie die Durchdringung seitens des Christentums bezeugt.

Zusammen mit den großen runden Schmuckscheiben treten kleinere Spangen auf, die an Stelle der vier Tiere einen Vierpaßknoten tragen[4]) (Abb. 197). Ihrer Symbolik nach stellen beide dasselbe dar: das vierarmige Kreuz und Hakenkreuz auf dem Schild als Zeichen der Sonne. Nur ist auf jenen großen Schmuckscheiben durch das Tier dem Heils- und Kampfzeichen der dynamische Ausdruck verliehen worden.

Alle diese runden Spangen mit ihrer Zier- und einer Stützscheibe tragen auf der Rückseite neben Öse, Nadel und Nadelhalter gleich den Kleeblattfibeln noch ein Öhr mit Ring — der vielfach noch vorhanden ist — für Kettengehänge (Abb. 196b u. 197). Bildliche Darstellungen auf gleichzeitigen Münzen und Runensteinen sowie Berichte in den Sagas lassen erkennen, daß diese runden Spangen wohl meistens die Aufgabe hatten, das vornehmste Kleidungsstück, den Umhang, zusammenzuhalten.

Während in den vorangehenden Ausführungen Brust- und Schulterschmuck betrachtet wurde, sei zum Schluß noch der Hals- und Armschmuck gewürdigt. Sowohl im 9. als auch im 10. Jahrhundert wurden Perlenketten aus Bergkristall, Karneol und buntem Glasfluß getragen[5]). Im 10. Jahrhundert waren Ketten mit Perlen in Silberfiligran oder fein- und grobgliedrige, schlangenartige Gebilde mit Tierkopfenden beliebt[6]). Zwischen Tierköpfen hing meistens ein Ring mit einem Anhänger. Diese Anhänger sind im 9. Jahrhundert zum größten Teil in Bronze gegossen, im 10. Jahrhundert in Silber, teilweise auch in Gold geschmiedet und mit Granulation, Filigran und Niello bereichert. Form und Motive sind meistens dem Brustschmuck angepaßt. So gibt es Anhänger mit dem verschlungenen Greiftier in durchbrochener Arbeit, runde Scheiben mit Jellingetier, mit Vierpaßknoten, Spiralen und Ringkettenmotiven[7]).

Von der Mitte des 10. Jahrhunderts an beginnt die Zeit des gemischten Glaubens, des Ringens zwischen Germanentum und Christentum. Dieser Kampf tut sich auch in den An-

[1]) Fornvännen 1927, S. 341. — S. Lindquist in Nordisk Kultur 27, S. 160. — P. Paulsen, Studien, Taf. XIV.

[2]) P. Paulsen, Der Goldschatz von Hiddensee, 1936, S. 29, Taf. III u. VI.

[3]) Ebenda, Taf. XX, XXI.

[4]) Bei H. Jankuhn, Die Wehranlagen der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene, 1937, S. 76 u. Anm. 6, sind diese den großen Schmuckscheiben zugerechnet. Um den wesentlichen Unterschied zu betonen, sind diese kleinen Schmuckscheiben (Abb. 197), die außerdem recht zahlreich sind, überhaupt nicht in der Fundkarte, P. Paulsen, Der Goldschatz von Hiddensee, S. 48, verzeichnet.

[5]) J. Petersen, Smykker, Taf. 1. — H. Rydh, Förhistoriska undersökningar på Adelsö, Stockholm 1936, Taf. I u. II.

[6]) Friis-Johannsen in Aarbøger for nordisk Oldkyndighed, Kopenhagen 1912, S. 216f. — S. Grieg, Vikingetidens Skattefund. Univ. Oldsaksaml. Skrifter II. Oslo 1929. — H. Arbman, Schweden u. d. karoling. Reich, Taf. 53ff., 64.

[7]) Eine ganze Anzahl Gußformbruchstücke der verschiedensten Hängeschmuckstücke sind in Haithabu zutage getreten, und zwar von solchen mit Bandgeschlinge, Vierpaß und Spiralen, K. S. 13710/1, 3, 4, 6, 23, 29, 30, 33. So gibt es die Gußformen zu J. P. 167 von Nordfjord, Sogn og Fjordane, die wohl aus Haithabu eingeführt sein dürften. Ebenfalls ist ein großes Stück der Gußform des Reiters mit Walküre, vgl. Titelblatt O. Scheel und P. Paulsen, Quellen zur Frage Schleswig-Haithabu, gefunden.



Abb. 199. Thorshammer von Schonen (Stat. H. Mus. Stockholm) (n. Gr.)

hängestücken des Halsschmucks jener Zeit kund. Um die Mitte des 10. Jahrhunderts treten kleine Thorshammer in Bronze, Bernstein oder Silber recht zahlreich als Hängeschmuck auf. Die häufige Anwendung jener Zeit läßt sich nur aus der Annahme erklären, daß damit etwas betont werden sollte. Die uralte Verehrung Thors geriet durch das Vordringen des Christentums in Gefahr. Da trugen dann die Menschen des Nordens in dieser Unruhezeit die Symbole ihres höchsten heimischen Gottes als ihre Wahr- und Feldzeichen dem Fremden entgegen. Die allmähliche Umwandlung ins Christliche läßt sich an den Kreuzhängestücken aus dem Goldschatz von Hiddensee erkennen[1]). Aus Schonen stammt ein schöner Thorshammer, der von einem Falkenkopf im Schnabel gehalten wird (Abb. 199). Die gleiche Vorstellung liegt den Kreuzhängestücken von Hiddensee zugrunde, nur ist dort der Hammer zu einem Kreuz umgebildet (Abb. 198). Thorshammer, Hakenkreuz und gleicharmiges Kreuz bedeuten an sich dasselbe und heißen auch Hammerzeichen. Aber dieses gleicharmige Kreuz ist mit Querbalken versehen, dem Merkmal des Christlichen. Diese Art Hängestücke — oftmals in Pflanzenpalmettenform — findet man bis nach Südrußland hin[2]). Vom 11. Jahrhundert an werden mit Vorliebe kleine silberne Scheiben mit christlichen Zeichen und Heiligenbildern getragen im Gebiet von Schweden, Gotland über Finnland und das Baltikum bis nach Südrußland[3]). Diese Schmuckart ist auf byzantinischen Einfluß, der durch die Wikinger in Rußland vermittelt wurde, zurückzuführen. Ja, es gibt im Norden sogar eine große Anzahl byzantinischer Enkolpia, die an Halsketten mit Tierköpfen anstatt der Thorshammer getragen wurden. Dieser starke byzantinisch-kirchliche Einfluß ist bisher zu wenig beachtet worden[4]). Eine ganze Anzahl Anhänger mit Vierpaß und anderen Motiven wurden im Baltikum beliebter, nur wurden sie dort nicht in Filigran und Granulation ausgeführt, sondern in einfacher Preßblechtechnik. Dafür fanden sie aber in der Volkskunst ganz allgemeine Aufnahme und gehörten neben Hufeisenfibeln und Ringnadeln bis in die Neuzeit zur Volkstracht.



Abb. 200. Fischkopfhängestück von Gotland (Stat. H. Mus. Stockholm) (etwa $^{5}/_{3}$ n. Gr.)

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß Gotland auch hinsichtlich des Halsschmuckes seine Sonderstellung einnimmt. Eigentümlich gebogene, fischförmige Hängestücke gibt es nur auf Gotland[5]). Das Mittelstück dieser Anhänger — meistens aus Bronze — ist von Nielloarbeit umrahmt, deren Motive denen auf den dosenförmigen Spangen gleichen. Dann seien noch die

[1]) P. Paulsen, Der Goldschatz von Hiddensee, S. 56ff.

[2]) Senatné un Māksla IV, Riga 1936, S. 138.

[3]) C. A. Nordman in Finska F. T. XXXIV, 3, 1924, S. 14. — A. Guscin, Monuments de l'art industriel de l'ancienne Russie X.—XIII. siècles. Moskau-Leningrad 1936, Taf. XVIf.

[4]) T. J. Arne, La Suède et l'Orient. — Ders., Det stora Svitjod. Stockholm 1917.

[5]) B. Salin in Kunst og Haandwerk, 1918, S. 184. — P. Paulsen, Der Stand d. Forschung, Taf. 36. — G. Arbman, Schweden u. d. karoling. Reich, Taf. 40, 54.

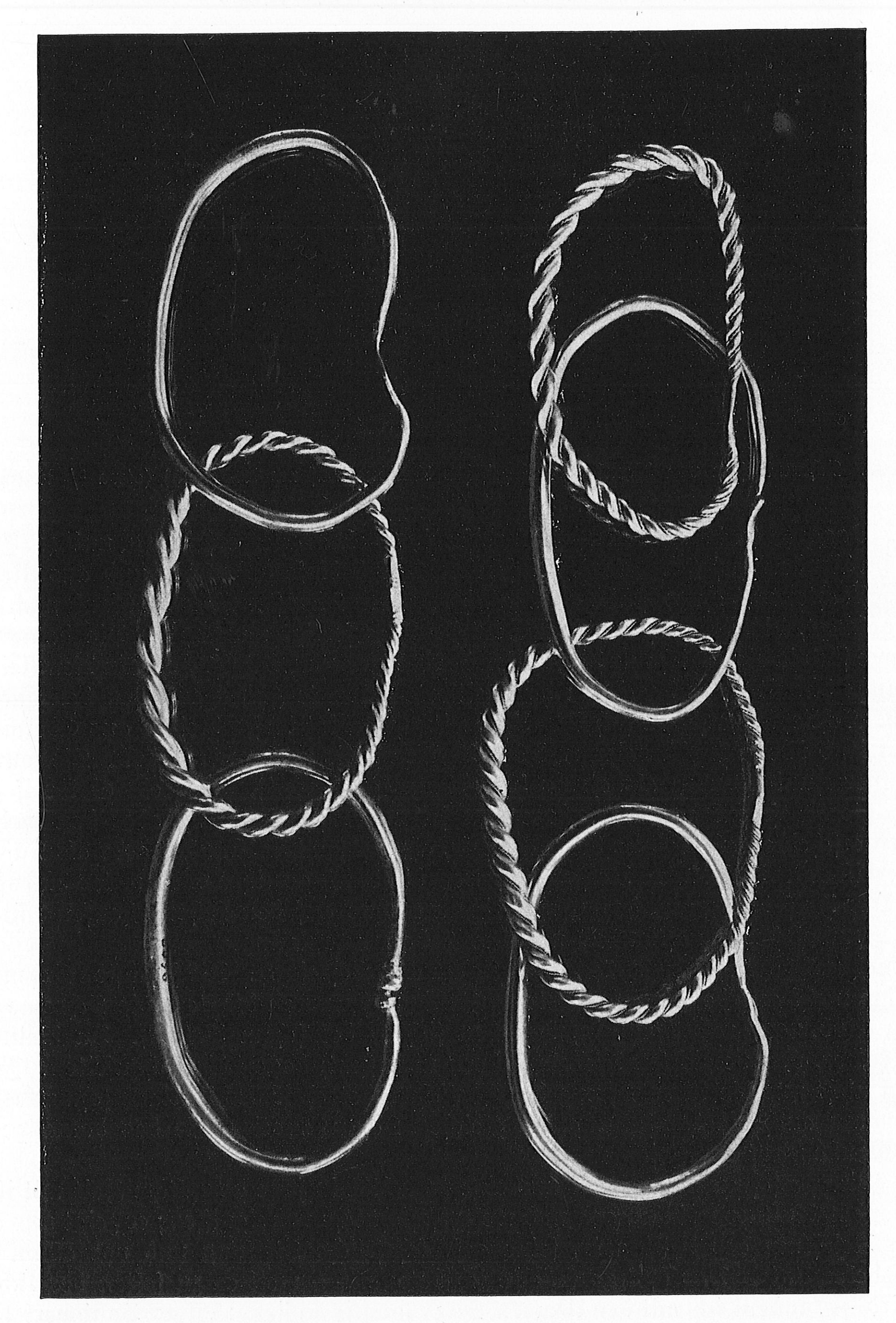


Abb. 201. Goldreifen von Peenemünde (Mus. Stettin) (etwa $^{3}/_{5}$ n. Gr.)

Fischkopfgehänge genannt, die im 8. Jahrhundert noch sehr einfach gebildet sind, aber im 9., vor allem im 10. Jahrhundert die übliche reiche Ausschmückung in Niellotechnik zeigen (Abb. 200). Endlich sind für Gotland noch schalenartige Anhänger, oft in Niello, bezeichnend[1]).

Es sei noch kurz auf die Hals- und Armreifen eingegangen. Im 9. Jahrhundert waren Armbügel aus Bronze besonders in Norwegen und auf der Insel Bornholm

[1]) Fornvännen 1926, S. 110.



Abb. 202. Schmuckkasten von Bamberg (Bayrisches Nationalmuseum München) (etwa 2/5 n. Gr.)

beliebt[1]). Dagegen traten Hals- und Armreifen in Edelmetallen erst im 10. und 11. Jahrhundert im Norden auf (Abb. 201). Anscheinend sind diese gedrehten und aus Metalldrähten geflochtenen Schmuckstücke anfänglich aus dem Südosten über Rußland nach dem Norden gelangt, bis sie auch dort dann kunstvoll verfertigt wurden[2]). Die damaligen Fingerringe sind ja eigentlich nur Armreifen in verkleinertem Maßstabe. Ein Kennzeichen für nordische Arbeit ist zu beachten: der imitierte gekörnte Faden zwischen den dickeren Schnüren. Schließlich erstreckt sich das Verbreitungsgebiet dieser Reifen aus Edelmetall von Schottland über Skandinavien und das Baltikum bis nach Südrußland. Sie wurden von Männern und Frauen als etwas Besonderes getragen[3]). War ein Goldreif doch ein geschätztes Geschenk des Vornehmen an seinen Gast, Günstling oder den Helden. Halsreifen erscheinen als Träger des Schicksals, als schützendes Amulett oder als Schmuck an Götterbildern. Bei diesen Reifen schwuren die Wikinger ihre Eide unter Anrufung Thors. Der Reif Draupnir, den Odin seinem Sohne auf den Scheiterhaufen mitgab, war ein Symbol der Fruchtbarkeit und der Lebenserneuerung.

Vornehme Wikinger bewahrten ihren Schmuck in Schreinen. Die schönsten Schmuckkästen, die wohl aus dem Königszentrum Jellinge stammen dürften, die Schreine von Bamberg (Abb. 202) und Cammin, befinden sich in deutschem Besitz[4]). In Bein geschnitzte Felder, von verzierten Metallbändern umrahmt, decken die Schauseiten. Jedes Feld zeigt nicht nur die Übertragung der Edelschmiedetechnik des Wikingerschmuckes auf Bein, sondern auch die Darstellung der gleichen Schmuckmotive, die das damalige gemischte Glaubensgut kennzeichnen.

Der Wikingerschmuck vermittelt uns einen Einblick in jene gewaltige Zeit mit ihren weitreichenden Kulturverbindungen und weltgeschichtlichen Ereignissen; er zeigt uns aber auch den Reichtum des Wikingers, seine gesellschaftliche Stellung und vor allem sein Glaubensbekenntnis. Das letztere möchte ich betonen — weil es zu selten deutlich erkannt wird —, indem ich mit den Worten Strzygowskis schließe: „Das Handwerk hatte zu allen Zeiten im Norden auch das innigste Verhältnis zu Glaubensdingen, ist öfter deren hervorragendster Vertreter gewesen."

1) J. Petersen, Smykker, S. 150ff.

2) S. Grieg, Vikingetidens Skattefund. Oslo 1929. — R. Jakimowicz in Congressus Secundus Rigae 1930, S. 251ff. — H. Knorr in Mannus 1936, S. 160. — A. Guščin, Monuments de l'art industriel, S. 60, Taf. I u. VIff.

3) P. Paulsen, Der Goldschatz von Hiddensee, S. 24ff.

4) P. Paulsen, Der Goldschatz, Taf. XXIVf.

Keltische Einflüsse auf die Kunst der Wikinger

Von

Nils Åberg, Stockholm

Die Berührung der spätkeltischen und der germanischen Kunstentwicklung kann bis ins 7. Jahrhundert zurückverfolgt werden, und dabei scheint anfangs die germanische Kunst mehr gebend als nehmend gewesen zu sein. So hat Salin in seiner berühmten Arbeit über Tierornamentik aufgezeigt, daß die ältesten ornamentalen Tiermotive der Keltenkunst auf Einflüsse der germanischen (zunächst kentischen) Tierornamentik von Stil II zurückgeführt werden können. Das ist also der Anfang der spätkeltischen Tierornamentik, wie sie in dem Book of Durrow erscheint.

Aber allmählich ändern sich die Verhältnisse zugunsten der Keltenkunst, die schon im 8. Jahrhundert ihre höchste Blüte erreicht, dabei ihre Einflüsse weit umher erstreckend, über das angelsächsische England bis hinüber zum Karolingerreich auf dem Festlande. Auch nach Skandinavien hin erstreckten sich diese Einflüsse und besonders das Knotengeflecht sowie gewisse Einzelheiten in der skandinavischen Tierornamentik des 8. Jahrhunderts zeugen deutlich von keltischen Einflüssen.

Diese keltische Kunstbeeinflussung des 8. Jahrhunderts ist wohl hauptsächlich durch friedlichem Verkehr vermittelt worden. Geschichtlich wissen wir auch von der regen Tätigkeit irischer Mönche auf dem Festlande, ihrer Missionstätigkeit im Merowinger- und Karolingerreich und ihrer blühenden Kunstausübung in den festländischen Klöstern. So wurde z. B. aus dem keltisch stark beeinflußten Südengland Alkuin nach dem Hofe Karls d. Gr. gerufen und wir wissen auch von der regen künstlerischen Tätigkeit in der Alkuinschen Klosterschule von Tours. Und die geschichtlichen Überlieferungen geben ein deutliches Zeugnis von den starken insulären Kunstströmungen im Karolingerreich unmittelbar vor Einbruch der nordischen Wikingerzeit, als die Skandinavier sich ins Spiel mischten und da besonders die Norweger ihre großen Raub- und Kolonisationszüge nach dem Inselreich im Westen begannen.

Auf diese Weise kamen also in der frühen Wikingerzeit die Skandinavier in eine andere Berührung mit den Kelten als früher, und dies spiegelt sich auch in dem nordischen Fundmaterial des 9. Jahrhunderts wider, sowohl in einem ansehnlichen Import keltischer Metallarbeiten wie auch in einer deutlichen Beeinflussung der wikingerzeitlichen Kunstentwicklung.

Über diese keltischen Kunsteinflüsse in der älteren Wikingerzeit soll hier gesprochen werden, und wir gehen dabei von dem Funde aus, wo die ältere Wikingerkunst am vollwertigsten hervortritt, nämlich im Osebergschiff. Die Darstellung muß aber als ganz preliminär betrachtet werden, da die Untersuchung noch nicht zu Ende geführt worden ist.

Durch Shetelígs vorzügliche Analyse der Osebergkunst haben wir zwei nichtkeltische Faktoren kennen gelernt, die für die Schöpfungen der Osebergkünstler bestimmend wurden; das waren einerseits der von außen eingeführte sogenannte karolingische Greiftierstil, andererseits die einheimischen Überlieferungen des Stils III. In der Osebergkunst begegnet uns aber auch ein dritter Kunstfaktor, der die Entwicklung bestimmte,

und das ist ein rein keltischer Einschlag. Das erscheint auch ganz natürlich in Anbetracht des Umstandes, daß die Osebergkunst in die Zeit der norwegischen Reichsgründungen auf Irland fällt, als Norwegen durch keltischen Import förmlich überströmt wurde.

Sehen wir uns also nach keltischen Einschlägen in der Osebergkunst um, so treten diese deutlich hervor, aber meistens mehr in der Komposition als in der Einzelausgestaltung der verschiedenen Motive. Sie erscheinen in den plastischen Tierkopfpfosten, in den Wirbelmotiven und in der Gruppierung nach dem keltischen Diagonalsystem. Keltisch beeinflußt sind auch die Vogelmotive der Osebergkunst, obwohl diese Motive auch starke einheimische Überlieferungen aus Stil III zeigen.

Die nordischen Vogelmotive der Osebergzeit erhalten allmählich eine etwas mehr naturalistische Ausformung und nähern sich dabei den keltischen Vorbildern. Auch die eigentümliche Kombination von Vogel-Vierfüßlermotiven besitzen zahlreiche Entsprechungen keltischerseits.

Von starken keltischen Einflüssen zeugt auch der im 10. Jahrhundert entstandene nordische Jellingestil. Die keltischen Vorbilder zu diesem Stile erscheinen schon vollentwickelt in dem Book of Lindisfarne um 700 herum, und die Einflüsse von dieser keltischen Tierornamentik begegnen uns auf nordischem Gebiet schon im 9. Jahrhundert oder vielleicht noch etwas früher, aber vermögen zu dieser Zeit in der nordischen Kunst nur Tendenzen zum Jellingestil hin hervorzubringen. Erst um 900 herum entwickeln sich in der nordischen Kunst die ersten und deutlich ausgeformten Tiermotive des Jellingestils, und im Laufe des 10. Jahrhunderts erfährt dann dieser nordische Jellingestil eine immer nähere Anpassung an die keltischen Vorbilder. Und diese nordische Entwicklung dürfte durch die zu dieser Zeit kräftig aufblühenden dänischen und norwegischen Wikingerkolonien in England oder auf Irland vermittelt sein.

Germanische Schmucktechnik zur Bronze- und Eisenzeit

Von

Otto Krone, Braunschweig

Im Anfang war der Schmuck. Die Sucht zu gefallen ist so alt wie der Mensch, und nicht allein bei dem weiblichen Geschlecht, sondern auch beim Mann. Schon in der Steinzeit bildet neben dem Wehrzeug der Schmuck den Hauptbestandteil des Grabinventars. Freilich ist der Schmuck noch primitiv, durchbohrte Steine, Muscheln, Zähne und Knochen waren es in der Hauptsache, die in Reihungen zu Schmuckketten und Amuletten zusammengesetzt wurden. Erst in dem Augenblick, wo der Mensch dem Schmuckstein, der Muschel oder Schnecke, dem Knochen oder Geweihstück eine Kunstform gab, beginnt die eigentliche Schmucktechnik. Sie verlangte freilich noch keine große Kunstfertigkeit und erforderte infolgedessen auch noch keinen Beruf. Das Bohren und Schleifen konnte von jedermann ausgeführt werden. Erst mit der Bearbeitung des Metalles hat sich ein Gewerbe herausgebildet, das mit der sich stets entwickelnden Technik gleichen Schritt hielt. So finden wir die Schmucktechnik schon in hoher Blüte in der Bronze- und Eisenzeit. Besonders aber in der Zeit der Völkerwanderung. Die in dieser Zeit und auch noch in der nachfolgenden Wikingerzeit entstandenen Schmuckstücke können einen Vergleich mit dem Schmuck der Neuzeit gut standhalten, ja man kann nur wünschen, daß wieder auf der alten Formgebung aufgebaut wird, und daß der Schmuck wieder die gediegene Ausführung erfährt, die die germanische Vorzeit ihm zuteil werden ließ. Es wird nun freilich immer wieder betont, es seien ja heute ganz andere technische Möglichkeiten vorhanden, dem Schmuck neue Formen zu geben. Gewiß trifft dies bei billiger Kaufhausware zu, bei gediegenem Schmuck hat sich aber bis heute nicht viel geändert. In der Werkstatt eines Goldschmiedes werden wir auch heute kaum eine Maschine sehen, die nicht schon zur Bronzezeit vorhanden gewesen sein könnte, wenn auch in anderer Ausführung. Freilich fehlte das Lötrohr, die Blechwalze, an ihre Stelle trat Blasebalg und Hammer, die ja durch Funde nachgewiesen sind. Die älteste schriftliche Überlieferung über das Handwerkliche bei Schmiede- und Gußarbeiten finden wir im Diversarum Artium Schedula des Presbyters Theophilus vom 10. Jahrhundert. Eingehend beschäftigt sich der Mönch mit der Technik, und scheinbar nicht nur als Beobachter, sondern auch als Handwerker, denn seine eingehenden Kenntnisse der Techniken lassen dies vermuten. Für den Vorgeschichtler bedeutet seine Schrift ein wertvolles Kettenmittelglied zwischen der Technik der Vorzeit und der Jetztzeit. Besonders eingehend beschäftigt sich der Mönch mit der Gold- und Silberschmiedearbeit. Er führt uns in die Hütte des Glasbläsers, des Kupfergießers, macht uns bekannt mit den Geräten der Goldschmiede und deren verschiedenen Techniken. Wenn wir nun auch nicht unmittelbar von seinen im 10. Jahrhundert entstandenen Aufzeichnungen Gebrauch machen können, so bekommen wir doch einen wertvollen Hinweis auf eine noch verhältnismäßig einfache Art der Arbeit und können durch diese uns viel leichter ein Bild von der Technik der Vorzeit machen. Freilich werden wir gut tun, uns diese nicht zu primitiv vorzustellen, wir werden auch gut tun, uns nicht die Hersteller von Schmuck

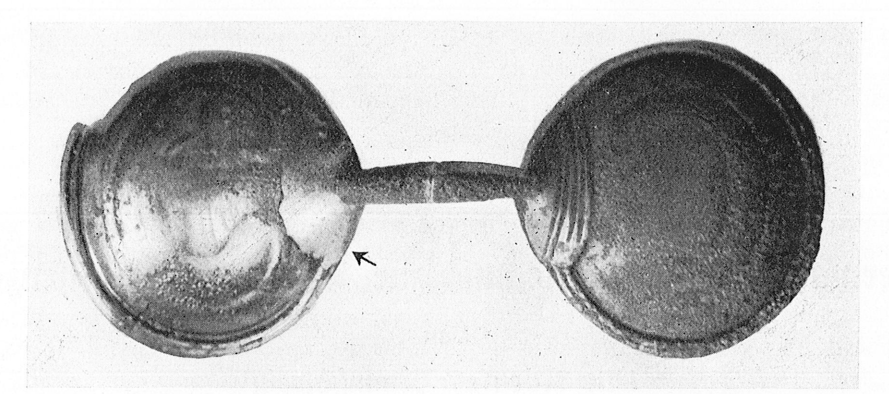


Abb. 203. Lötspuren an einer Brillenfibel aus dem Depotfunde von Watenstedt. Museum Braunschweig

und Waffen als untergeordnete Menschen, Sklaven oder Unfreie zu denken, sondern müssen schon bis zur Bronzezeit zurück mit einer hochentwickelten Technik rechnen, deren Ausführende nur geistig hochstehende Menschen gewesen sein können. Leider ist uns aus der Glanzzeit der nordischen Bronzezeit nur sehr wenig Werkzeug in den Grabfunden überkommen, es wäre aber sehr gewagt zu behaupten, daß nur ein Sklavengeschlecht, dem man keine Gräber baute, die Hersteller von Bronzen waren. Gerade das Gegenteil können und müssen wir annehmen, denn dem Schmuck, der Waffe, wird ja eine vielseitige aber durchaus artmäßige Form gegeben. Das Werkstück wird nach dem Willen des Trägers ausgeführt, er bestimmt seine Gestalt. Wenn wir unverhältnis-

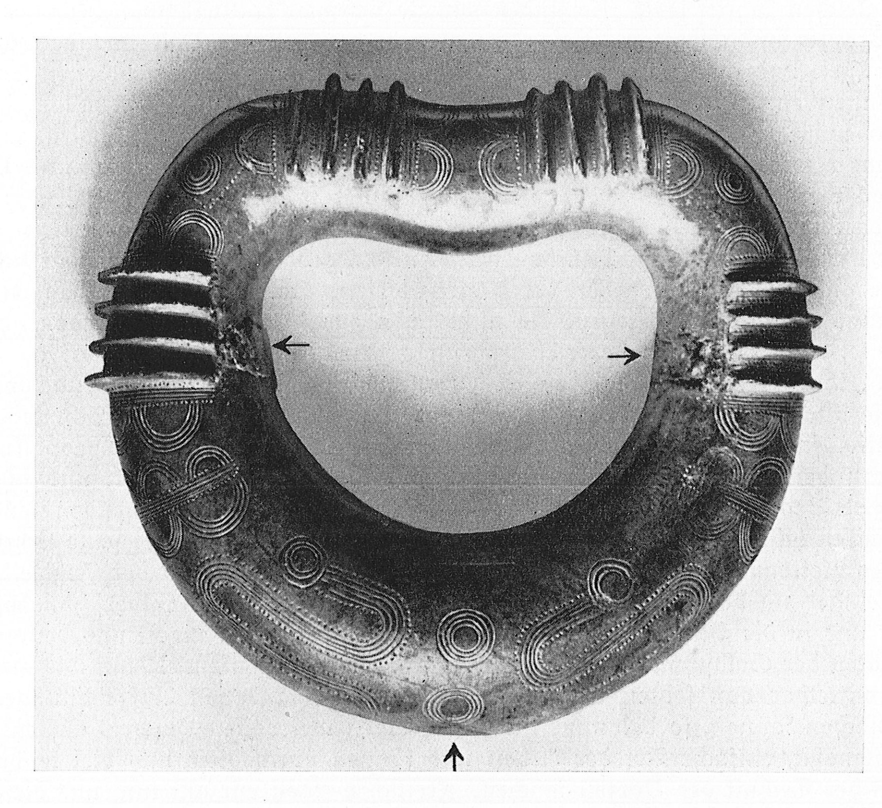


Abb. 204. Lötspuren am Schwurring von Lauingen bei Königslutter. Museum Braunschweig



Abb. 205. Teil eines Hängebeckens. Fundort Elz b. Königslutter. Die Verzierung ist eingepunzt. Museum Braunschweig

mäßig wenig Werkzeuge finden, so ist dies nicht verwunderlich, denken wir doch nur an die Jetztzeit. Aus einer Werkstatt eines Goldschmiedes gehen heute tausende von



Abb. 206. Teil eines Hängebeckens aus dem Depotfunde von Watenstedt b. Terxheim. Die Verzierung ist mitgegossen. Museum Braunschweig

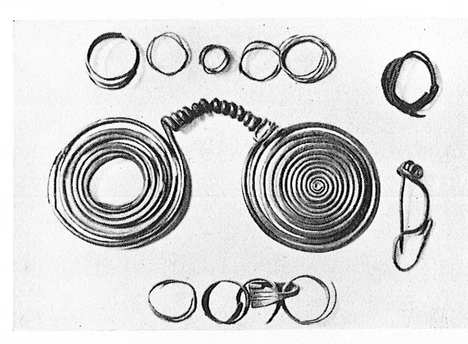


Abb. 207. Drahtschmuck der Bronze- und Eisenzeit. Museum Braunschweig

Schmuckstücken hervor und für alle diese Stücke sind nur wenig Werkzeuge nötig gewesen. Schon unverhältnismäßig früh freilich wird sich ein Handwerk herausgebildet haben, denn die Erfahrungen in der Technik bedingten dies und nur dadurch wurde es möglich, Großes zu leisten. Was aber im Schmuck, im Gerät aus dieser Zeit auf uns gekommen ist, spricht auch ohne aufgefundenes Werkzeug Bände über das rein Technische.

Bekannt ist, daß gerade die Germanen des Nordens hervorragende Techniker im Guß und in Schmiedearbeiten waren. Gußformen, eingeschnitten in Stein oder geformt in Ton, sind auf uns gekommen. Ich möchte an den Fund von Thorsager (Jütland) erinnern, bei dem Fragmente von zahlreichen Tonformen gefunden wurden. Verlorengegangen sind aber in der Glanzzeit der Bronzezeit die Wachsformen, also die sogenannten „verlorenen“ Formen. Daß hier besonders Hervorragendes geleistet wurde, zeigen uns die vielen herrlichen Schmuckstücke in Gestalt von Dosen, Gewandhafteln, Zierscheiben und Ringen. Große technische Schwierigkeiten waren beispielsweise beim Guß von Hohlringen zu überwinden, der Tonkern mußte durch Stifte festgehalten werden, deren Schmelzgrad verschieden von der der Gußmasse war. Die entstandenen Gußlöcher, Luftlöcher oder Blasen mußten wieder ausgefüllt werden. Die Hartlötung von Bronze, die uns auch heute Schwierigkeiten macht, war bekannt und ist vielfach angewandt, freilich in anderer Technik als jetzt. Heute lötet man Bronze mit Silber und Kadmium. Bei Wiederherstellung zerbrochener Stücke, in diesem Falle bei Lötung antiker Bronzen, die nur in seltenen Fällen vorgenommen werden sollte, möchten wir besondere Vorsicht empfehlen, da durch übermäßiges Erhitzen die Patina verschwindet, auch bei falscher Zusammensetzung der Lötmasse das Metall sich zersetzt.

Das Verzieren der Schmuckstücke durch Punzschläge erfordert erstens ein gutes Werkzeug aus gehärteter Bronze, zweitens auch ein Musterbuch mit den komplizierten Mustern der ausklingenden Bronzezeit.

Lars Iver Ringbom zeigt uns die geometrische Konstruktion von Mustern, bei deren Herstellung freilich schon eine hervorragende Zirkeltechnik vorausgesetzt werden

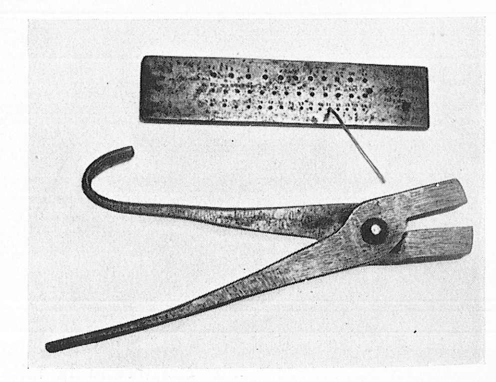


Abb. 208. Moderne Werkzeuge zum Drahtziehen



Abb. 209. Goldschmiede-Werkstatt im 15. Jahrh. Kupfer vom Meister der Liebesgärten. (Nach Mummenhoff)

muß, die uns aber praktisch angewandt, fast unmöglich erscheint. Überlieferte Kreis- und Elipsenkonstruktionen finden wir heute noch in der sogenannten Gärtnerellipse. Das Musterbuch, vielleicht aus Birkenrinde oder Holztafeln, war in der Bronzezeit sehr vielseitig. Treibarbeiten in Bronze sind selten. Bronze läßt sich schmieden, doch muß sie immer wieder geglüht werden, damit sie nicht brüchig wird, im Gegensatz zu Kupfer und Gold, das sich für Treibarbeiten vorzüglich eignet. Es sei hier auf die goldenen Kultgefäße von Boeslunde (Seeland) hingewiesen, auch hier gibt der berühmte Goldfund von Eberswalde Aufschluß über hervorragende Treibarbeit und über die Vielseitigkeit der angewandten Ziermuster.

Ganz besonders hat den Forscher von jeher die Punzarbeit interessiert. Es war die große Frage, ob all die schönen Spiralen und Schlingen mitgegossen oder nachträglich eingepunzt seien. Auch heute dürfte diese Frage trotz aller Proteste noch nicht ganz geklärt sein. Wohl kann man behaupten, daß die meisten Verzierungen mit dem häufig

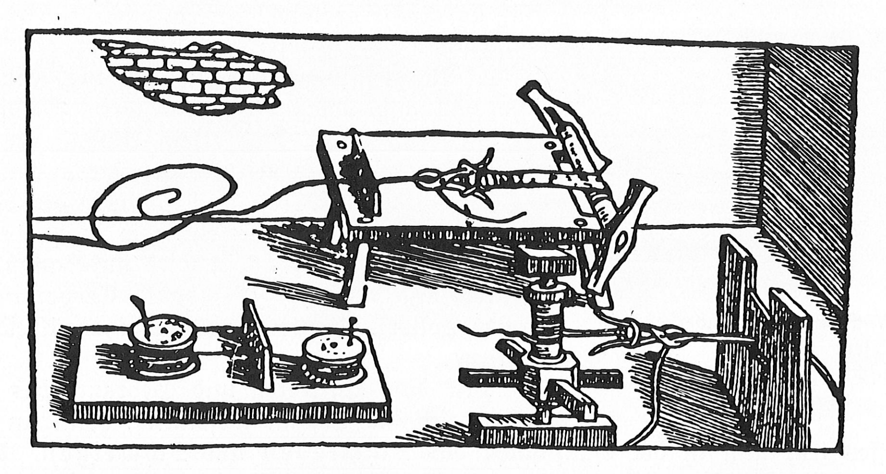


Abb. 210. Drahtziehbänke mit Spill, Haspel und Scheibe aus 1540. (Nach Biringuccio)

gefundenen meißelartigen Punzeisen eingeschlagen sind, doch lassen einige Stücke vermuten, daß ihre *Verzierungen mitgegossen* wurden. Für diese Annahme sprechen zwei Fragmente von Schmuckdosen, die im Braunschweiger Museum vorhanden sind. Bei dem ersten Stück sehen wir deutlich die Durchschläge auf der Innenseite der Dose, bei dem zweiten Stück sind auch nicht die geringsten Arbeitsspuren zu sehen. Beim ersten Stück sind die Punzschläge unregelmäßig, bei der zweiten Art bewundern wir ihre Gleichmäßigkeit. Wir neigen zu der Annahme, daß die Ornamente auf die Wachsform gegraben und mitgegossen sind. Eine Entgegnung, gegossene Linien würden sich nicht so gut und so klar zeigen, ist fehl am Platze, es kommt hier nur auf die Feinheit des Tonmantels an.

Vielgestaltige *Drahtarbeiten* in Nobbenringen, Gewandhafteln, Armberge, Armspirale setzen Kenntnis des Drahtziehens voraus. Leider sind auch hier die Werkzeugfunde sehr selten. Drahtziehplatten sind mir aus der Bronzezeit bisher nicht bekannt geworden. Ob hier freilich Metall oder Stein verwandt wurde, ist ungeklärt. Die Art des *Drahtziehens* dürfte noch dieselbe sein, wie sie heute im Kleinbetrieb der Goldschmiedewerkstatt angewandt wird, und von der uns schon Theophilus Presbyter eine Beschreibung liefert.

Die Herstellung von *Ketten* setzt schon das gleiche Verfahren voraus, wie es heute noch ist. Man umwickelt den Spieß, der entweder rund oder oval sein kann, der Länge nach mit Draht, und schneidet diesen auf. Die einzelnen jetzt entstandenen Glieder werden zusammengedreht und gelötet. Besonders schwierige Arbeit wurde geleistet, wenn man Kettenglieder oder Ringe beweglich ineinandergoß. Diese Arbeit erfordert, was Form und Guß anbetrifft, eine hohe technische Vollkommenheit, die wir bis in die romanische Zeit hinein bewundern. Nicht unerwähnt soll die Technik des Trambulierens bleiben, einer Kunst, die sich von der Jungsteinzeit an besonders in späterer Zeit zu ungewöhnlicher Blüte entwickelte, die aber noch heute in gleicher Weise ausgeführt wird. Mit einem Breitstichel wird durch rotierende Bewegung die Verzierung eingegraben. *Granulierungsarbeiten* (granulum = das Körnchen), wie sie in jüngeren Zeiten bei Germanen und Etruskern vorkommen, sind uns in der Bronzezeit noch unbekannt. Das *Niello*, das wir besonders bei den kerbschnittartigen Ornamenten der Bronzen finden, beschreibt der Mönch Theophilus eingehend. Die hierbei verwandte Füllmenge bestand in der Bronzezeit aus einer Harzmasse, wie sie sich ähnlich noch in den Schalengefäßen der Völkerwanderungszeit findet. Diese braune, in Scheiben vorkommende, im Brande wohlriechende Masse, dient auch zum Dichten von Gefäßen, wenn beim Guß sich Löcher gebildet haben, oder auch zum Befestigen von Speerspitzen, auch füllte man Hohlräume in den Ringen und Schmuck damit aus. Eine ähnliche Füllmasse besaßen wir noch beim Goldschmuck der Biedermeierzeit, hier ersetzt Asphalt die Harzmasse. Bei der Bearbeitung von Bernstein dürfte ein ähnliches Verfahren auch schon in der Bronze- und Eisenzeit angewandt sein, wie es heute angewandt wird. Der Bernstein wird auf Sandstein geschliffen und mit Harzsaft (heute Terpentin) und Kreide poliert. Heute verwendet man Kreide und Spiritus.

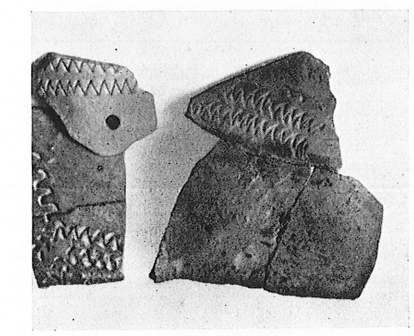


Abb. 211. Steinzeitliche Scherben mit trambuliertem Ornament. Fundort Braunschweig Land. Museum Braunschweig

Mit dem Auftreten und Gebrauch des Eisens ändert sich die Technik wesentlich, denn an Stelle des Gusses trat nun in der Hauptsache das *Schmieden* und *Schweißen*. Wieder ist es der Mönch Theophilus, der uns den Weg weist, der aber schon erkennt,

Abb. 212. Breitlappiger Wendelring. c Originalring. Fundort Wendhausen b. Braunschweig. d Nachbildung des Ringes. Museum Braunschweig

daß die Behandlung des Eisens besonders den nordischen Völkern liegt, während er beispielsweise den Italikern die Technik der Beinbearbeitung zuschreibt. In den Sagas der Nordmänner spielt deshalb auch Wieland der Schmied eine markante Rolle. In der sogenannten Eisenzeit mehren sich die Funde der Geräte wesentlich. Die Funde von Nydam und Vimoor haben uns nicht nur Waffen, sondern auch Geräte der Eisenzeit gebracht, die aufklärend für die derzeit herrschende Technik der Eisenbearbeitung sind. Es sind in Nydam Messer, Ahlen, Pfriemen, viele Arten von Beilen mit Schäftung und Holzhammer gefunden, ähnlich wie sie uns die Beigaben eines langobardischen Goldschmiedegrabes in Böhmen zeigen. Der Vimoorfund brachte Amboß, Schmiedezangen, Ahlen, Eisenfeilen, Hohlmeißel und Beile. Für Holzbearbeitung brachte er außerdem noch einen Holzhobel. Die Schmucktechnik tritt jetzt zurück hinter der Herstellung von Gebrauchsgegenständen und Waffen. Immer ist es noch der Bronzeschmuck, der freilich in anderer Formgebung diese Zeit beherrscht und auch herrschend bleibt bis in die geschichtliche Zeit. Neue Techniken treten auf. Das Eisen verwendet man in der ersten Zeit seines Auftretens als Edelware. Ähnlich wie Gold zum Tauschieren, doch merkt man sehr bald, daß man nicht mit der leichten Vergänglichkeit des Stoffes gerechnet hatte. Bemerkenswert ist, und ich möchte dies als Anregung für neuere Forschung geben, daß verschiedentlich eiserne Gewandhafteln und Gürtelhaken eine Legierung von Eisen zeigen, die fast völlig rostfrei bleibt. Die gefundenen Stücke haben eine blanke Oberfläche von stahlblauem Aussehen, so daß sie beim Auffinden fast den Eindruck einer Bronze machen. Es ist hier auch möglich, daß eine bestimmte Erde konservierend gewirkt hat. Soweit mir bekannt ist, sind Gußformen für Zierstücke nur wenig bekannt. Annehmen müssen wir hier, daß Lehm oder Sandformen benutzt wurden, wie diese auch heute noch im Gebrauch sind. Wenn die Gußtechnik, abgesehen von der Verhüttung des Raseneisensteins in Öfen zu Luppen, nun hinter der Schmiedetechnik zurücktritt, so ist es die letztere, die von einer bewundernswerten Technik der germanischen Stämme Zeugnis ablegt. Als Beispiel möchte ich hier den Wendelring, eine typisch germanische Schmuckform, heranziehen.

Besonders ist es der breitlappige Ring, der schon an die Technik große Anforderung stellt, wenn man außerdem bedenkt, daß das Handwerkszeug, verglichen mit dem heutigen, immerhin primitiv zu nennen ist. Im 2. Jahrg., Heft 7/8, Germanen-Erbe habe ich die praktischen Versuche, die von Schülern der Braunschweiger Handwerkerschule unter unserer Leitung ausgeführt wurden, eingehend beschrieben. Die Versuche sind restlos geglückt und haben mit dazu beigetragen, unserer heranwachsenden Jugend Achtung vor der Werktätigkeit der Germanen der Vorzeit einzuflößen.

Das Tauschieren, Einhämmern von Edelmetall in Eisen ist eine schon früh gepflegte Kunst, die aber keine allzu große Technik voraussetzt, wohl aber vom Geschmackssinn unserer Vorfahren Zeugnis ablegt.

Die kulturellen Werte der Technik im allgemeinen und der Schmucktechnik insbesondere, wie wir sie immer wieder bei den Vorzeitfunden, besonders in der Glanzzeit der Bronzezeit bewundern müssen, sind es, die uns stolz machen und die uns in Gemeinschaft mit den sittlichen Werten unserer Vorfahren einen hervorragenden Platz unter den Völkern der Erde sichern. — Weber schreibt in seinen „Dreizehnlinden“:

> Wissen heißt, die Welt verstehen,
> Wissen lehrt verrauschter Zeiten
> Und der Stunde, die da flattert,
> Wunderliche Zeichen deuten.
> Und da sich die neuen Tage
> Aus dem Schutt der alten bauen,
> Kann ein ungetrübtes Auge,
> Rückwärts blickend, vorwärts schauen.

Nordische und nichtnordische Schmuckgestaltung und -tragweise

Ein Beitrag zu „Rasse und Schmuck“

Von

Walther Schulz, Halle

1. Die Gewandspange und Brosche

Etwa gleichzeitig ist in Nordeuropa und in Südeuropa die bronzene Gewandspange entstanden, deren Urformen einander recht nahe stehen, die dann aber wesentlich verschiedene Entwicklungsreihen durchlaufen. Wir erkennen hier die nordische Hinneigung zur symmetrischen Ausgestaltung, die in Mittel- und Südeuropa geradezu gemieden wird. Verwiesen sei auf die Abbildungen 213—221, die ohne weiteres für sich sprechen. Dieser Unterschied in dem Formempfinden ist zweifellos rassisch begründet.

Während die hier angeführten nordischen Spangen der urgermanischen Zeit angehören, können wir am Ende der Bronzezeit bei den Germanen ein Abbrechen der überlieferten Formengebung bei der Spange feststellen. So wurde in der vorgeschichtlichen Eisenzeit seitens der Germanen die südliche unsymmetrische Spange von den mitteleuropäischen Kelten übernommen, die als „Latènefibel“ bekannt ist (Abb. 222). Die Germanen gehen aber seit Zeitwende wiederum dazu über, die fremde Spange umzugestalten und ihrem Geschmack dadurch anzupassen, daß sie eine in der Längsachse symmetrische Form mit Schauseite schaffen, die dann weiter sich zu den Prachtspangen der Völkerwanderungszeit entwickelt (Abb. 223 u. 224). Neigung zu symmetrischer Ausgestaltung führt daneben in der Völkerwanderungszeit zu der gleicharmigen Spange (hier ist besonders die sächsische Spange zu nennen), zu der rechteckigen Brosche (Prachtstück Abb. 225) und vor allem zu der Rundbrosche, die vereinzelt schon in vorgeschichtlicher Zeit und in den ersten Jahrhunderten nach Zeitwende auftritt, aber seit der frühen Völkerwanderungszeit zunehmend in Gebrauch kommt (Abb. 226 u. 229), um schließlich im 7. und 8. Jahrhundert als Kleiderverschluß die erste Stelle einzunehmen (Abb. 227 u. 228). Die Bügelspange lebt in der Wikingerzeit nur noch in Ostskandinavien fort, die Brosche aber als Kleidungsverschluß und späterhin als Brustzier ist über das Mittelalter hinaus bis zur heutigen Volkstracht in Gebrauch geblieben (Abb. 230 u. 231).

Daß bei gleichem Schmuckempfinden verwandte Formen unabhängig voneinander zu verschiedenen Zeiten auftreten können, zeigt ein Vergleich der Spangenschalen der Bronzezeitspange wie Abb. 217 und der Schalenbrosche der Wikingerzeit wie Abb. 234, oder auch der Kettengehänge des nördlichen Elbgebietes um die Mitte des letzten Jahrtausends v. d. Ztr. wie Abb. 232 und des entsprechenden Schmuckes der Wikingerzeit wie Abb. 234, womit schließlich auch der Brustschmuck der friesischen Bäuerin Abb. 245 verglichen werden könnte. Die nordische Neigung zur gleichmäßigen Anordnung läßt sich übrigens nicht nur

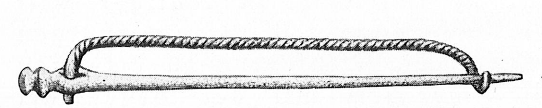


Abb. 213. Nordische Urspange

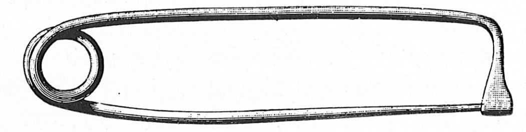


Abb. 214. Südliche Urspange

an der Schmuckform, sondern auch in der Tragweise des Schmuckes erkennen; selbst für die Gesamttracht treffen die Beobachtungen zu, wie hier nur kurz angedeutet sei.

2. Weitere Schmuckstücke

Allgemein steht dem in Maßen getragenen Schmuck der Nordländerin die Fülle des Schmuckes im mittleren und südlichen Europa gegenüber, wobei hängende Schmuckstücke hier besonders beliebt sind. Aus der mitteleuropäischen Steinzeit, in der Hängespiralen aus Kupfer getragen wurden, ist diese Schmuckform in der Bronzezeit von den mitteleuropäischen Nachbarvölkern der Germanen übernommen worden (Abb. 235). Auch zu den Germanen ist dann diese Schmuckform gelangt, wo sie besonders im östlichen Hannover als Spange erscheint (Abb. 236), um dann, eine vorübergehende Modeerscheinung, wieder zu verschwinden. Eine in Thüringen vertretene Form des Hängeschmucks sei in Abb. 239 wiedergegeben, und zwar nicht nur als Beispiel nichtnordischer Schmuckgestaltung, sondern auch besonders, um darauf hinzuweisen, wie im Gegensatz zu der sauberen sorgfältigen Arbeit der germanischen Handwerker hier nur auf eine Gesamtwirkung bei Vernachlässigung der Einzelausführung Wert gelegt ist. Auch die Spangen Abb. 220 und 221 mögen in ihrer Arbeit unter diesen Gesichtspunkten verglichen werden, denn zwischen ihren Fundorten führte damals die Grenze des nordisch-germanischen Kulturgebietes. Bis nach Mitteleuropa geht die Vorliebe der Hängeketten und leicht beweglicher, vielfach blechdünn gearbeiteter Schmuckstücke, wie sie Abb. 242, 238 und als Beispiel heutiger Zeit Abb. 240 wiedergeben. Solche Klapperbleche sind nur als Modeerscheinung hier und da einmal in das germanische Kulturgebiet eingedrungen.

Ursprünglich ungermanisch ist besonders der Beinschmuck, unter dem in der Bronzezeit vor allen Dingen die Beinbergen zu nennen sind (Abb. 241), die aus dem mitteleuropäischen Gebiet auch zu den Germanen Norddeutschlands gelangten und wohl dazu gedient haben, am Unterschenkel die Beinbinde festzuhalten. Es ist dabei bemerkenswert, daß Beinschmuck in verschiedenen Zeiten immer nur an den Grenzen des nordischen Gebietes auftritt, so zunächst in der jüngeren Steinzeit in der Rössener Kultur (Abb. 242), hier wohl unter Einfluß des bandkeramischen Volkes, und später in der Latènezeit bei den Kelten (Abb. 243).

Gleichfalls nichtnordischer Herkunft ist der Ohrschmuck. Er wurde in der Bronzezeit von den Germanen übernommen und hier besonders von der frühen Eisenzeit bis in die Latènezeit viel getragen (z. B. Ohrschmuck der ostdeutschen Gesichtsurnen, Segelohrringe des Mittelelbegebietes). Er verschwindet dann aber wieder für Jahrhunderte, um im Laufe der Völkerwanderungszeit noch einmal den Weg von Süden nach Norden zu nehmen.

Wenn bei den Kelten der Mann einen Halsring trug (Abb. 244), so ist auch dieser unserem heutigen Empfinden nach für einen Mann nicht passende Schmuck ein Zeichen dafür, daß die mitteleuropäischen Kelten hier unnordisch beeinflußt sind, verzichtete doch in urgermanischer Zeit und altgermanischer Zeit der Mann fast vollständig auf eigentlichen Schmuck.

Diese Zusammenstellung einiger Beispiele, die sich mit Leichtigkeit noch vermehren ließen, mag genügen, um zu einer Untersuchung über die Zusammenhänge von Rasse und Schmuck, auch von Rasse und Tracht, anzuregen. Ein Vergleich der in den Abb. 245 u. 246 wiedergegebenen nordischen und westischen Frau geben dazu einen abschließenden Hinweis.

Es eröffnet sich hier eine Aufgabe der Zusammenarbeit zwischen Vorgeschichte und Volkskunde auf rassenkundlicher Grundlage. Es ist nicht so wesentlich, dem Vorgeschichtlichen oder gar „Primitiven" in heutiger Zeit nachzuspüren, das sich hier und da vielleicht noch in Winkeln verborgen gehalten haben könnte, sondern Ziel sei, das Bluterbe zu erkennen und klarzulegen, das die vorgeschichtliche Zeit mit der Gegenwart verbindet.

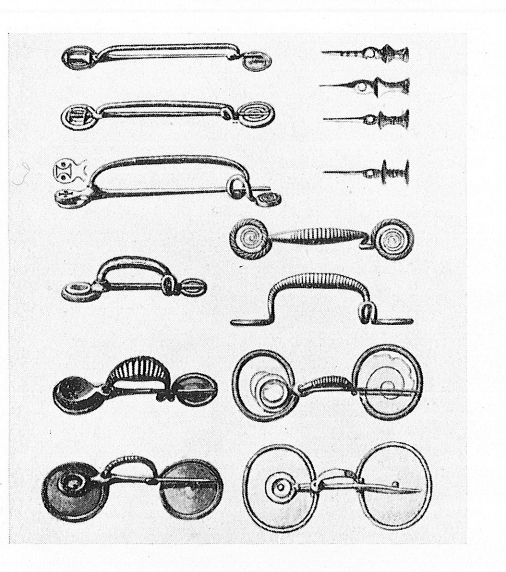
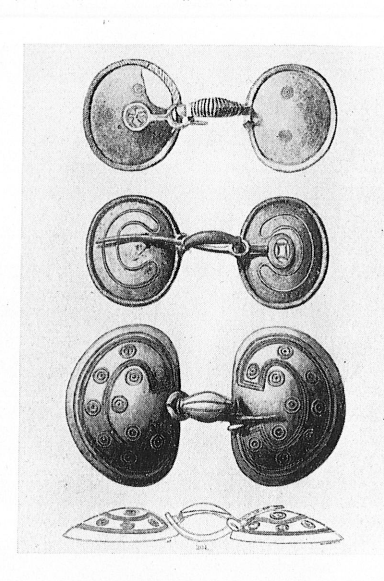



Abb. 215. Nordische Entwicklungsreihe der Spange

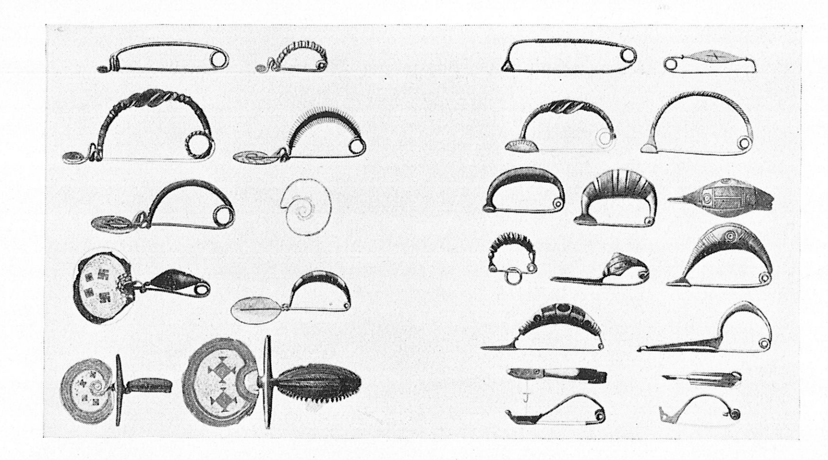
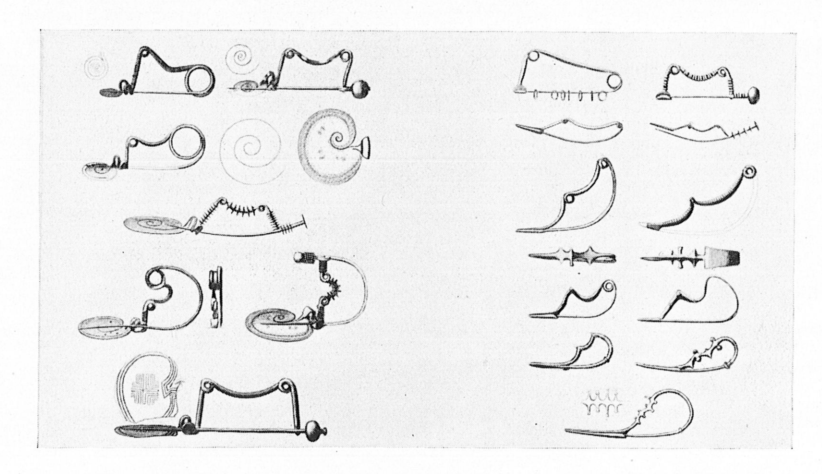



Abb. 216. Südliche Entwicklungsreihen der Spange

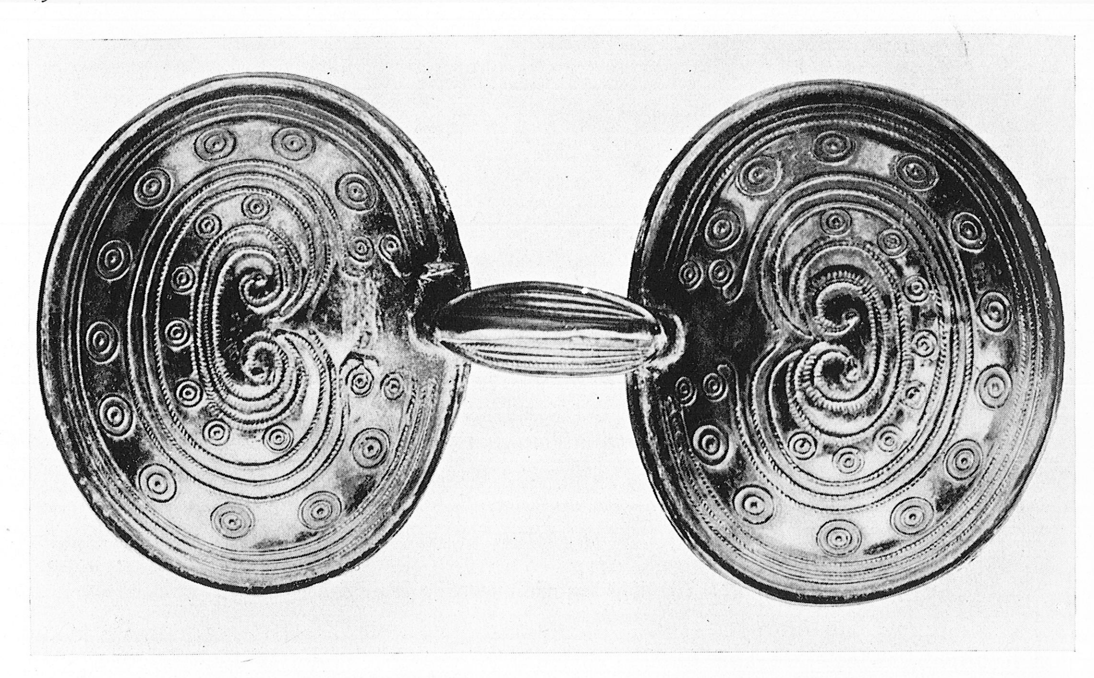


Abb. 217. Endform der nordischen Spange der Bronzezeit. Garlipp, Kr. Stendal

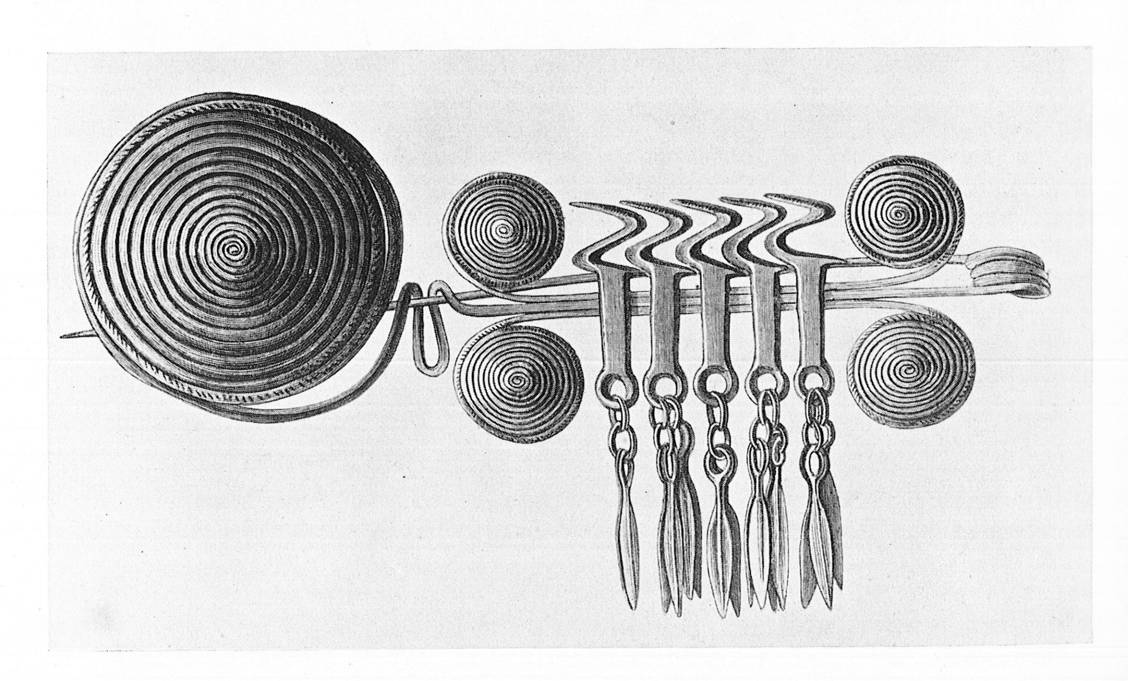


Abb. 218. Ausgeprägte Südform der Spange mit Hängezier. Ungarn (nach Hampel)

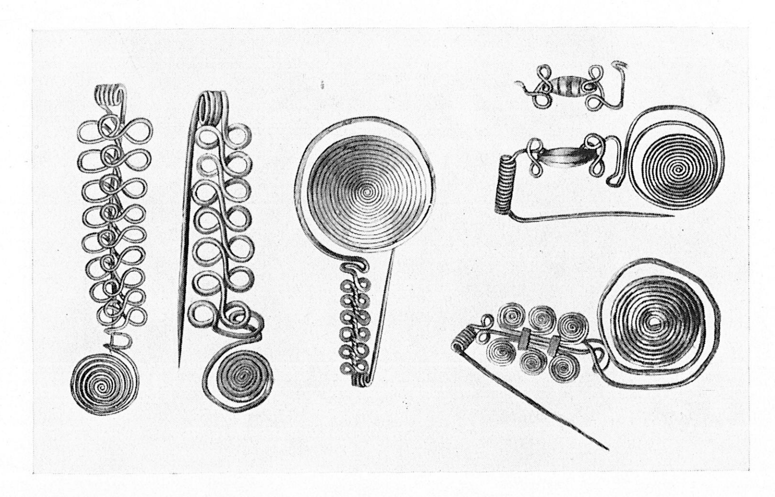


Abb. 219. Ungarische Spangenformen (nach Hampel)

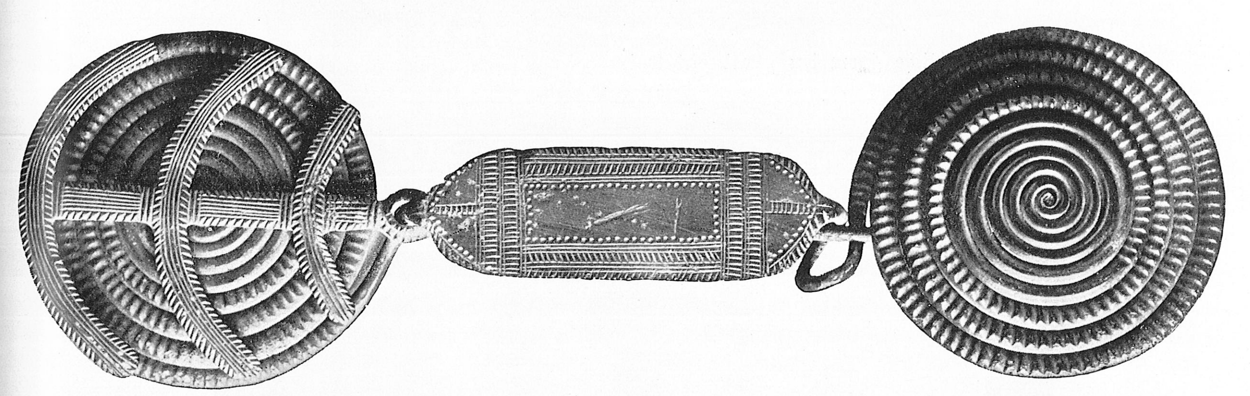


Abb. 220. Norddeutsch-germanische Entwicklungsform der Spange. Stappenbeck, Kr. Salzwedel

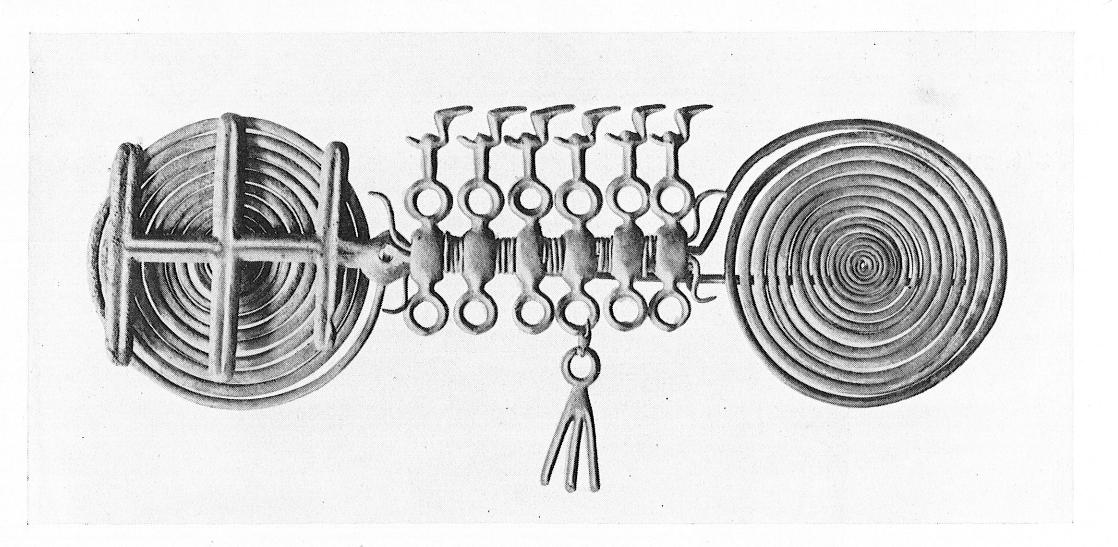


Abb. 221. Norddeutsch-mitteleuropäische Mischform aus dem mitteldeutschen Grenzgebiet. Lützkendorf, Kr. Querfurt. Vgl. die Fibeln Abb. 218 (Hängezierat), Abb. 219 (Achterschleifen), Abb. 220 (Gesamtform)

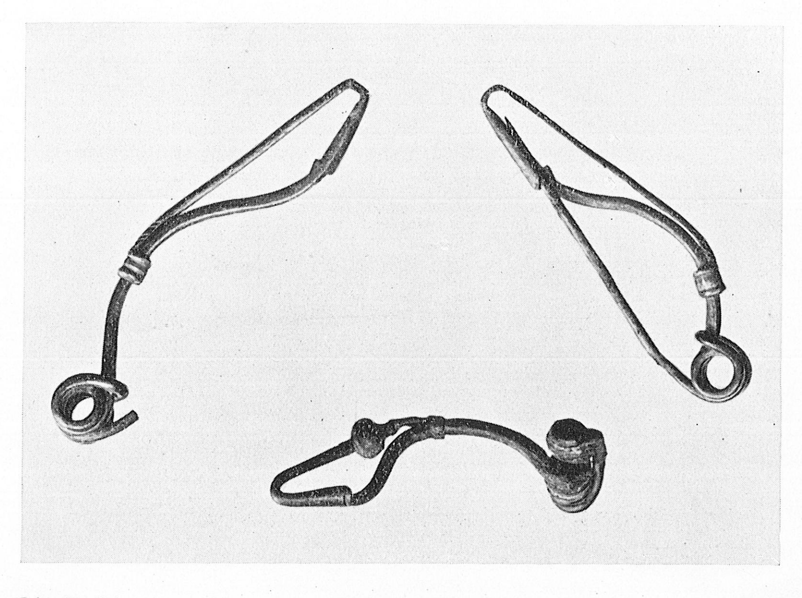
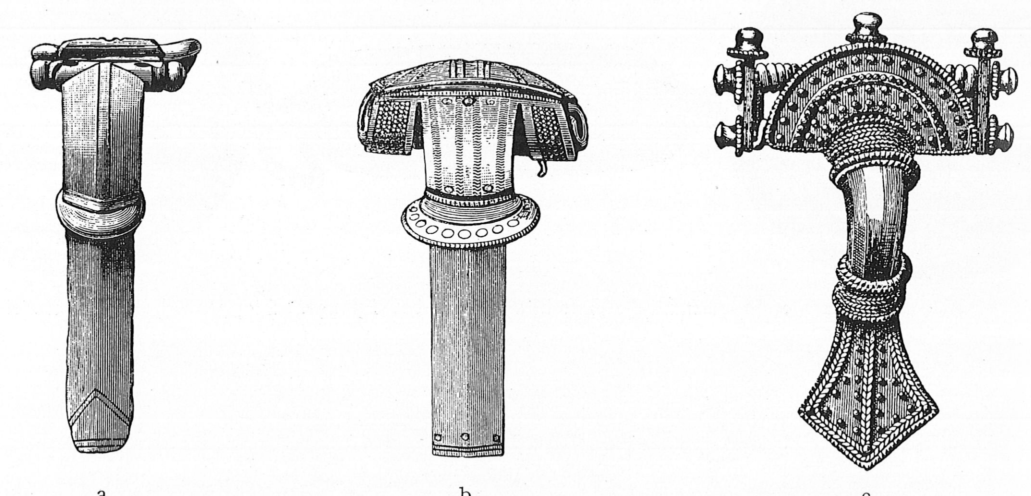


Abb. 222. Die südliche Form der „Latènefibel" im germanischen Gebiet (Gegend von Wittenberg) um 100 v. d. Ztr.



a b c

Abb. 223. Germanische Umformungen der südlichen Spange seit der Zeitwende (einige Beispiele)
a Augenfibel, 4. Jahrh. b Fibel mit zweilappiger Rollenkappe, 1. Jahrh.
c Prachtfibel Sacrau, Schlesien, 4. Jahrh.

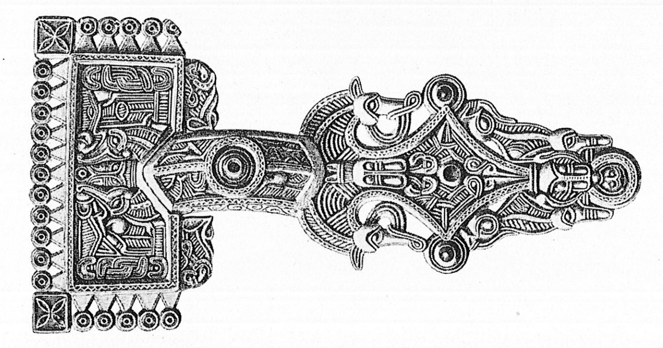


Abb. 224. Fortentwicklung in der Völkerwanderungszeit, Norwegen

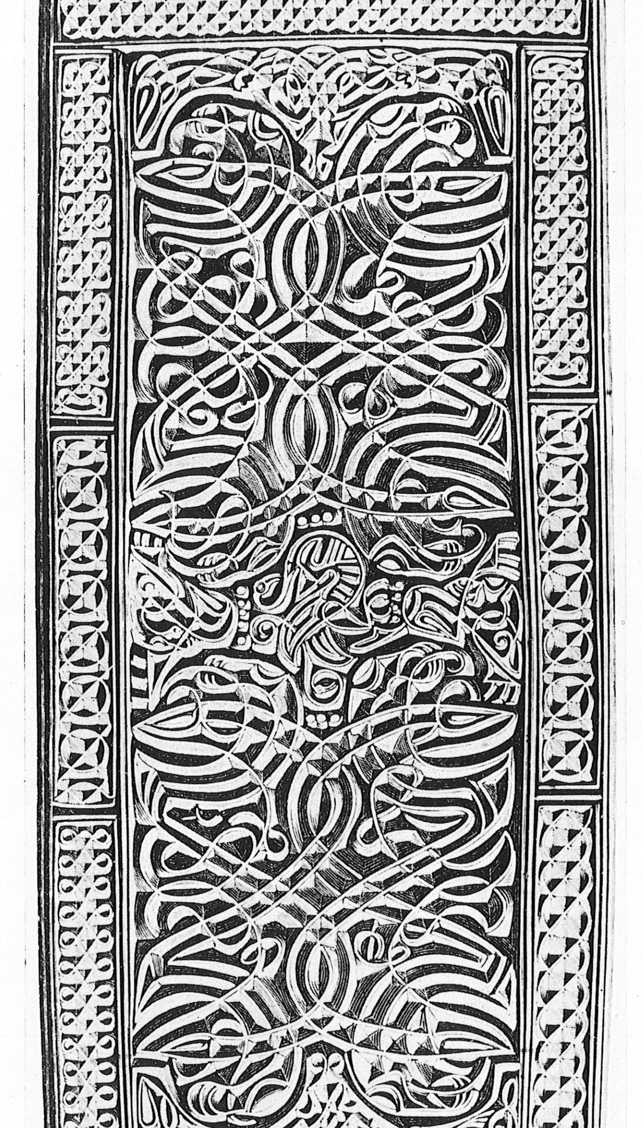
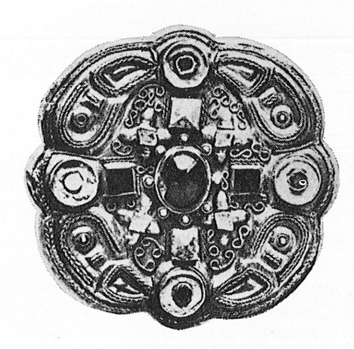


Abb. 225. Rechteckige Plattenbrosche. Schonen. 7. Jahrh.



Abb. 226. Hakenkreuzbrosche von Häven, Mecklenburg



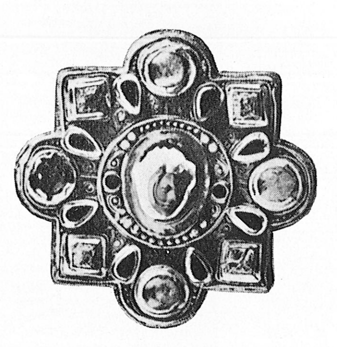


Abb. 227 und 228. Fränkisch-burgundische Broschen. 7./8. Jahrh.

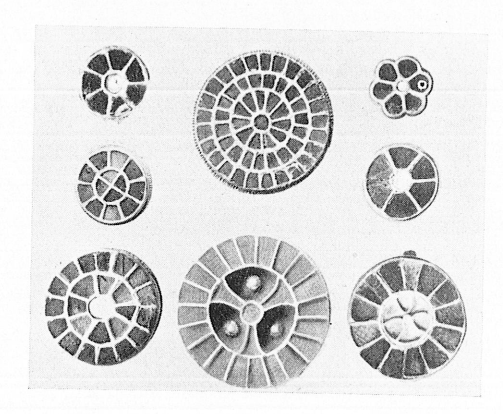


Abb. 229. Kleinbroschen. 5./6. Jahrh.



Abb. 230. Gerburg, Dom von Naumburg a. S. 13. Jahrh. (vgl. Abb. 228)

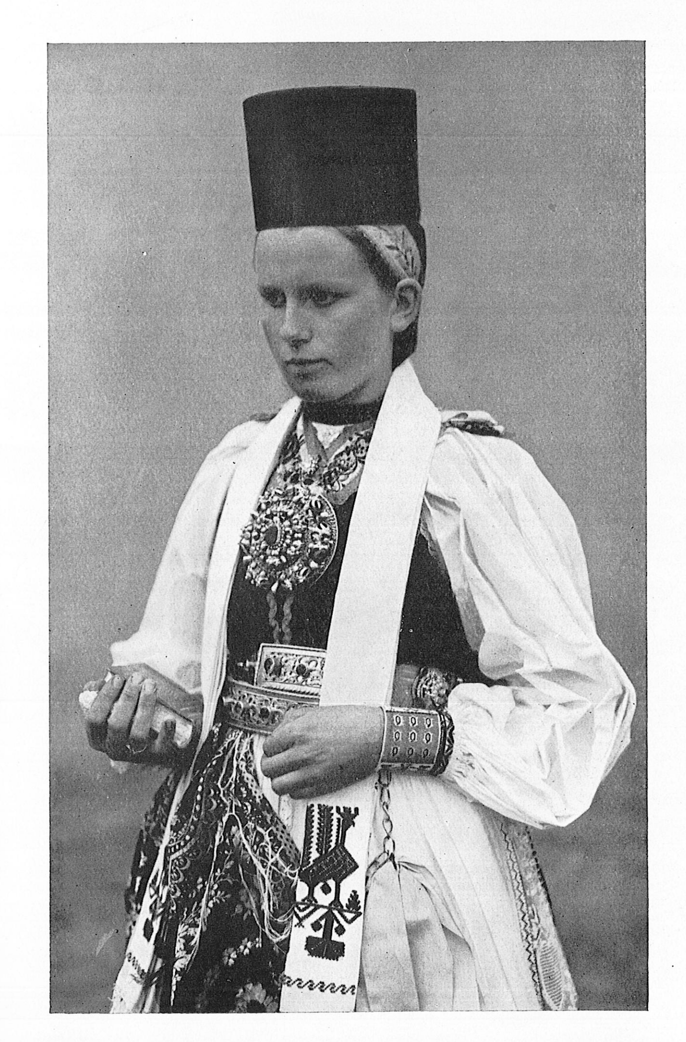


Abb. 231. Siebenbürger Mädchen aus Stolzenburg mit Patzel

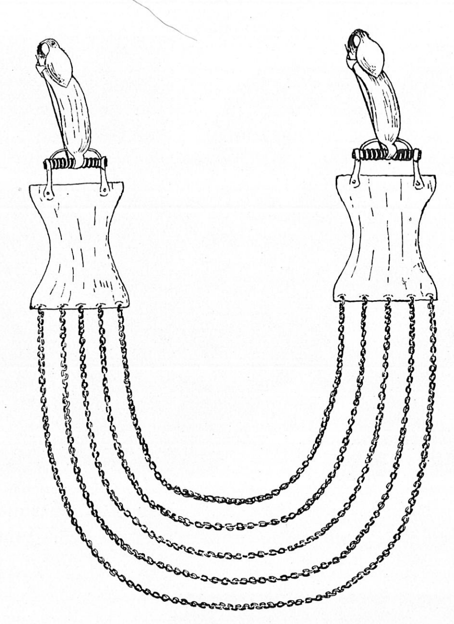


Abb. 232. Spange mit Kettenschmuck um die Mitte des letzten Jahrtausends v. d. Ztr. Altmark



Abb. 233. Kleeblattförmige Brosche
Abb. 234. Spangen mit Kettenschmuck der Wikingerzeit. Uppland

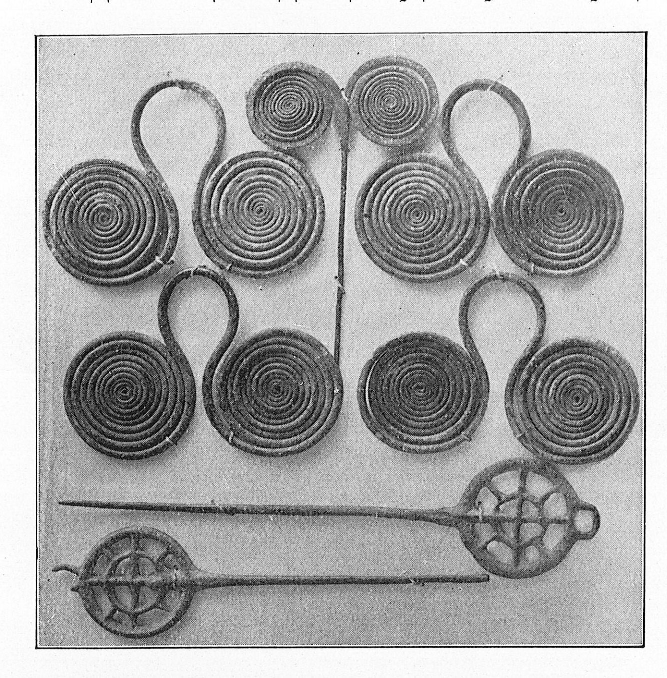


Abb. 235. Hängeschmuck und Radnadeln aus einem Grabe der älteren Bronzezeit von Dörrensolz bei Meiningen



Abb. 236. Die Germanen Osthannovers haben den Hängeschmuck als Fibel übernommen, Modeerscheinung, die bald wieder verschwindet. Klein Hesebeck, Kr. Ülzen

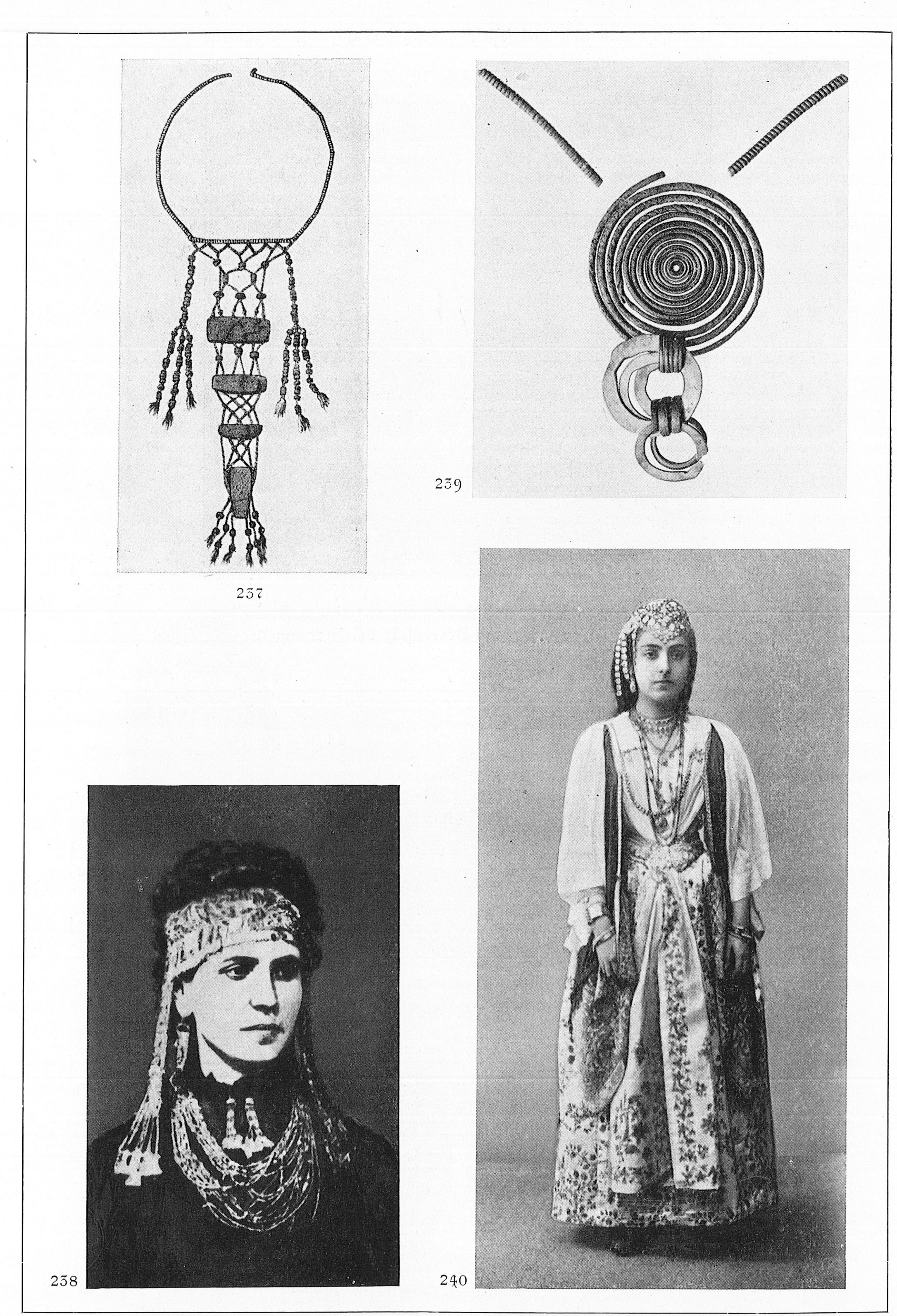
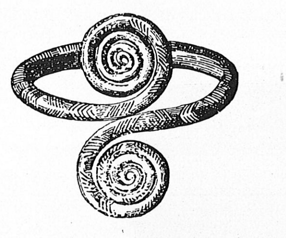


Abb. 237. Hängeschmuck aus Bayern. Nach Birkner, „Bilderatlas für die Ur- und Vorzeit Bayerns"
Abb. 238. Goldhängeschmuck von Hissarlick (Troja), getragen von Frau Schliemann, der Gattin des Ausgräbers
Abb. 239. Hängeschmuck der Bronzezeit. Roßleben, Kr. Querfurt
Abb. 240. Vornehme Frau aus Georgien mit Hängeschmuck ähnlich Abb. 238





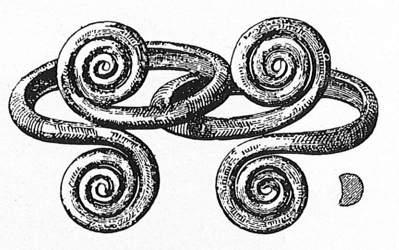


Abb. 241. Beinbergen älterer Form aus der illyrischen Kultur Schlesiens (nach B. v. Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien)

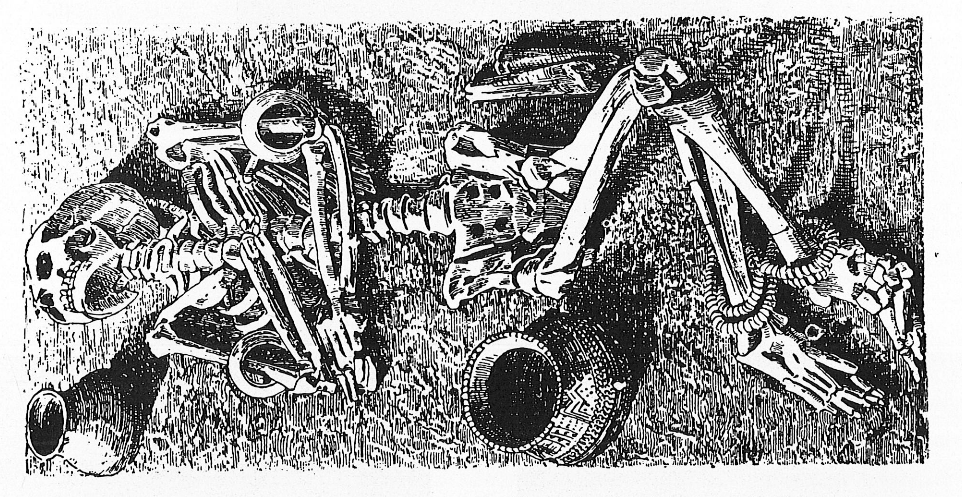


Abb. 242. Grab der jüngeren Steinzeit von Rössen, Kr. Merseburg, mit Knöchelschmuck

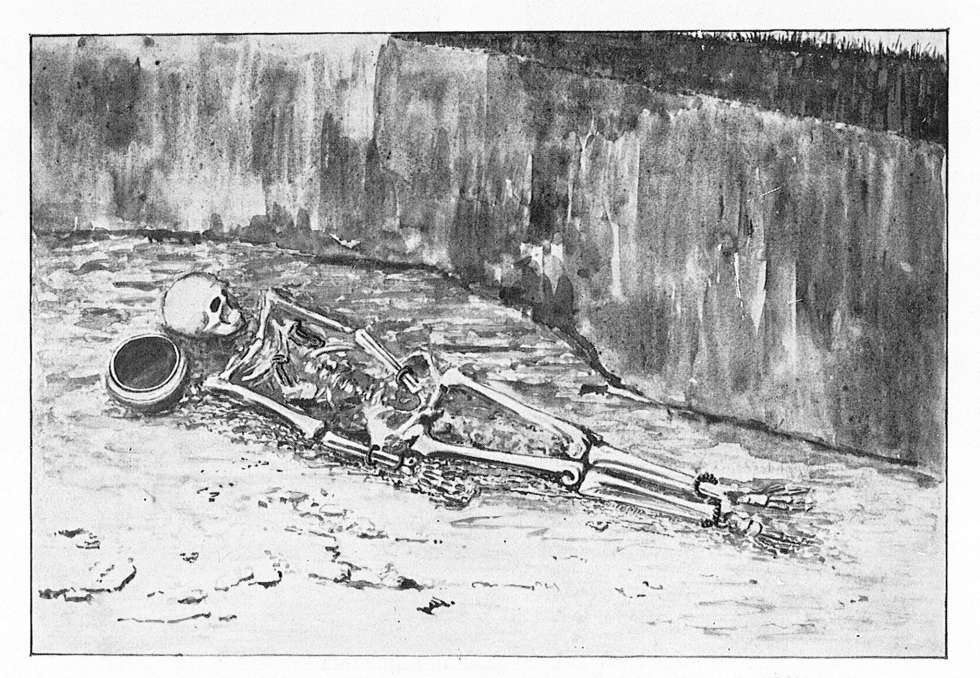


Abb. 243. Keltisches Frauengrab von Oberhof, Kr. Breslau. Mit Knöchelschmuck (nach M. Jahn, Die Kelten in Schlesien)

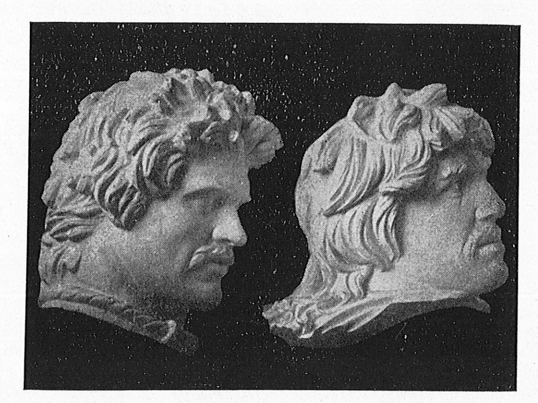


Abb. 244

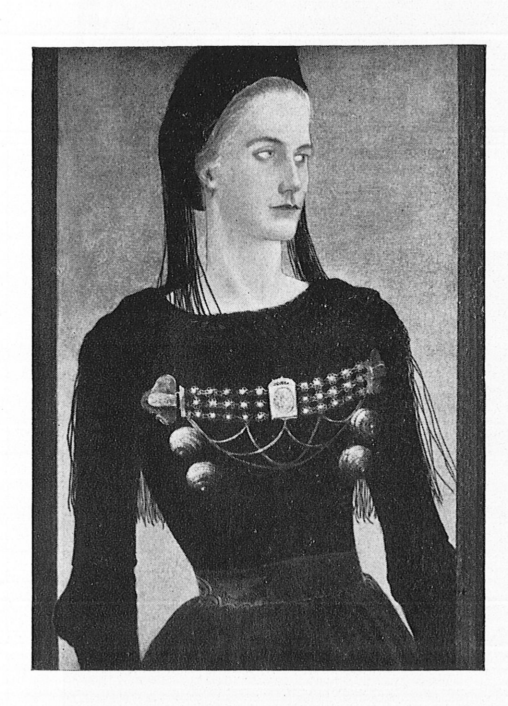


Abb. 245

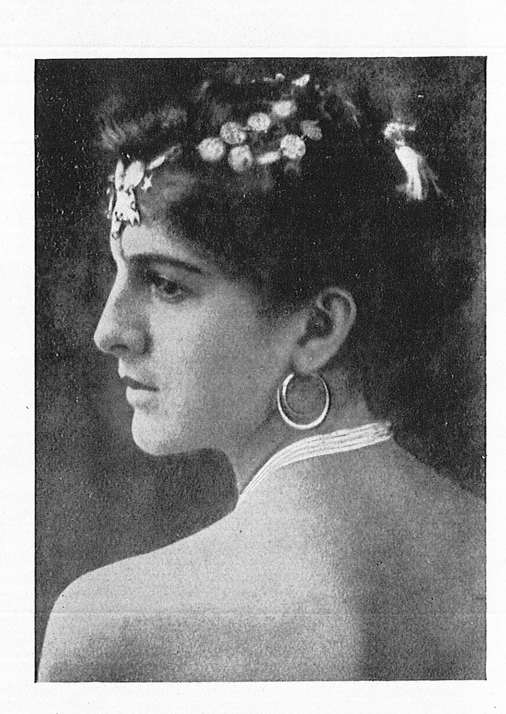


Abb. 246

Abb. 244. Gallier mit Halsring
Abb. 245. Schmuck der Friesin. Bildnis von Wilhelm Petersen
Abb. 246. Schmuck der Südländerin

Quellennachweis der entliehenen Druckstöcke

Für folgende Abbildungen wurden freundlicherweise Druckstöcke zur Verfügung gestellt:

Abb. 37, S. 27 (Landesanstalt f. Volkheitskunde, Halle a. d. Saale). Aus: Jahresschrift d. Vorgeschichte d. sächs.-thür. Länder, Band 21.

Abb. 43, S. 31 und Abb. 44, S. 32 (Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Mainz). Aus: Schumacher-Klumbach, Germanendarstellungen, Band 1.

Abb. 83, S. 81, Abb. 87a u. b, S. 84 (Märkisches Museum, Berlin).

Abb. 108, S. 107 (Verlag Kamp, Bochum). Aus: Heimat und Reich, Oktober 1934.

Abb. 243, S. 205 (Schlesischer Altertumsverein, Breslau). Aus: Jahn, Die Kelten in Schlesien, Leipzig 1931.

Druck von Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale)